

Wiener Stadt-Bibliothek.

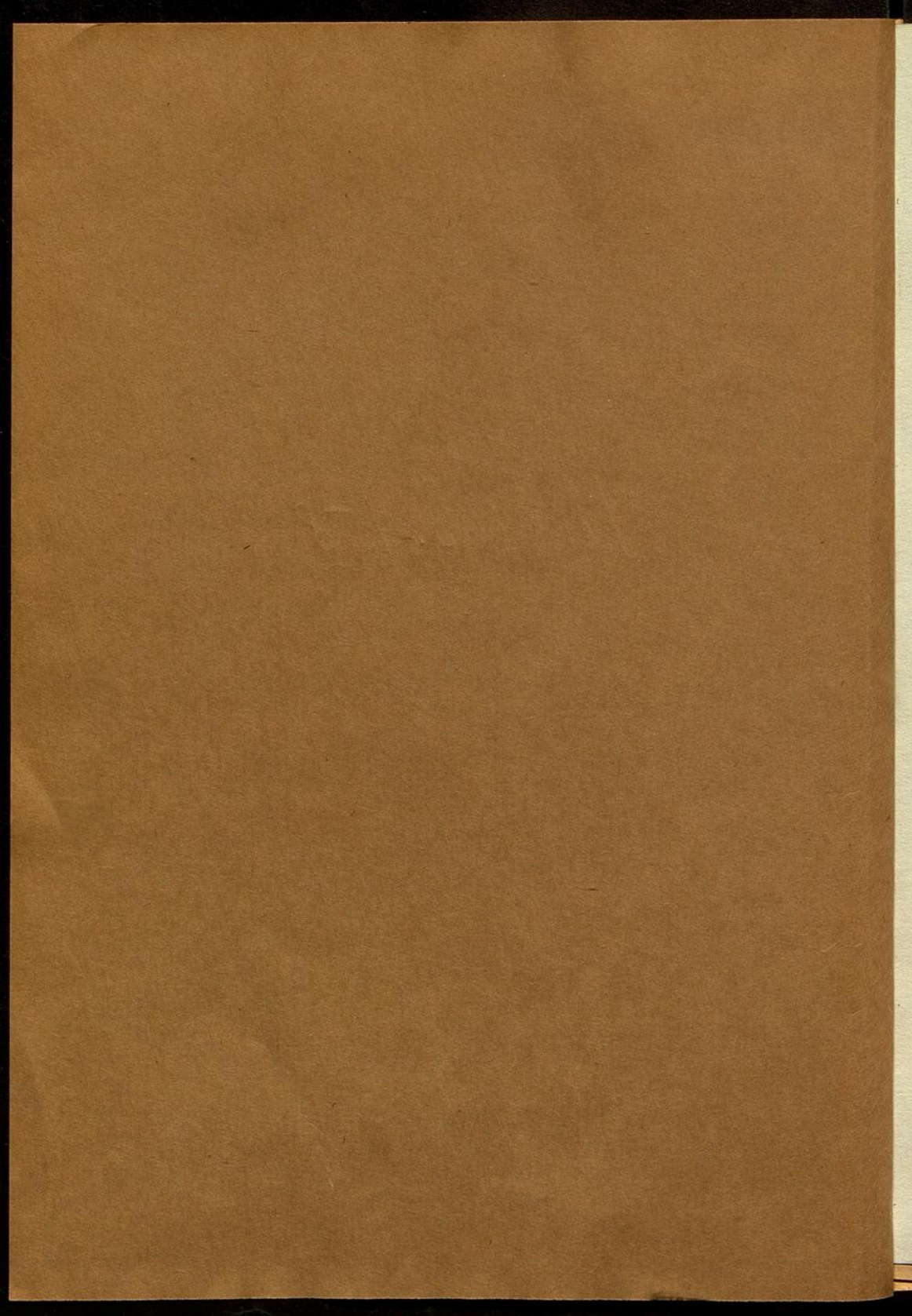
163458 Ja

Wiener Stadt-Bibliothek.

163458 Ja

Te 163.458





Ja 163. 458

K A R L K R A U S

D I E F A C K E L

Nr. 912 - 915

August 1935



K O R R E K T U R B Ö G E N

(vor dem Umbruch)

H. I. N. 176. 799



SECRET

CONFIDENTIAL

SECRET

SECRET

SECRET

CONFIDENTIAL

(CONFIDENTIAL)

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

1. Der Satiriker, 1. Fassung	Bl. 1	
2. "	2 -	4
3. "	5	
2. Erinnerung und Ergänzung, 1. Fassung..	6 -	7
2. " ..	8 -	11
3. " ..	12 -	13
4. " ..	14 -	21
5. " ..	22 -	229
6. " ..	30 -	36
(nur 1. und letzte S.) 7. " ..	37 -	41
3. Satirische Zeitkritik		
Brief Dr. Sameks (Original)	42	
1. Fassung	43 -	51
2. "	52 -	60
4. Zerline Gabillon, 1. Fassung	61 -	63
2. " (unvoll.)	64 -	67
3. "	68 -	74
4. "	75 -	86
5. "	87 -	97
6. " (mit Zitat)	98 -	112
Klichee und neuer Umbruch.....	113 -	116
5. Nachschrift	117	
6. Lichtenberg-Zitate (3 Redaktionen) ..	118 -	120
7. Die deutsche Sprache in Paris		
1. Fassung	121	
2. "	122	
3. "	123 -	126
4. "	127 -	130
5. " (2 Redaktionen der ersten Seite und die letzte)	131 -	133

Jg 163. 458



INHALTSVERZEICHNIS

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	24	25	26	27	28	29	30	31	32	33	34	35	36	37	38	39	40	41	42	43	44	45	46	47	48	49	50	51	52	53	54	55	56	57	58	59	60	61	62	63	64	65	66	67	68	69	70	71	72	73	74	75	76	77	78	79	80	81	82	83	84	85	86	87	88	89	90	91	92	93	94	95	96	97	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107	108	109	110	111	112	113	114	115	116	117	118	119	120	121	122	123	124	125	126	127	128	129	130	131	132	133	134	135	136	137	138	139	140	141	142	143	144	145	146	147	148	149	150	151	152	153	154	155	156	157	158	159	160	161	162	163	164	165	166	167	168	169	170	171	172	173	174	175	176	177	178	179	180	181	182	183	184	185	186	187	188	189	190	191	192	193	194	195	196	197	198	199	200
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----	-----

128

Und es hängt, ein ehern Gewölbe, der Himmel
über uns, es lähmt Fluch die Glieder der
Menschen, und die erfreuenden Gaben der Erde
sind wie Spreu, es spottet unser mit ihren
Geschenken die Mutter und alles ist Schein.

Hölderlin

Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, ist
der Staat in seiner Fäulnis kaum der Erhaltung wert.

Wir nennen Frieden, was doch nur Lethargie vor
dem ~~Ende~~ ist, und ich fürchte, wir erwachen nur zu
unserm Ende.

H 707r

Ich kann nicht leugnen, ich habe zuweilen Furcht
gehabt; aber die Furcht hat mich nie gehindert, auch
mit Gefahr meines Lebens etwas zu tun, was ich mit
Gründen wollte. Und dieses errungene Gefühl der
bewußtengesammelten Stärke wird endlich zur größeren
Festigkeit als die natürliche Furchtlosigkeit.

Wo von innen Sklaverei ist, wird sie von außen
bald kommen.

Ich sehe die schöne Palingenesie meiner Nation,
wenn nur erst ihre Harpyen tot sind.

Alles was man in dieser Zeit für seinen Charakter
tun kann, ist, zu dokumentieren, daß man nicht zur
Zeit gehört.

Es ist freilich traurig, Satiren zu schreiben; aber
was soll man anders tun, wenn man kein Kabliou
ist? Alles, was man sieht und hört, ist ja Satire. Wenn
man Satire fühlt, muß man Satire schreiben. Jeder
Blick in die Welt gelte Satire.

Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie
sind, um eine treffliche Satire zu machen.

Die Deutschen haben bei jeder Gelegenheit einen
sehr gewöhnlichen Ausdruck: Das kann ich gar nicht
leiden. Und doch ist nichts Schlechtes, Vernunft-
widriges und Niederträchtiges, was sie seit fünf-
hundert Jahren und besonders in der letzten Zeit von innen
und außen nicht gelitten hätten.

Alles würde in der Welt am besten mit Negativen
gehen. Die Wegschaffung des Schlimmen wird schon
das Gute bringen.

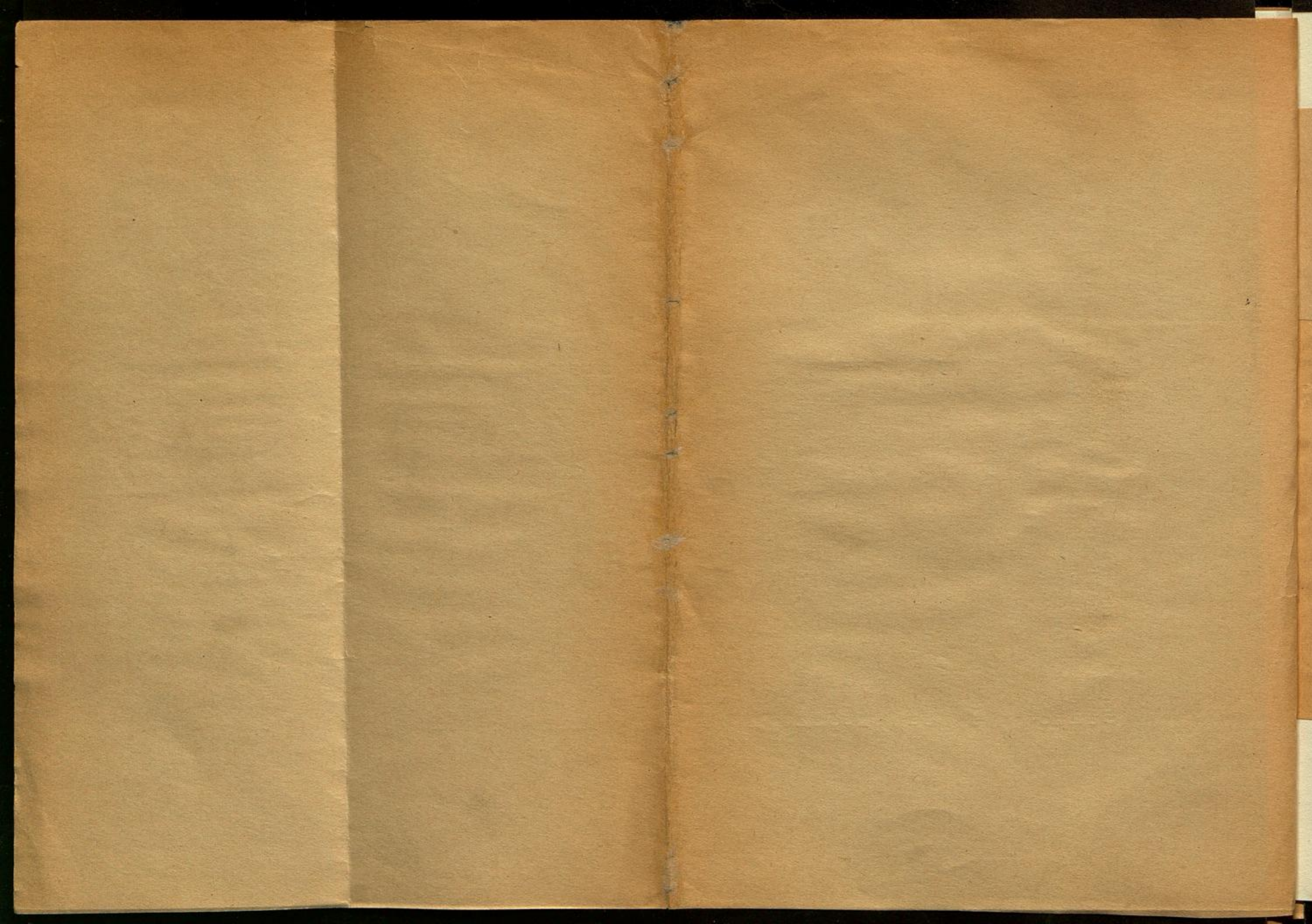
Seume

Denn der hat viel gewonnen, der das Leben
verstehen kann, ohne zu trauern.

Hölderlin

was ist es mit
Mutter!
Spott!

187



Der Satiriker

Und es hängt, ein ehern Gewölbe, der Himmel
über uns, es lähmt Fluch die Glieder der Menschen,
und die erfreuenden Gaben der Erde sind wie Spreu,
es spottet unser mit ihren Geschenken die Mutter
und alles ist Schein.

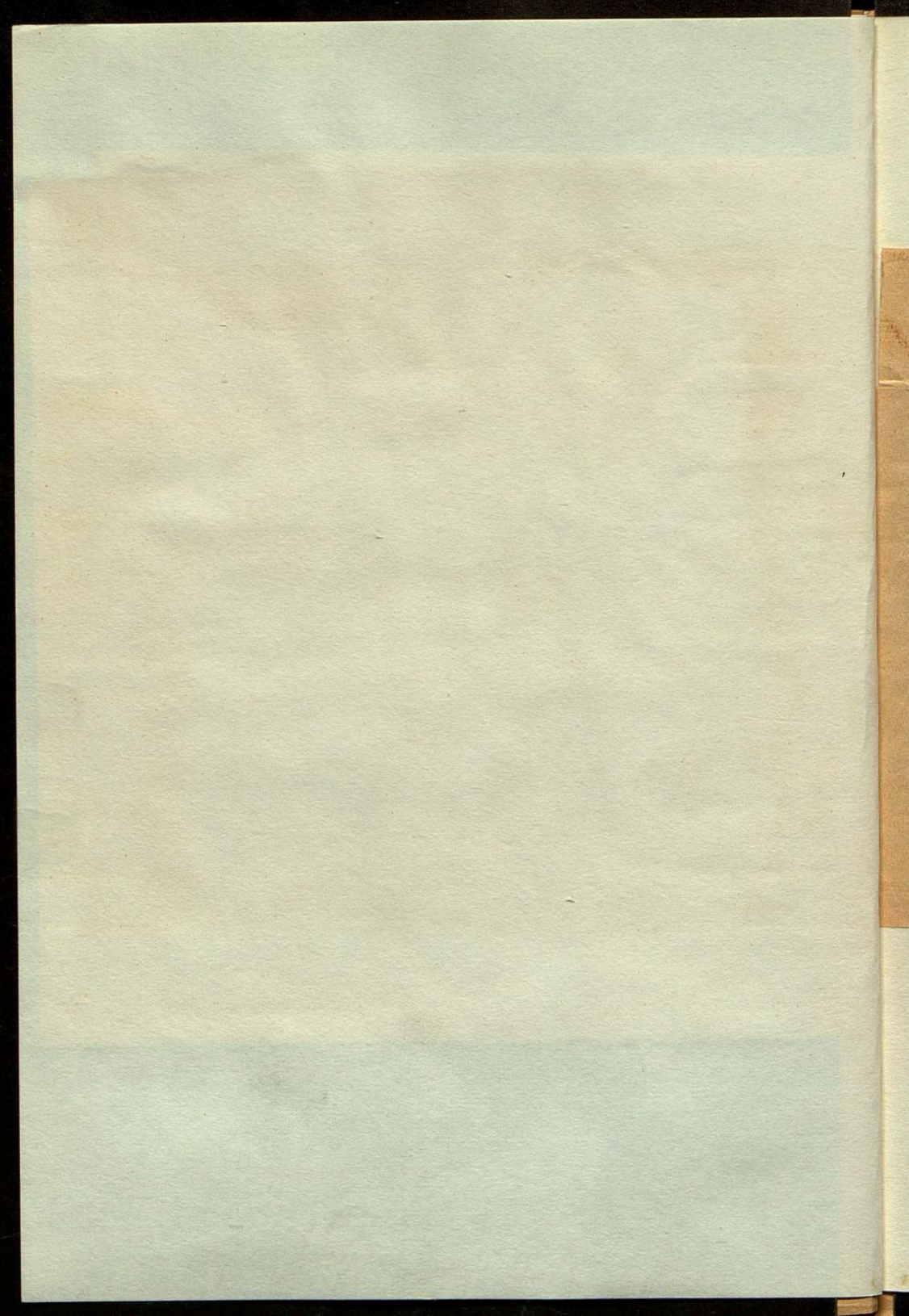
Hölderlin

Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, ist
der Staat in seiner Fäulnis kaum der Erhaltung wert.

Wir nennen Frieden, was doch nur Lethargie vor
dem Tode ist, und ich fürchte, wir erwachen nur zu
unserm Ende.

Ich kann nicht leugnen, ich habe zuweilen Furcht
gehabt; aber die Furcht hat mich nie gehindert, auch
mit Gefahr meines Lebens etwas zu tun, was ich mit
Gründen wollte. Und dieses errungene Gefühl der
bewußten gesammelten Stärke wird endlich zur größeren
Festigkeit als die natürliche Furchtlosigkeit.

Wo von innen Sklaverei ist, wird sie von außen
bald kommen.



Alles was man in dieser Zeit für seinen Charakter tun kann, ist, zu dokumentieren, daß man nicht zur Zeit gehört.

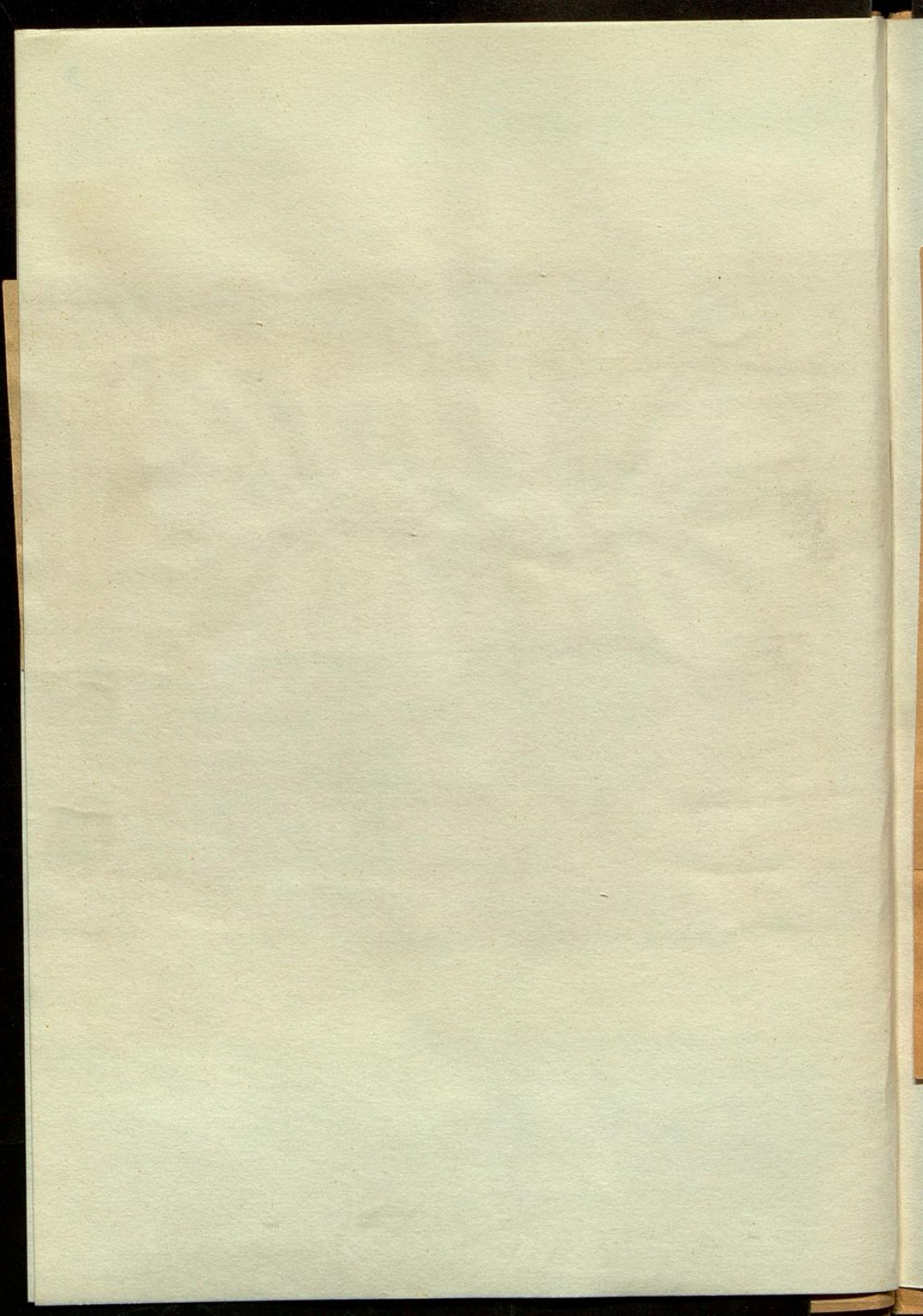
(Anti) Saume

↳ Eine ~~gleiche~~ Enttäuschung mußte Nestroy allen denen bereiten, die ihn auf eine bestimmte Reformidee verpflichtet glaubten. ↳ Der Satiriker kann sich + wie jedermann - eine Zeitlang mit einer politischen These oder irgend einer Formulierung des Sittengesetzes identifizieren, aber da es seine besondere Gabe und Mission ist, die menschliche Unzulänglichkeit gegenüber der Idee zu sehen und darzustellen, so wird es ihm unmöglich sein, die opportunistischen Selbsttäuschungen festzuhalten, deren der Pathetiker der politischen oder moralischen Forderung zum Zwecke der Parteibildung oder der Selbsterhaltung nicht entraten kann. Die geistige Freiheit, die der Satiriker Nestroy sich gegenüber der formulierten These jederzeit wahrte, konnte dem gesinnungs-üchtigen Vertreter der These kaum anders denn als Wankelmüt erscheinen.

Otto Rommel

(Johann Nestroys sämtliche Werke,
historisch-kritische Gesamtausgabe,
Verlag von Anton Schroll & Co.,
Wien, 8. Band, § 557 ff)

H)



Es ist freilich traurig, Satiren zu schreiben; aber was soll man anders tun, wenn man kein Kabliau ist? Alles, was man sieht und hört, ist ja Satire. Wenn man Satire fühlt, muß man Satire schreiben. Jeder Blick in die Welt gellt Satire.

3

Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie sind, um eine treffliche Satire zu machen.

Die Deutschen haben bei jeder Gelegenheit einen sehr gewöhnlichen Ausdruck: Das kann ich gar nicht leiden. Und doch ist nichts Schlechtes, Vernunftwidriges und Niederträchtiges, was sie seit fünfhundert Jahren und besonders in der letzten Zeit von innen und außen nicht gelitten hätten.

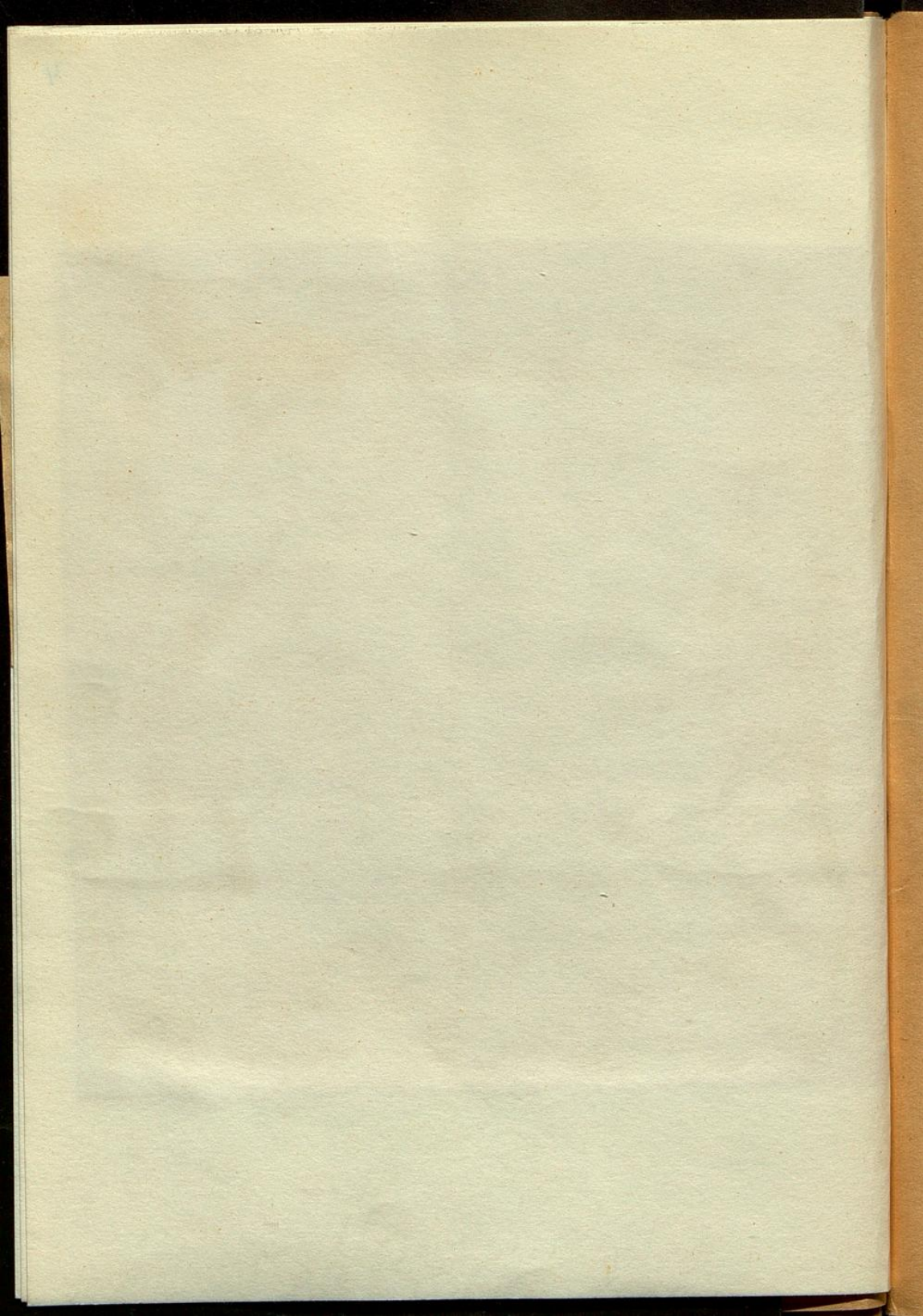
Alles würde in der Welt am besten mit Negativen gehen. Die Wegschaffung des Schlimmen wird schon das Gute bringen.

Seume

Denn der hat viel gewonnen, der das Leben verstehen kann, ohne zu trauern.

Hölderlin

Ich sehe die schöne Palingenesie meiner Nation, wenn nur erst ihre Harpyen tot sind.



Der Satiriker

Und es hängt, ein ehern Gewölbe, der Himmel
über uns, es lähmt Fluch die Glieder der Menschen,
und die erfreuenden Gaben der Erde sind wie Spreu,
es spottet unser mit ihren Geschenken die Mutter
und alles ist Schein.

Hölderlin

Wo ein einziger Mann den Staat erhalten kann, ist
der Staat in seiner Fäulnis kaum der Erhaltung wert.

Wir nennen Frieden, was doch nur Lethargie vor
dem Tode ist, und ich fürchte, wir erwachen nur zu
unserm Ende.

Ich kann nicht leugnen, ich habe zuweilen Furcht
gehabt; aber die Furcht hat mich nie gehindert, auch
mit Gefahr meines Lebens etwas zu tun, was ich mit
Gründen wollte. Und dieses errungene Gefühl der
bewußtstengesammelten Stärke wird endlich zur größeren
Festigkeit als die natürliche Furchtlosigkeit.

Wo von innen Sklaverei ist, wird sie von außen
bald kommen.

Alles was man in dieser Zeit für seinen Charakter
tun kann, ist, zu dokumentieren, daß man nicht zur
Zeit gehört.

Seume

Eine Enttäuschung mußte Nestroy allen denen
bereiten, die ihn auf eine bestimmte Reformidee
verpflichtet glaubten. — Der Satiriker kann sich,
wie jedermann, eine Zeitlang mit einer politischen
These oder irgend einer Formulierung des Sitten-
gesetzes identifizieren, aber da es seine besondere
Gabe und Mission ist, die menschliche Unzulänglich-
keit gegenüber der Idee zu sehen und darzustellen,
so wird es ihm unmöglich sein, die opportunistischen
Selbsttäuschungen festzuhalten, deren der Pathetiker
der politischen oder moralischen Forderung zum
Zwecke der Parteibildung oder der Selbsterhaltung
nicht entraten kann. Die geistige Freiheit, die der
Satiriker Nestroy sich gegenüber der formulierten
These jederzeit wahrte, konnte dem gesinnungstüchtigen
Vertreter der These kaum anders denn als Wankelmut
erscheinen.

Otto Rommel

(Johann Nestroys sämtliche Werke,
historisch-kritische Gesamtausgabe,
Verlag von Anton Schroll & Co.,
Wien, 8. Band.)

Es ist freilich traurig, Satiren zu schreiben; aber
was soll man anders tun, wenn man kein Kabliou
ist? Alles, was man sieht und hört, ist ja Satire. Wenn
man Satire fühlt, muß man Satire schreiben. Jeder
Blick in die Welt gelt Satire.

Man darf die meisten Dinge nur sagen, wie sie
sind, um eine treffliche Satire zu machen.

Die Deutschen haben bei jeder Gelegenheit einen
sehr gewöhnlichen Ausdruck: Das kann ich gar nicht
leiden. Und doch ist nichts Schlechtes, Vernunft-
widriges und Niederträchtiges, was sie seit fünf-
hundert Jahren und besonders in der letzten Zeit von innen
und außen nicht gelitten hätten.

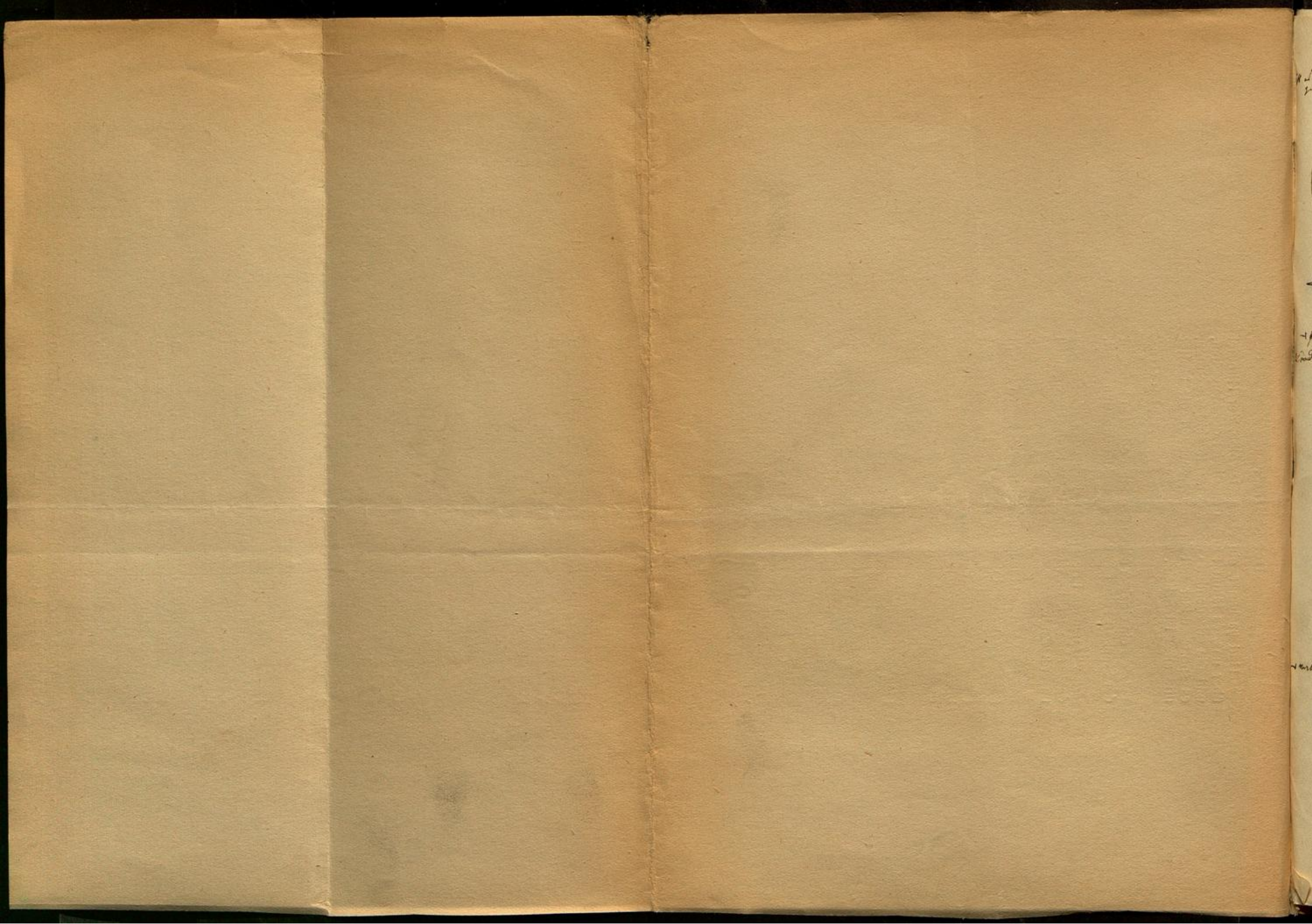
Alles würde in der Welt am besten mit Negativen
gehen. Die Wegschaffung des Schlimmen wird schon
das Gute bringen.

Seume

Ich sehe die schöne Palirgenisse meiner Nation,
wenn nur erst ihre Harpyen tot sind.

Denn der hat viel gewonnen, der das Leben
verstehen kann, ohne zu trauern.

Hölderlin



Handwritten notes at the top, including 'N. F. Pr.', 'Meran', and 'Daniel Spitzer'.

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer

Main body of text starting with 'Wien, 3. Juli 1835 - Meran, 11. Januar 1893' and discussing the centenary of Daniel Spitzer.

Handwritten note on the left margin: 'L. in Wien'.

Handwritten note on the left margin: 'passend für'.

Handwritten note on the left margin: 'unbekannt'.

Handwritten note on the left margin: '→ die'.

Handwritten notes on the right margin: 'Spitzer', 'Chronik', 'H. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'H. M. M. M.'.

Handwritten notes on the right margin: 'H. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'H. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'L. C.'.

Handwritten note on the right margin: 'L.)'.

Handwritten note on the right margin: 'L. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'L. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'L. M. M. M.'.

Handwritten notes on the right margin: 'L. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'L. M. M. M.'.

Handwritten notes on the right margin: 'L. M. M. M.'.

Handwritten note on the right margin: 'L. M. M. M.'.

[The page contains extremely faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the document. The text is too light to transcribe accurately.]

Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mirrored and difficult to decipher due to the bleed-through effect.

Handwritten text, possibly a signature or a specific note, located in the middle of the page.

Da kann man sich nicht wundern, wenn die ...
Handwritten text, likely bleed-through from the reverse side of the page. The text is mirrored and difficult to decipher due to the bleed-through effect.

Frankl v. Kapfing & Kerschbaumer

Erinnerung und Ergänzung

Daniel Spitzer

Wien, 3. Juli 1835 — Meran, 11. Januar 1893

18

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamen Reisen als mit den genußreichen Wiener Spaziergängen — des im Zwang der Chronik manchmal Ermüdeten — Neuland der deutschen Prosa betreten hat, ist vom geistigen Wien ignoriert worden. Von dem der »Ravag«, wie es sich gebührt, denn wo Vergleiche naheliegen, ist es immer geraten, zu der Satire bei den Maoris zu schweifen oder wenigstens zum »Feuilleton der Woche« vom Scheger, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Da sich aber jede Schmach von selbst versteht, die dieses geistige Wien (heute zu ~~treiben~~) oder zu dulden vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die »Concordia« das Datum beachtet hat noch ihre Presse, die, einst mehr wissend als erlaubt war, nur noch der Direktive »man kann nicht wissen« gehorcht. Das Neue Wiener Tagblatt hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt; was früher links ging, jetzt »inwendig raisonnirt«, aber gern mit falschen Erinnerungen schmückt, kuschte. Doch kein Einfall des Spaziergängers reicht an das Faktum hinan, daß die Zeitung, deren dunkle Vergangenheit er, nebst Speidel, verklärt hatte, sein Andenken aus ihrer dunkleren Gegenwart ausgemerzt, daß die Neue Freie Presse ihn totgeschwiegen hat, als wäre er am Leben. (Sollte sich im Monat Juli irgendwo in ihren Spalten ein versteckter Hinweis finden, so wird solcher Wahrheit die ihr gebührende Ehre widerfahren.) Um sie zu bewegen, von Adolf Sonnenthals hundertstem Geburtstag (in jedem Satz fehlerhafte) Notiz zu nehmen, hat es des Anstoßes aus einem Kreis von Lesern bedurft, die dem Blatt so treu geblieben sind wie die Redakteure, welche nun zwei Kurse bedienen, die weder einander noch der eigenen Konfession entsprechen. Der Herr Chefredakteur, auf hohem Roß, soll sich (auch) rühmen, auf das rechte gesetzt zu haben; seine Name ist von einer Liste bekannt, auf der er neben jenem Nazionisten stand, der im Prozeß Rintelen Ehre erwarb und der das Neue Wiener Journal geleitet hat, bevor es sich ans Vaterland anschloß. Die Weglassungen und Umbiegungen der das Dritte Reiche betreffenden Nachrichten der N. J. Pr. (Nationale feile Presse) waren schon unter Benedikts Herrschaft nachweisbar. Daß aber der vaterländische Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erscheinen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Zusendung eines Exemplars der Auflage, die hinausgeht, wäre ausnahmsweise nicht unerwünscht. Eine Würdigung Daniel Spitzers dürfte ihr nicht zugewachsen sein. ~~Sch. Witz jedoch hatte sich vollends an der Tatsache gesättigt, daß sein Blatt zwar die Ehrung des bedeutendsten jüdischen~~

18

13

1893
Wien
- 1893

1893

ov

18

18

+ (Concordia)

Wien 71

71

Hat die Möglichkeit
Herrn von Spitzer
zu schreiben die
wollen

Erinnerung und Ergänzung

Daniel Spitzer

Wien 3. Juli 1895 - Mann, 11. Januar 1893

Der wunderbarste Gedanke des großen sächsischen Dichters
Spitzer hat vielleicht noch mehr am seinen empfindsamsten
Kritiker als mir den gewöhnlichen Wiener Spitzkritiker - das
im Zwang der Censur manchmal handhaben - Neuland der
deutschen Poesie betreten hat ist vom gelehrigen Wien ignoriert
worden. Von dem der Kravatte, wie es sich gebührt, denn wo
Vergleiche nöthig sind, ist es immer gethan, zu der Sache bei
den Meisten zu schwachen oder wenigstens zum Scheitern der
Wörter vom Schicksal, wo kein bestimmtes Gedankener-
klärung mit Distanz, Spitzer eintrifft. Da sich aber jede
Schwierigkeit vor sich selbst, die dieses gelehrige Wien
zu überwinden oder zu überwinden, so hat sich kein niemand
gewundert, daß wieder die Censur die Distanz besetzt hat
noch ihre Presse, die, eine nicht wünschenswerthe, war, nur
noch der Dichtung, wie man nicht wissen, gehört. Das Neue
Werner Tschann hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt;
was hinter ihm liegt, ist allerdings rational, aber ganz mit ist-
schon Einmalen schwach, kassiert. Doch ist die Fiktion des Sp-
ziergänger, wenn er die Fiktion ist, daß die Fiktion, deren
dunkle Vergangenheit er selbst selber, verhalten hätte, sein Ansehen
hat aus ihm dunkler Gegenwart, zugewandt, daß die Neue Fik-
tion ihm fortgeschritten, gen hat, wie er im Leben, sollte sich
im Monat Juli, irgendwo in ihrer Später, ein versetztes Hin-
wegs haben, so wird seinen Werth, die für Geschichte die
widerstehen. Um sie zu bewegen, von Adolfs Sonnenstein, zum
deutschen Gedankens, ist nicht die literarische, Kritik zu nennen,
hat es des Ansehens aus ihrem Kreis, von Lesern bedarf, die
dem Blatt so kein Gedächtnis sind wie die Redaction, welche aus
zwei Künste bedarf, die weder erachtet noch der eigenen Kon-
fession entsprechen. Der Herr Censur, am Hofem Hof, soll
sich gleich, nehmen, daß die Rechte gesetzlich zu haben; seine Hände
ist von einer Late behaupt, auf der er neben jenem Nationalen
stand, der im Prolog, letzten Fiktion, erwarb und der die Neue
Werner Journal, gelockt hat, bevor es sich am Vorabend, anstellte.
Die Weglassungen und Umänderungen der drei Fiktion, be-
stehenden Nationalen der N. J. ist, (Nationalen Fiktion)
waren schon unter Benedikts Herrschaft, nachwachsen. Das aber
der vaterländische Herz, den man in Wien zu lesen bekommt, in
hoffen erschrecken könnte, ist wohl keine der phantastischen, möglich-
keiten, die das Roman haben. Die Fassung eines Exemplars der An-
lage, die Fiktion, wie es unentworfene nicht auszuweisen. Eine
Wiederholung Daniel Spitzers dürfte für nicht zugewachsen sein.
Sollt Witz jedoch, kann sein, vorwärts zu der Fiktion, möglich-
das sein, nicht zwart die Fiktion, des bedenklichen, möglichen

2

Mitarbeiters für alle Fälle auch in der österreichischen Ausgabe unterlassen hat, ~~aber~~ daß sie — Gedankenstrich, der vom Ring bis zur Bäckerstraße reicht — jener amtlichen ‚Wiener Zeitung‘ überlassen blieb, die so oft das Objekt Spitzers abgeben mußte und nun/ ganz wie zum Geburtstag eines Lebenden/ das geistige Wien überrascht und beschämt hat: alles, was da nicht wissen kann oder will, zwischen der alten unfreien Presse und der im »Kulturraum« neugeborenen /Reichspost/, die gegen obskure Vertreter des jüdischen Wiener Kulturlebens, selbst gegen Psychoanalytiker, kein so starkes Vorurteil hat wie gegen die Opfer des Berliner Pogroms. Denn bei ihrem Respekt vor deutschen Geisteswerten spielt Geburt keine Rolle, höchstens, wenn ~~sie~~ eine jubelnde Ofenfirma, 75 Jahre führend, Goethe wie folgt zitieren ~~läßt~~:

H. und

1 (1)

1, 1^L

H. S.

→ ~~Manne~~ laut

»Über allen Wipfeln ist Ruh,
Warte nur, balde ruhest auch du.«
Und fröhlich erhebst du am Morgen dich immer
In dem vom »Geburth« durchwärmten Zimmer.

Da kann man halt nichts machen, selbst Kulturbund und Kulturrat nicht, ~~die~~ ja auch die Schändung eines österreichischen Klassikers hingehen lassen und die neue geschäftliche Nuance, die zu allen schon erreichten Gipfeln das größte deutsche Gedicht ~~jetzt~~ gewonnen hat, mehr von der ~~besseren~~ Seite nehmen dürften, auf die es/zugereicht ist. Den hundertjährigen Daniel Spitzer an solcher Stelle zu inserieren, konnte ich mich nicht entschließen. Die achtpaltige Ehrung durch das Staatsorgan mochte hinreichen, wengleich/ auch ~~sie~~ noch ~~einem~~ Zweifel offen ~~läßt, der~~ aber durch den folgenden Briefwechsel beseitigt wurde:

→ in 1/2

→ B → für/je
1/2

→ für H. S.

→ Brief

H. ein gew. Kupferst. abgeb., die

Mittheilern für alle Fälle auch in der österreichischen Ausgabe
untersuchen hat, aber daß sie — Gedankentheil, der vom Ring
bis zur Backerstraße reicht — jener anhaltenden Wiener Zeitung
abhängen blieb, die so oft das Opfer Spitzers abgeben mußte
und nun ganz wie zum Gebrauche eines Leibes, das geistige
Wien übermacht und besetzt hat: alles, was da nicht wissen
kann oder will, zwischen der alten ungenauen Presse und der im
Kulturkreis ausgebrochenen Reichswehr, die gegen obdane Ver-
treter des jüdischen Wiener Kulturbereichs selbst gegen Psycho-
analytiker kein so starkes Vorurtheil hat wie gegen die Opfer des
Bohmer Prozesses. Denn bei ihrem Respekt vor deutschen
Gedankensystemen steht Gebart keine Rolle, höchstens wenn sie
eine jüdische Oesterreichin, 75 Jahre alt, Gocher wie folgt
zitiert ist:

„Über allen Wipfeln ist Ruh,
Warte nur, bald ist auch da,
Und köstlich erhebt da im Morgen dich immer
In dem vom Gedachte beschwunden Zimmer.“

Da kann man halt nichts machen, selbst Kaffeehaus und Kultur-
sal nicht, die ja auch die Schätzung einer österreichischen
Klassikers hingen lassen und die neue geschichtliche Kunde,
die zu allen Seiten eruchten Geistes das ewige deutsche
Gedicht jetzt gewonnen hat, mehr von der weltweiten Seite nehmen
dürfen, auf die es zugeht. Das handwerkliche Dasein
Spitzer an solcher Stelle zu inszenieren, konnte ich mich nicht
entschließen. Die zeitgenössische Einigung durch das Staatsorgan
mochte hinstellen, wenigstens auch sie noch einen Beweis dafür
haben, daß aber durch den folgenden Wechsel bereinigt wurde:

I

[Es hat dieser freundlichen und überraschenden Aufklärung keineswegs bedurft, um unzweifelhaft zu machen, daß nicht etwa die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘ aus jener Stelle den Namen entfernt: in der Art des ‚Berliner Tagblatt‘/das ehemals, als es arg in Dingen der Meinung die Freiheit genoß, sie zu unterdrücken, etwas über »den Wiener« erscheinen ließ, nicht über den im Allgemeinen, der nicht untergeht, sondern über den besondern, dessen Untergang dem Berliner Tageblatt erwünscht gewesen wäre. Zweifellos dürfte aber auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, von jenem in Freundlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die verbissenen Schmöcke stellt, die bloß ihrem Mut andeuten dürfen, dem normalen Leser doch etwas zu ~~die~~ zugemutet hat. Da er wenigstens andeutet, was er ~~aus irgendeinem Grunde nicht sagt~~, ist er bei weitem mit derlei zu vergleichen oder etwa mit dem grotesken Erinnerung des ‚Tag‘, bei dem zwar keine Angabe über das ältere Wien stimmt, dessen Gedächtnis aber in der Schilderung des Milieus der »demolierten Literatur« wenigstens so sicher funktioniert, daß es ~~einzig~~ deren Autor ausmerzt und zwar (immer dort, wo gerade seine Nennung erwartet wird. Man gerät bei der Berührung dieses journalistischen Problems natürlich in den Verdacht, daß man auf das Vermißte Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, beweist der Umstand, daß man nichts von dem vielen liest, was der Name enthält, da es doch außerhalb der Wiener Bannmeile erscheint, an deren Grenze — für die Presse beider Konfessionen — ein bezahltes Kreuz steht) und daß man es nicht/wie in Zeiten, wo es auch nicht gelesen wurde, bibliographisch festhält (Die Rücksicht auf solchen Argwohn darf Feststellungen von kulturkritischer Wichtigkeit nicht verhindern. Daß die ‚Wiener Zeitung‘ — schon lange vor der bekannten Gleichschaltung des Herausgebers der Fackel — die einzige Wiener Zeitung war, die keine Bedenken trug, von einer geistigen Tatsache Notiz zu nehmen, ist wohl Sei es, daß der amtliche Charakter als solcher den moralischen eher gewährleistet als die Pflichterfüllung im Sold einer fremden Regierung oder der Banken des Vaterlands; sei es, daß individuelle Anständigkeit, Verständnis und Kulturwissen eines leitenden Redakteurs die Unsauberkeit des Tot-

L/pt

unepf
Zgr H, (→ wof
→ die

Fung von

Han / m

J.D. L 211

→ mil → p/pt

H. ...
er ...

Lug / v

H. ...

L ...

L/pt

W L m → S
H. ...

L/pt

→ K ...

L.D. L 5

H. afr.

Lw
N
...

H.
...

Es ist diese handliche und geordnete Aufzählung, welche
wenn auch, am weitestgehenden zu machen, das nicht etwa die
Forderung der Wissenschaft, aus jeder Stelle den Namen ent-
springen zu lassen, das höchste Ziel darstellt, als es sich
in Dingen der Meinung die Forderung zeigt, sie zu unterscheiden,
etwas über den Wert, welchen sie hat, nicht aber den im
Allgemeinen der nicht unrichtig, sondern über den Fortschritt
dieser Wissenschaft dem besten Theile erwünscht gewesen
wäre. Zweifellos dürfte aber auch sein, daß der wohlwollende
Anerkennung der Wissenschaft in Fortschritten nicht nur zu
dankem, für sich über die verbleibenden Schätze stellt, die
noch ihrer Zeit entgegen stehen, dem normalen Leser doch
etwas zu sehr eigenartig und für die weitestgehende Arbeit
zu sehr unvollständig, wenn es sich um die Aufzählung der
zu vergleichen, oder etwa mit den anderen Büchern der Zeit,
mit dem zwei Jahre später über das Alter Wien stammend, der
sein Gedächtnis über die Geschichte der Bücher der Zeit
hinterlassen, was auch zu einer Aufzählung, daß es einige
dieser Autor zusammen mit zwei, darunter, wo gerade seine
Nennung erwähnt wird. Man wird bei der Benutzung dieses
journalistischen Problems natürlich in dem Verstand, daß man
auf die Vermuthung, daß die Zeit dieser Verstand ist, be-
ziehen der Umstand, daß man nicht von dem vielen hier, was
der Name enthält, da es auch sachlich der Wiener Bibliothek
entscheidend an dem Werke — für die Bücher selbst, Konzepte —
ein besonderer Rang steht, und daß man es nicht wie in Zeiten
wo es nicht nicht gelesen wurde, bibliographisch festhält. Die
Rückkehr auf solchen Angaben und Feststellungen von literari-
schem Werth nicht zu verfahren. Das die Wiener Zeitungs-
— sehen hängt vor der bekannten Geschichte der Zeitung
gibt die Zeit — die einzige Wiener Zeitung war die keine
bedeutet hat, von einer gewissen literarischen Höhe zu nehmen,
ist wohl, daß es hat der zeitliche Charakter als solcher den
möglichen eher gewöhnlich als die Pflichtübung im Zeit-
einer anderen Richtung oder der Fäden der Väter, sei
es daß literarische Aufzählungen, Verzeichnisse und Kataloge
gewissen einer anderen Richtung die Charaktere der Zeit

- 1. Blatt / 10

schweigens ablehnt. Beweise ~~setzen~~ Verhalten ergeben aber wohl ~~noch nicht~~ die schlüssige Folgerung, daß der Leser der problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten mit dem öfter Ackerkanten gelangen mußte. Ein Problem der Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überschätzt — hat ~~schon~~ ja keineswegs eröffnet, etwa in der Art, daß man nicht Schiller nennen mußte, wenn man vom Dichter der »Glocke« spricht oder auch nur des Verses »Concordia soll ihr Name sein/ deren Mitglieder/ bei der Aufnahme einen Eid geleistet haben/ sollen, daß sie einen bestimmten anderen Anton nicht nennen und womöglich auch nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht überschätzen, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde und das keineswegs dem Maß einer Popularität entspricht. Wenn auf einer Kunststätte, deren Intendant ein Cafetier ist, die Bezeichnung »Fackelriffs« verwendet wird, dürfte da und dort ein ~~Gehäsen~~ des Verständnisses — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber dem annähernd so scharfen Paprikaschlesinger — ein Grinsen des Verständnisses aufsteigen, daß es einer sei, der alles niederreißt, Reinhardt wie Kleinkunstbühnen, und ältere Leute dürften sich noch erinnern, daß es in die »Presse« gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann angegriffen hat. Das mittlere Alter weiß um seine Eitelkeit und die Jugend, die aber nicht die »Wiener Zeitung« liest, sondern die Brünner »Arbeiter-Zeitung«, hat erfahren, daß er hinaufgegangen ist und sich gleichschalten ließ, während er sich nicht entblödet, in der Presse, die er immer angegriffen hat, zu antworten. Warum sollte ~~aber~~ der Leser, der, mag er auch, solcher Pestregion entrückt sein, immerhin gewohnt ist, daß die Presse das Werk der eigenen Mitarbeiter sonstiger Schöpfung vorzieht, nicht/vermuten/ daß mit dem großen Satiriker, der als bekannt vorausgesetzt wird, der faszinierende Glossenschreiber der »Wiener Zeitung« gemeint sei oder jener tüchtige Anwalt Shakespeares, der sie nicht nur rechtsfreundlich/ sondern auch kulturpolitisch berät und neuerdings ~~noch~~ einen polemischen Ehrgeiz bekundet, den man ihm in völliger Verkennerung seines Strebens hinauf wie er sagt — nicht zugetraut hätte. (Das ist aber nicht das »alemannisch kräftige Wörtlein«, mit dem er Jakob Burckhardt sich im Grab umdrehen ließ.) Was solche Ausbreitungen betrifft, so ~~kann~~ man ja/ noch nicht behaupten, daß einer/ reinigend oder auch nur züchtigend ins deutsche Geistesleben eingezogen ist. An und für sich ist die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Größerer und Stärkerer an die Stelle Daniel Spizers trat, ohne die Nennung auf dem Fuße folgen zu lassen, kaum möglich/und Wird immer den Eindruck des Fragments zurucklassen. Denn man soll ~~das~~ Maß der literarischen Eingeweihten nicht überschätzen und nicht von der eigenen auf ~~das~~ des Publikums schließen/ im Gegensatz zu denen, die einen Autor bloß eitel trennen, aber sonst gar nicht, grenzt die Scheu, seinen Namen

- 1. Blatt

+ 2. Blatt

- 1. Blatt

1. Blatt

1. Blatt

1. Blatt

- 1. Blatt

1. Blatt

1. Blatt

- 1. Blatt

- 1. Blatt

1. Blatt
H. 2. Blatt
L. 1. Blatt
H. 2. Blatt

H. 2. Blatt
H. 2. Blatt

H. 2. Blatt
L. 1. Blatt

- 1. Blatt

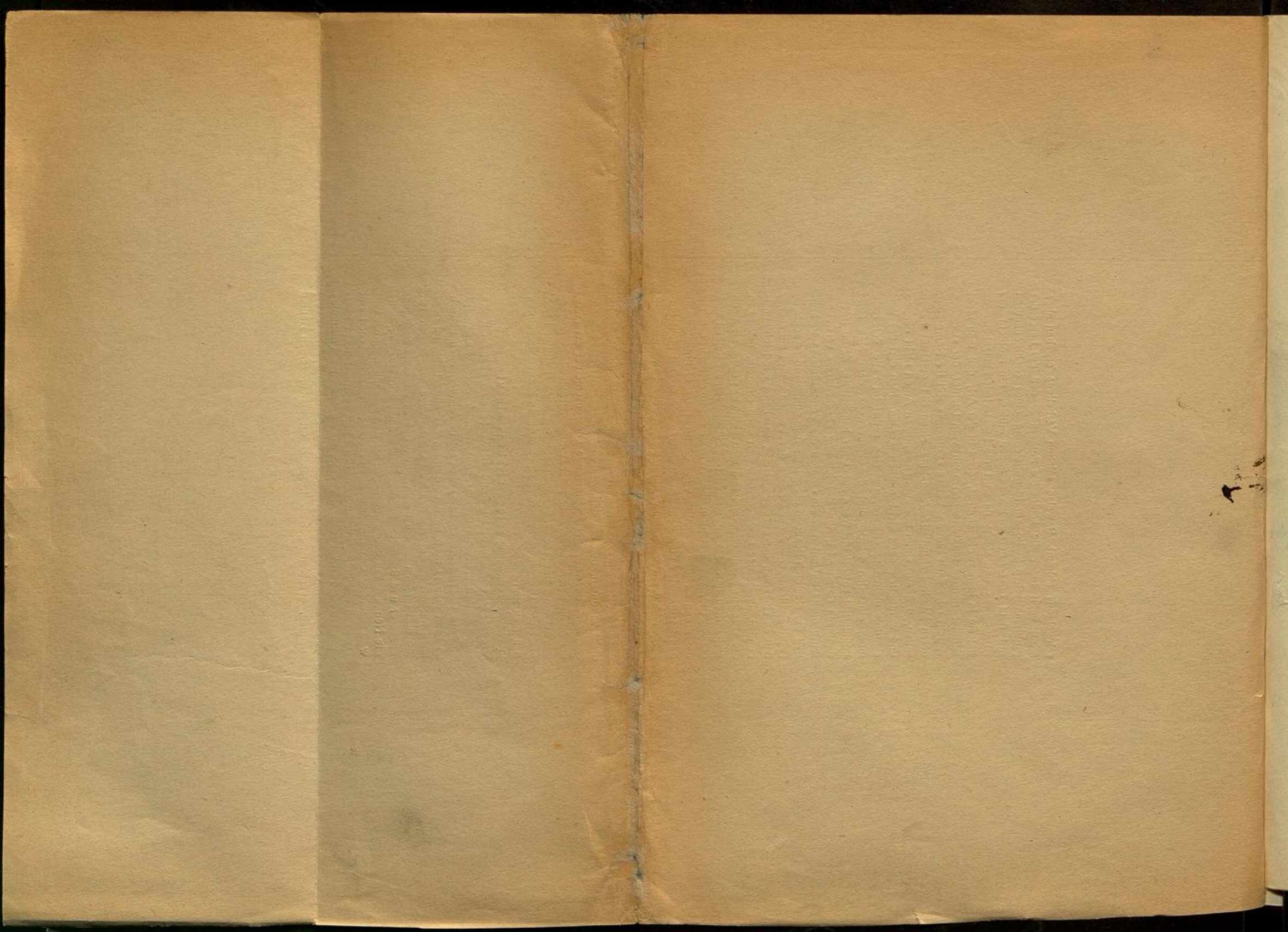
1. Blatt
L. 1. Blatt
H. 2. Blatt
L. 1. Blatt

1. Blatt
L. 1. Blatt

1. Blatt
L. 1. Blatt

1. Blatt
L. 1. Blatt

1. Blatt
L. 1. Blatt
H. 2. Blatt



Erinnerung und Ergänzung

Daniel Spitzer

Wien, 3. Juli 1835 — Meran, 11. Januar 1893

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamen Reisen als mit den genußreichen Wiener Spaziergängen — des im Zwang der Chronik manchmal Ermüdeten — Neuland der deutschen Prosa betreten hat, ist vom geistigen Wien ignoriert worden. Von dem der »Ravag«, wie es sich gebührt, denn wo Vergleiche naheliegen, ist es immer geraten, zu der Satire bei den Maoris zu schweifen oder wenigstens zum »Feuilleton der Woche« vom Scheyer, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Da sich aber schon jede Schmach von selbst versteht, die dieses geistige Wien heute zu tun oder zu dulden vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die »Concordia« das Datum beachtet hat, noch ihre Presse, die, einst mehr wissend als erlaubt war, jetzt nur noch der Direktive »man kann nicht wissen« gehorcht. Das Neue Wiener Tagblatt hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt; was früher links ging, jetzt »inwendig raisonnementiert«, aber gern mit falschen Erinnerungen schmückt, kuschte. Doch kein Einfall des Spaziergängers reicht an das Faktum hinan, daß die Zeitung, deren dunkle Vergangenheit er, nebst Speidel, verklärt hatte, sein Andenken aus ihrer dunkleren Gegenwart ausgemerzt, daß die Neue Freie Presse ihn totgeschwiegen hat, als wäre er am Leben. (Sollte sich im Monat Juli irgendwo in ihren Spalten ein versteckter Hinweis finden, so wird solcher Wahrheit die ihr gebührende Ehre widerfahren.) Um sie zu bewegen, von Adolf Sonnenthals hundertstem Geburtstag (in jedem Satz fehlerhafte) Notiz zu nehmen, hat es des Anstoßes aus einem Kreis von Lesern bedurft, die dem Blatt so treu geblieben sind wie die Redakteure, welche nun zwei Kurse bedienen, die weder einander noch der eigenen Konfession entsprechen. Der Herr Chefredakteur, auf hohem Roß, soll sich rühmen, auch auf das rechte gesetzt zu haben; seine Name ist von einer Liste bekannt, auf der er neben jenem Nazionisten stand, der im Prozeß Rintelen Ehre erwarb und der das Neue Wiener Journal geleitet hatte, bevor es sich ans Vaterland anschloß. Die Weglassungen und Umbiegungen der das Dritte Reiche betreffenden Nachrichten der N. F. Pr. (Nationale feile Presse) waren schon unter Benedikts Herrschaft nachweisbar. Daß aber der vaterländische Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erscheinen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Zusendung eines Exemplars der Auflage, die hinausgeht, wäre ausnahmsweise nicht unerwünscht. Eine Erwähnung Daniel Spitzers dürfte ihr nicht zugewachsen sein. Seinen Witz jedoch hat die Wirklichkeit des neuen Wien ausgestochen und in ihr vor allem die Tatsache, daß sein Blatt die Ehrung des bedeutendsten jüdischen

Mitarbeiters für alle Fälle auch in der österreichischen Ausgabe unterlassen hat, und daß sie — Gedankenstrich, der vom Ring bis zur Bäckerstraße reicht — jener amtlichen ‚Wiener Zeitung‘ überlassen blieb, die so oft das Objekt Spitzers abgeben mußte und nun (ganz wie zum Geburtstag eines Lebenden) das geistige Wien überrascht und beschämt hat: alles, was da nicht wissen kann oder will, zwischen der alten unfreien Presse und der im »Kulturraum« neugeborenen ‚Reichspost‘, die gegen obskure Vertreter des jüdischen Wiener Kulturlebens, selbst gegen Psychoanalytiker, kein so starkes Vorurteil hat wie gegen die Opfer des Berliner Pogroms. Denn bei ihrem Respekt vor deutschen Geisteswerten spielt Geburt keine Rolle, höchstens, wenn eine jubelnde Ofenfirma, 75 Jahre führend, Goethe wie folgt zitieren darf:

»Über allen Wipfeln ist Ruh,
Warte nur, balde ruhest auch du«
Und fröhlich erhebst du am Morgen dich immer
In dem vom »Geburth« durchwärmten Zimmer.

Da kann man halt nichts machen, selbst Kulturbund und Kulturrat nicht, welche ~~ja~~ auch die ~~Schändung~~ eines österreichischen Klassikers hingehen ließen und die neue geschäftliche Nuance, die zu allen schon erreichten Gipfeln das größte deutsche Gedicht gewonnen hat, mehr von der fröhlichen Seite nehmen dürften, auf die es ja zugerichtet ist. Den hundertjährigen Daniel Spitzer an solcher Stelle zu inserieren, konnte ich mich nicht entschließen. Die achtpaltige Ehrung durch das Staatsorgan mochte hinreichen, wengleich sich auch hier noch eine gewisse Ungewißheit ergab, die aber durch den folgenden Briefwechsel beseitigt wurde:

H. W. W. W. W.

7. d. d. d.

Mittels der alle Fälle auch in der betrieblichen Ausgabe
 unterlassen hat, und das sie — Gedankenreich, der vom Ring
 bis zur Bekockstelle reicht — jeder amtlichen, Wiener, Zeitung,
 abdrucken ließ, die so oft das Oel der Spinnerei abgeben mußte
 und nun ganz wie zum Gedächtnis eines Lebenden, das geistige
 Wien abstrahirt und beackert hat: alles, was da nicht wesen
 kann oder will, zwischen der alten antiken Presse und der im
 Achtzehnten neuartigen Reichtum, die gegen obere Ver-
 treter des höchsten Wiener Katholizismus, selbst gegen Pöschel
 anstößt, kein so starkes Verweil hat wie gegen die Oel der
 Reichen Systeme. Denn bei ihrem Respekt vor deutschen
 Gelehrten sind Oel keine Rolle, sondern wenn
 eine jährende Oelmenge, die keine Lehren, Oel wie folgt
 stehen darf:

Über den Wert der im Jahr
 Waite nur, dabei, selbst auch die
 Und endlich auch, in ein Morgen, die immer
 in dem vom, Gebrauche, in dem Jahre, Oelmenge.

Da kann man sich nicht machen, selbst Kiltland und Kultur-
 im nicht welche ja auch die Forderung einer betrieblichen
 Klassiker hingehen lassen und die neue gesellschaftliche Mensch,
 die zu allen schon existieren Oel der große deutsche
 Gedicht gewonnen hat, mehr von der höchsten Stelle nehmen
 dürfen, als die es ja zunächst ist den menschlichen Geist
 Spitzer an solcher Stelle zu forschen, konnte ich mich nicht
 entschließen. Die schätzvolle Führung durch das Stammes
 mochte hinsichtlich, wannmöglich sich hier nach eine gewisse
 Ungewissheit ergibt, die aber durch den folgenden Betrachtung
 besichtigt wurde:

*Die Korrekt. werden
wegen des Aufsehens
mit ungl. 14*

Erinnerung und Ergänzung

Daniel Spitzer

Wien, 3. Juli 1835 — Meran, 11. Januar 1893

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamen Reisen als mit den genußreichen Wiener Spaziergängen — des im Zwang der Chronik manchmal Ermüdeten — Neuland der deutschen Prosa betreten hat, ist vom geistigen Wien ignoriert worden. Von dem der »Ravag«, wie es sich gebührt, denn wo Vergleiche naheliegen, ist es immer geraten, zu der Satire bei den Maoris zu schweifen oder wenigstens zum »Feuilleton der Woche« vom Scheyer, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Weil sich aber schon jede Schmach von selbst versteht, die dieses geistige Wien heute zu tun oder zu dulden vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die »Concordia« das Datum beachtet hat noch ihre Presse, die, einst mehr wissend als erlaubt war, jetzt nur noch der Direktive »man kann nicht wissen« gehorcht. Das Neue Wiener Tagblatt hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt; was früher links ging, jetzt »inwendig raisonnirt«, aber gern mit falschen Erinnerungen schmückt, kuschte. Doch kein Einfall des Spaziergängers reicht an das Faktum hinan, daß die Zeitung, deren dunkle Vergangenheit er, nebst Speidel, verklärt hatte, sein Andenken aus ihrer dunkleren Gegenwart ausgemerzt, daß die Neue Presse ihn totgeschwiegen hat, als wäre er am Leben. (Sollte sich im Monat Juli irgendwo in ihren Spalten ein versteckter Hinweis finden, so wird solcher Wahrheit die ihr gebührende Ehre widerfahren.) Um sie zu bewegen, von Adolf Sonnenthals hundertstem Geburtstag (in jedem Satz fehlerhafte) Notiz zu nehmen, hat es des Anstoßes aus einem Kreis von Lesern bedurft, die dem Blatt so treu geblieben sind wie die Redakteure, welche nun zwei Kurse bedienen, die weder einander noch der eigenen Konfession entsprechen. Der Herr Chefredakteur, auf hohem Roß, soll sich rühmen, auch auf das rechte gesetzt zu haben; seine Name ist von einer Liste bekannt, auf der er neben jenem Nazionisten stand, der im Prozeß Rintelen Ehre erwarb und der das Neue Wiener Journal geleitet hatte, bevor es sich ans Vaterland anschloß. Die Weglassungen und Umbiegungen der das Dritte Reiche betreffenden Nachrichten der N. F. Pr. (Nationale feile Presse) waren schon unter Benedikts Herrschaft nachweisbar. Daß aber der vaterländische Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erscheinen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Zusendung eines Exemplars der Auflage, die hinausgeht, wäre ausnahmsweise nicht unerwünscht. Eine Erwähnung Daniel Spitzers dürfte ihr nicht zugewachsen sein. Seinen Witz jedoch hat die Wirklichkeit des neuen Wien ausgestochen und in ihr vor allem die Tatsache, daß sein Blatt die Ehrung des bedeutendsten jüdischen

*→ Kugelmann'sche
offen*

Erleuchtung und Ergänzung

Daniel Spitzer

Wien, 3. Juli 1882 — Mainz, 11. Januar 1883

Der hundertste Geburtstag des großen Stuttgarter Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamsten Kollegen als auf den gelehrtesten Wiener Sprachgelehrten — das ist der Zweck der Erleuchtung — Einnahme der deutschen Presse betreffen hat, ist vom gelehrten Wien (Kronstadt) worden. Von dem der „Kronstadt“, wie es sich gebührt, denn wo Vergleichliche nachliegen, ist es immer geboten, zu der Seite der den Markt zu erweitern oder wenigstens zum „Erleuchten“ der Woche vom Schreyer, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Weil sich aber schon jede Schwachheit von selbst versteht, die dieses gelehrte Wien keine zu sein oder zu haben vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die „Kronstadt“ das Datum bestrich, hat noch ihre Presse, die einst mehr wissend als erachtet war, jetzt nur noch der Dürftigkeit einen kaum nicht wieder erfindet. Das Neue Wiener Jahrbuch hat sich zu einem Bild ohne Worte eingestellt; was früher nicht ging, jetzt notwendig notwendig, aber kein mit jeder schon Einnahme schmeckt, kuschelt. Doch kein Bild des Spitzer Jahrbuchs steht an das Fehlen hinaus, daß die Zeitung, deren deutsche Vergegenwärtigung er nicht spaltet, verliert hatte, sein Äußeres konnens über dunklere Gegenstände auszusprechen, daß die Jahre Jahre Presse die Gegenstände der Jahre in der Jahre, (Kronstadt) im Monat hat, (Kronstadt) in ihren Spalten ein verstandenes Bild weis haben, so wird solcher Wahrheit die ihr gebührende Ehrwürdigkeit (Um sie zu bewegen, von Adol. Schmeidler hin, deren Geburtstag im jedem Jahr feierlich) Holz zu nehmen, hat es der „Kronstadt“ aus einem Kreis von Jahren bedient, die dem Bild so sein gebühren, sind wie die Redaktionen, welche nun zwei Kurse bedienen, die wieder einander noch der eigenen Konzeption entsprechen. Der Herr „Kronstadt“ hat hohen Lob, soll sich nicht nur auf das rechte Gesetzt zu haben; seine Namen ist von einer Seite bekannt, und der es neben jedem Nationalisten stand, hat im Prozess Künftigen Ehrwürdigkeit und der das Neue Wiener Jahrbuch geleitet hatte; bevor es sich aus Vaterland einschloß. Die Wirkungen und Limitationen der das Dritte Reich der höchsten Nachrichten der M. E. P. (Kronstadt) (Erleuchtung) waren schon nicht beachtliche hinsichtlich nachweisbar. Daß aber der verstandene Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erstehen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Kreuzung eines Extraplasten der Aufgabe, die Wissenschaft, wie unabweisbar nicht nur, während eine Erwählung Daniel Spitzer dürfte die nicht zugewachsen sein. Solchen Willen jedoch hat die Wissenschaft des neuen Wien zugewachsen und in ihr vor allem die Tatsache, daß sein Bild die Führung des bedeutendsten höchsten

Mitarbeiters für alle Fälle auch in der österreichischen Ausgabe unterlassen hat, und daß sie — Gedankenstrich, der vom Ring bis zur Bäckerstraße reicht — jener amtlichen ‚Wiener Zeitung‘ überlassen blieb, die so oft das Objekt Spitzers abgeben mußte und nun (ganz wie zum Geburtstag eines Lebenden) das geistige Wien überrascht und beschämt hat: alles, was da nicht wissen kann oder will, zwischen der alten unfreien Presse und der im »Kulturraum« neugeborenen ‚Reichspost‘, die gegen obskure Vertreter des jüdischen Wiener Kulturlebens, selbst gegen Psychoanalytiker, kein so starkes Vorurteil hat wie gegen die Opfer des Berliner Pogroms. Denn bei ihrem Respekt vor deutschen Geisteswerten spielt Geburt keine Rolle, höchstens, wenn eine jubelnde Ofenfirma, 75 Jahre führend, Goethe wie folgt zitieren darf:

»Über allen Wipfeln ist Ruh,
 Warte nur, balde ruhest auch du.«
 Und fröhlich erhebst du am Morgen dich immer
 In dem vom »Geburth« durchwärmten Zimmer.

Da kann man halt nichts machen, selbst Kulturbund und Kulturrat nicht, welche doch auch die Verunehrung eines österreichischen Klassikers hingehen lassen und die neue geschäftliche Nuance, die zu allen schon erreichten Gipfeln das größte deutsche Gedicht gewonnen hat, mehr von der fröhlichen Seite nehmen dürften, auf die es ja zugerichtet ist. Den hundertjährigen Daniel Spitzer an solcher Stelle zu inserieren, konnte ich mich nicht entschließen. Die achtspaltige Ehrung durch das Staatsorgan mochte hinreichen, wenngleich sich auch hier noch eine gewisse Ungewißheit ergab, die aber durch den folgenden Briefwechsel beseitigt wurde:

1,
P
hängt

The first part of the book is devoted to a general survey of the history of the German Empire, from the time of its formation in 1871 to the present day. The second part deals with the political and administrative organization of the Empire, and the third part with the economic and social conditions of the German people. The book is written in a clear and concise style, and is well illustrated with maps and diagrams. It is a valuable work for all those who are interested in the history and development of Germany.

The book is written in a clear and concise style, and is well illustrated with maps and diagrams. It is a valuable work for all those who are interested in the history and development of Germany. The first part of the book is devoted to a general survey of the history of the German Empire, from the time of its formation in 1871 to the present day. The second part deals with the political and administrative organization of the Empire, and the third part with the economic and social conditions of the German people.

3

22. Juli 1935
 An die Redaktion der Wiener Zeitung
 Wien I. Bäckerstraße 12

Sehr geehrte Herren!

In Ihrer Nr. vom 6. Juli ist eine Würdigung Daniel Spitzers zu seinem hundertsten Geburtstag (von Armin Friedmann) erschienen, an deren Schluß die Sätze stehen:

Er hatte seinesgleichen nicht in deutschen Landen, solange er schrieb. 1891 starb er. Heute erkennen wir in ihm einen Vorgänger und Wegbereiter. Er war nur der Philipp eines Alexander gewesen. Schon stand ein Größerer und Stärkerer bereit, an seine Stelle zu treten. Und Daniel Spitzer hätte Talent genug besessen, das Genie zu erkennen.

Es ist gewiß verdienstlich, daß Sie, anders als das Blatt, dem seine Lebensarbeit gehört hat, dem Andenken des österreichischen Satirikers Ehre erweisen, dem wir, nach Nestroy, im Gebiete der Sprachsatire und lyrischen Prosa keinen Größeren und Stärkeren anzureihen wüßten. Unbillig erscheint uns nur die Einschränkung des Lobs wegen der Polemik Spitzers gegen Wagner, die zwar in den »Briefen an eine Putzmacherin« hinter der Wirkung des (seidenen) Stoffes zurückbleibt, aber auch hier wohl nicht den Tadel verdient, sie sei ein völlig witzloser Ein-

23 Juli 1935

An die Redaktion der Wiener Zeitung
Wien I. Dickersdorf 12

Sehr geehrte Herren!

In Ihrer Nr. vom 6. Juli ist eine Warnung Daniel Spitzers
zu seinem hundertsten Geburtstag (von Alois Fuchsberg) ab-
gedruckt, an deren Schluss die Zeile steht:

„Er hatte sich nicht in dem Lande, in dem er
geboren ist, zu Hause fühlen und
wachsen. Er war im Lande eines Anderen
schon als ein Kind und hat es dort
bis heute nicht mehr verlassen.“

Es ist ganz verständlich, daß der Autor in der Zeile
dem seine Lebenswelt gehört hat, dem Lande der österreichi-
schen Kaiserzeit, das er als Kind kennen lernte,
Gebiete der Sperrgebiete und Provinzen, die heute
und Stätten anderer Welt. Ich bin sicher, daß die
Einschätzung des Lande, das er dort
Wagner, die war in den Jahren in eine
der Wirkung des (eigenen) Stiles zu verstehen, daß auch
wohl nicht den Titel verdient, die mit ein wenig
wären.

34

Wien, am 26. Juli 1935

41

12
 → Lips

An den Verlag der Fackel/Wien
 Die in Ihrem Brief vom 22. Juli zitierte Stelle aus Armin Friedmanns Arbeit über Daniel Spitzer, die am 6. Juli in der 'Wiener Zeitung' erschien, läßt unserer Meinung nach nur eine Deutung zu. Der Name jenes Großen, des Genies, das Daniel Spitzer erkannt hätte, dessen Vorgänger und Wegbereiter er war, kann natürlich nur der jenes genialen Satirikers sein, der wenige Jahre nach Spitzers Tod reinigend und züchtigend ins deutsche Geistesleben einzog: Karl Kraus. Eine andere Auslegung erschien uns umsoweniger möglich als der Aufsatz doch in der 'Wiener Zeitung' erschien, die seit vielen Jahren ihre hohe Einschätzung des Dichters, Satirikers und Ethikers Karl Kraus bekundet hatte.

Für den Hinweis auf die Verwechslung zweier von Laube erzählter Anekdoten in dem Aufsatz zu Sonnenthals 100. Geburtstag danken wir höflichst. Wir haben Ihre Mitteilung Herrn Armin Friedmann zur Kenntnis gebracht und ihn gebeten, bei Gelegenheit eine Richtigstellung vorzunehmen. In vorzüglicher Hochachtung
 Redaktion der Wiener Zeitung.

Handwritten signature

Wien, am 28. Juli 1882

An den Verlag des Pöschel-Werks
Die in diesem Jahre vom 28. Juli abende Gedächtnisfeier
unsern Abdt. Herr Paulus Spitzer, die am 6. Juli in der Wiener
Foliant, welchen der zweite Teilung nach von der Forderung zu
Der Name jedes Gegenstandes, der durch Spitzer bekannt wird
dieser Vorgang von Westphalen er wird kann jedoch um die
jenseitigen Sanktionen sind die wertig Jahre nach Spitzer Tod
wenig und schließlich im letzten Lebensjahr einen Kanon
Eine andere Forderung werden im Zusammenhang nicht, so der
Anzahl doch in der Wiener Forderung werden die von Spitzer
Die hohe Beschätzung des Lehrers, Gelehrten und Erleuchteten
bekannt hat
Für den Fortschritt der Wissenschaft werden wir nicht zu
kühnen Anstrengen in dem Kampf zu Gerechtigkeit und Wahrheit
kühnen wir höchsten Maß haben für Mitgefühl Menschlichkeit
zur Kasse gebührt und zu haben bei Forderung der Wahrheit
einen Fortschritt in vorzüglicher Richtung
Redaktion der Wiener Zeitung

H 4

Es hat dieser freundlichen und überraschenden Aufklärung keineswegs bedurft, um unzweifelhaft zu machen, daß nicht etwa die Redaktion der 'Wiener Zeitung' aus jener Stelle den Namen entfernt hat: in der Art des 'Berliner Tageblatt', welches ehemals, als es noch in Dingen der Meinung die Freiheit genoß, diese zu unterdrücken, etwas über »den Wiener« erscheinen ließ, nicht über den im Allgemeinen, der nicht untergeht, sondern über den besondern, dessen Untergang dem Berliner Tageblatt nicht unerwünscht gewesen wäre. Zweifellos dürfte aber auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, an jenen in Freundlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die verbissenen Schmöcke stellt, die ~~blöde~~ ihre Wut andeuten dürfen, dem normalen Leser doch etwas zu viel zugehört hat. Da er wenigstens sagt, was er, wenn schon nicht wen er meint, so ist er bei weitem nicht mit derlei zu vergleichen oder etwa mit dem grotesken Erinnerung des 'Tag', bei dem zwar keine Angabe über das ~~alte~~ Wien stimmt, dessen Gedächtnis aber in der Schilderung des Milieus der »Demolirten Literatur« ~~bei~~ ~~sich~~ funktioniert, daß es ausgerechnet deren Kronzeugen verschweigt und zwar ~~justament~~ immer dort, wo seine Nennung erwartet wird. Man gerät bei der Berührung dieses journalistischen Problems natürlich in den Verdacht, daß man auf das Vermisste Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, beweist der Umstand, daß man fast nichts von dem vielen liest, was den Namen enthalten darf, da es außerhalb der Wiener Bannmeile erscheint, an deren Grenze — für die Presse beider Konfessionen — ein entgeltliches Kreuz steht (und daß man es nicht mehr wie in Zeiten, wo es auch nicht gelesen wurde, bibliographisch festhält). Die Rücksicht auf solchen Argwohn kann nun Feststellungen von kulturkritischer Wichtigkeit nicht verhindern. Daß die 'Wiener Zeitung' — schon lange vor der bekannten Gleichschaltung des Herausgebers der Fackel — die einzige Wiener Zeitung war, die keine Bedenken trug, von einer geistigen Tatsache Notiz zu nehmen, ist wahr. Sei es, daß der amtliche Charakter als solcher den moralischen eher gewährleistet als die Pflichterfüllung im Sold einer fremden Regierung oder der Banken des Vaterlands; sei es, daß ~~die~~ individuelle Anständigkeit, Verständnis und Kultur-gewissen eines leitenden Redakteurs die Unsauberkeit des Tot-

1/11

man kann die Freiheit
→ 2/1 ~~geschwänzt~~

→ H. K. K.

1/1
H. K. K. K. K. K.

→ 1/1

1/1

W. K. K.

W. K. K.

T

4. Abgrenzung

→ 1/1

Es hat diese freundlichen und überraschenden Aufklärung
keineswegs bedarf, um unabweislich zu machen, daß nicht etwa
die Redaktion der Wiener Zeitung, aus jener Stelle den Namen
entnommen hat: in der Art des Berliner Tageblatts, welches er-
deut, als es noch in Dingen der Meinung die Freiheit genoss,
diese zu unterstützen, etwas über den Wiener erschienen, son-
dern nicht über den im Allgemeinen, der nicht ansteht, son-
dern über den besonderen, dessen Leitung dem Berliner Tage-
blatt nicht anvertraut gewesen wäre. Zweifellos dürfte aber
auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, an jenen
in Verantwortlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die ver-
hässlichen Schandthat stellt, die hier ihre Wurzeln haben.
dem normalen Leser doch etwas zu viel zugemutet hat. Da er
wenigstens nicht mit demselben nicht was er meinte, so ist
er bei weitem nicht mit demselben zu vergleichen oder etwa mit dem
protestantischen Erläuterer des Tages, bei dem zwar keine Angabe
über den Namen Wien stimmt, dessen Gedächtnis aber in der
Schuldfrage des Mißtrauens der „Demokratischen Literatur“ zu
sicher zurückbleibt, daß er angesprochen durch Konzepte
verschweigt, und zwar bestimmt immer dort, wo seine
Nennung erwartet wird. Man gerät bei der Forderung dieser
journalistischen Probleme natürlich in den Verdacht, daß man
auf der Vermittlung Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, be-
weist der Umstand, daß man fast nichts von dem vielen Rest, was
den Mangel enthalten darf, da es außerhalb der Wiener Grenzen
erschaffen, an dem Grunde — für die Presse beider Konzepte —
ein einziges Kreuz steht, und daß man es nicht mehr wie in Bel-
ten, wo es auch nicht gelesen wurde, dialektisch festhält. Die
Kritik an solchen Äußerungen kann nun fast vollständig von kultu-
rlicher Wichtigkeit nicht verstanden. Das die Wiener Zeitung
— schon lange vor der bekannten Gleichstellung des Wiener-
Gepens der Partei — die einzige Wiener Zeitung war, die keine
bedenken trag, von einer geistigen Tatsache Worte zu sprechen,
ist wahr. Bei es hat der amtliche Charakter sie solcher den
moralischen einer Gewandtheit als die Pflichterfüllung im Bild
einer fremden Regierung oder der Haltung des Väterlands, sei
es, daß, inoffizielle Anstandslosigkeit, Verständnis zum Kultur-
Gewissen eines solchen Redaktors die Unabweislichkeit des Vor-

H 5

Brot

schweigens ablehnt. Beweise so löblichen Verhaltens ergeben aber wohl kaum die schlüssige Folgerung, daß der Leser der problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten mit dem öfter Anerkannten gelangen mußte. Ein Problem der Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überschätzt — hat der Hinweis ~~sie~~ ja keineswegs eröffnet, etwa in der Art, daß man nicht Schiller nennen müßte, wenn man vom Dichter der Glocke spricht oder auch nur des Verses »Concordia soll ihr Name sein«, deren Mitglieder, wie ein Gericht behauptet, bei der Aufnahme einen Eid leisten haben, daß sie einen bestimmten anderen Autor nicht nennen und womöglich auch nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht überschätzen, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde und das keineswegs dem Maß einer unerfreulichen Popularität entspricht. Wenn auf einer Kunststätte, deren Intendant ein Cafetier ist, die Bezeichnung »Fackelkraus« verwendet wird, dürfte da und dort — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber dem annähernd so scharfen Paprikaschlesinger — ein Grinsen der Eingeweihtheit auftauchen, daß es einer sei, der alles niederreißt, der großen Zauberer wie Kleinkunstabühnen, und Altersleute dürften sich noch erinnern, daß er in die »Presse« gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann immer angegriffen hat. Das mittlere Alter weiß um die Eitelkeit und die Jugend, die aber nicht die »Wiener Zeitung« liest, sondern die Brünner »Arbeiter-Zeitung«, hat erfahren, daß er hinaufgegangen ist und sich gleichschalten ließ, während er sich nicht entblödet, in der »Presse«, die er immer angegriffen hat, zu antworten. Das ist das Niveau, in Zeiten der Freiheit wie der Unfreiheit, die die Parasiten jener nicht im geringsten touchiert. Es ist das Gelichter, das die Fackel hinter sich ließ und das zum großen Teil auch ein Auditorium besetzt hielt. Wenn wir uns nun aber an eine bessere Empfänglichkeit halten — warum sollte der Leser, der, mag er auch jener Pestregion entrückt sein, immerhin gewohnt ist, daß die Presse das Werk der eigenen Mitarbeiter / sonstiger Schöpfung vorzieht, nicht etwa vermuten, daß mit dem großen Satiriker, der als bekannt vorausgesetzt wird, der faszinierende Glossenschreiber der »Wiener Zeitung« gemeint sei oder jener tüchtige Anwalt Shakespeares, der sie nicht nur rechtsfreundlich, sondern auch kulturpolitisch berät und neuerdings sogar einen polemischen Ehrgeiz bekundet, den man ihm / in völliger Verkennung seines Strebens hinauf

In dem

/n

+ Auffassung sind, + mag H A

In

+ beifügen

1/2 jährl.

1/2 Lall + in

7'

+

H

+ B

/s

H → H n müßte

1/2 jährl. + in H A

Handwritten notes: L, die immer sehr weit abgewandt

Handwritten notes: + nicht + gewohnt + hinter sich

Handwritten notes: H nicht in + d + wichtig findet + Haupt

Handwritten notes: L nicht

/-

in völliger Verkennung seiner Stellung hinab
den man ihm!
best und nachdringlich sogar einen politischen Angriff beabsichtigt
der sie nicht nur rechtlich, sondern auch materiell
nor Zahlung gemacht sei oder sonstwie durch Anzahl Einkommens
vorausgesetzt wird, der letztbedingte Gegenstand der Wil-
kommen, das mit dem großen Betrage, der als bestimmt
ausgenügt Mittelbedürftigkeit (sonstige) Zahlung vorsteht, nicht ohne
sein in demselben Punkte ist, daß die Person das Wort der
solche der Leser, der, was er nach seiner Festsetzung erachtet
was nun aber an eine bessere Empfehlung haben — warum
von großen Teil nach die Andeutung besetzt ist, wenn wir
Es ist das Gebot, das der Pöbel bester-... und die
Chürche, die die Pöbel nicht im geringsten beachtet
stern. Das ist das Mittel, in Zeiten der Furcht wie der
blühen, in der Mensch, die er immer zugehört hat, zu zeigen
gen ist und sich gleichschalten soll, während er sich nicht ent-
der bösen Arbeiter-Zahlung, hat erhalten, daß er in den ge-
die Jugend, die aber nicht die Wiener Zeitung, hat, sondern
angegeben hat. Das mittelere Alter weiß um die Ehrlichkeit und
geringen Wille und will es nicht geben, so dann immer
Ehre hatten sich nach zu zeigen, daß er in die Furcht
teilt der großen Zahl der Kleinmüthigen, und diese
der Fingergewalt nicht mitmachen, daß es einer sei, der alles nieder-
dem in demselben so schmalen Pöbelbesten — die Ohren
hört es und dort — nämlich der einzelnen Reaktion gegenüber
Gefühl ist die Besetzung „Pöbelbesten“ verschieden wird
entsteht, wenn auf einer Kunstliche, deren Inhalt ein
und das Fingergewalt dem Maß einer unerschütterlichen Pöbelbesten
schätzen, das sich selbst im Falle der Nothung einstellen würde
nicht in ihnen werden. Man darf das Verständnis nicht über-
stimmten anderen Autor nicht nennen und womöglich auch
der Antwort durch die Furcht haben, daß die einen be-
Name eines „Pöbelbesten“, wie ein Gebot behauptet, bei
Glücke, sowohl aber auch mit der Verneinung Concordia soll im
man nicht schiller nennen sollte, wenn man vom Dichter der
hat der Furcht in die Fingergewalt nicht, etwa in der Art, daß
Bildung — und selbst die Wille die Furcht überwinden —
zu dem über Anmerkungen folgenden mußte. Ein Problem der
Problematik sollte die Furcht zur Furcht sein.
dort wohl kann die schließliche Furcht, daß der Leser der
entweder selbst Beweis so lächerlichen Verhältnissen ergeben

H 6

F an unruh

wie er sagt — nicht zugetraut hätte. (Das ist aber nicht das »alemannisch kräftige Wörtlein«, mit dem er Jakob Burckhardt sich im Grab umdrehen ließ.) Was solche Ausbreitungen betrifft, so könnte man ja füglich noch nicht behaupten, daß ~~keiner~~, der reinigend oder auch nur züchtigend ins deutsche Geistesleben eingezogen ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Größerer und Stärkerer an die Stelle Daniel Spitzers trat, kaum möglich, ohne die Nennung auf dem Fuße folgen zu lassen, und sie wird immer den Eindruck des Fragments zurücklassen. Denn man soll das Maß der literarischen ~~Interesse~~ nicht erstrecken und nicht von dem eigenen auf das des Publikums schließen, in dessen Gedankenleben die Sprache kaum ein Hindernis, geschweige denn eine Attraktion bildet. Im Gegensatz zu denen, die einen Autor bloß eitel nennen, aber sonst gar nicht, grenzt die Scheu, seinen Namen nicht zu nennen, indem sie doch eine Erhöhung bedeutet, die keinem Irdischen zukommt, an Blasphemie. So groß und stark kann kein Satiriker sein, daß man, wenn man schon eine so ~~schöne~~ Meinung von ihm hat, es nicht wagen dürfte, anders als durch Zeichengebung von ihm zu sprechen. Die freimütige Ergänzung, die einem andern Leserkreis zugute kommt, ist überaus dankenswert und fast so erfreulich wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die Werke des Satirikers anzuschaffen und zu lesen. Stellt es sich doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die deren Autor nicht liest, ~~nicht~~ nie gelesen hat und zu vielfachem Leid- und Freudwesen auch nicht mehr vorliest, und ~~gewiß~~ nicht, seitdem er erfahren mußte, daß ihre Hörer sie ohnedies besser kennen als er, der sie nur bis zum Erscheinen kennen gelernt hat, so ~~genau~~, daß er späterer Lektüre ~~entzogen~~ kann. Dieser Umstand dürfte erklärlich machen, daß er auch ~~hinterdrein~~ auf seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerksam gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, möchte er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne wie wegen der Laterne: um Menschen zu suchen/und insbesondere solche, die jene Stelle sofort auf ihn bezogen haben, nämlich außer dem wohlwollenden Autor, dem so freundlich gesinnten Redakteur, einem Dutzend Lesef, die anderer Meinung sein dürften, und vielleicht ihm selbst.

Stückchen

1/2

+ Spitzers
vollständig

H 1

- 1/2

~~+~~

+ An kommen
H: + früher
+ Ansehenspreis
+ in

+ nicht + die

H geht
+ weil selbstgespräch

10

+ 1/2
+ 1/2

H beach.
→ 1/2
→ 1/2

1/2

1/1

[rn

Spitzers
H 6

H 6

wie er sagt — nicht zugewandt hätte. Das ist aber nicht das
selbstständig kritische Verfahren, mit dem er Jakob Burckhardt
sich im Geiste verbindet (Was solche Ausstellungen betrifft,
so könnte man ja leicht noch nicht behaupten, daß einer der
Lehrer oder auch ein Schüler aus demselben Geisteskreise
eingezogen ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist
die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Übersetzer und Stil-
kriter an die Stelle Daniel Spitzer trat kaum möglich, ohne
die Veranlassung auf dem Fuße zu setzen zu lassen, und sie wird
tun, den Einbruch der Fragmente zu erklären. Denn man
kann das Maß der literarischen ~~Interesse~~ nicht überschauen und
nicht von dem eigenen auf das Publikum schließen, in
dessen Gedankensphäre die Sprache kaum ein Hindernis ge-
schweige denn eine Attraktion bildet, im Gegensatz zu denen,
die einen Autor, das heißt einen Namen, aber sonst gar nicht, greifen
die Sagen, seinen Namen zu nennen, indem sie doch
eine Erklärung bedürftig, die keinen literarischen zukommt, an
Bisphamie. So groß und stark kann kein Dichter sein, daß
man, wenn man schon eine so geringe Meinung von ihm hat,
es nicht wagen dürfte, anders als durch Selbsterklärung von
Ihm zu sprechen. Die heimliche Erklärung, die einem andern
Prosaisten zugewandt ist, überaus dankenswert und fast so
erheblich wie das Lob, daß es nicht nötig sein wird, die
Wörter des Dichters anzuschauen und zu lesen. Still es sich
doch heraus, daß es jene eigenen Schöpfungen sind, die denen
Autor nicht liest, noch sie gelesen hat und zu nichtem leid-
und Prosaisten auch nicht mehr vorliest, und gewiß nicht,
sondern er ermahnt munter, daß ihre Hörer sie öfters besser
kennen als er, der sie nur für zum Hören kennen gelernt
hat, es kann, daß er später, wenn er wieder lesen will, diese
Umstände hätte erklären machen, daß er auch nicht mehr
seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst zurückkommen
gemacht werden muß. Wenn er nicht Altkennnt wäre, möchte
er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne, wie wegen der
Laternen; um Menschen zu suchen und insbesondere solche, die
jenseitig sofort auf ihn bezogen haben, nämlich außer dem
wohlwollenden Autor, dem so freundlich gehaltenen Reklame,
einem ~~anderen~~ andere Meinung sein dürfte, und
stehet ihm selbst.

44

sp
-
nig
lge

schweigens ablehnt. Beweise so löblichen Verhaltens ergeben aber wohl kaum die schlüssige Folgerung, daß der Leser der problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten mit dem öfter Anerkannten gelangen mußte. Ein Problem der Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überschätzt — hat der Hinweis ja keineswegs eröffnet, etwa in der Art, daß man nicht Schiller nennen müßte, wenn man von dem/Dichter der Glocke spricht, oder auch nur/des Verses »Concordia soll ihr Name sein«, deren Mitglieder, wie ein Gerücht behauptet, bei der Aufnahme einen Eid leisten müssen, daß sie einen bestimmten anderen Autor nicht nennen und womöglich auch nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht überschätzen, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde und das keineswegs dem Maß einer unerfreulichen Popularität entspricht. Wenn auf einer jener Kunststätten, deren Intendanten Kaffeesieder sind, die Bezeichnung »Fackelkraus« verwendet wird, mag da und dort — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber dem scharfen Paprikaschlesinger — ein Grinsen der Eingeweihtheit auftauchen, daß es einer sei, der alles niederreißt, den großen Zauberer wie Kleinkunsthöfen, und ältere, doch einer Hetz nicht abgeneigte Besucher dürften sich noch erinnern, daß er in die »Presse« gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann immer angegriffen hat. Das mittlere Alter weiß um die Eitelkeit und die Jugend, die aber nicht die »Wiener Zeitung« liest, sondern die Brünner »Arbeiter-Zeitung«, hat erfahren, daß er hinaufgegangen ist und sich gleichschalten ließ, während er sich nicht entblödet, in der »Presse«, die er immer angegriffen hat, zu annonieren. Das ist so ziemlich das Niveau, in Zeiten der Freiheit wie einer Unfreiheit, die die Parasiten jener nicht im geringsten geniert. Es ist das Gelichter, das hinter der Fackel zurückbleibt und das zum großen Teil auch für Auditorium besetzt hielt. Wenn wir uns nun aber an eine bessere Empfänglichkeit halten — warum sollte der Leser, der, mag er auch jener Pestregion entrückt sein, immerhin üblich und erträglich findet, daß die Tagespresse das Werk eigener Mitarbeiter aller sonstigen Schöpfung vorzieht, nicht etwa vermuten, daß mit dem großen Satiriker, der als bekannt vorausgesetzt wird, der faszinierende Glossenschreiber der »Wiener Zeitung« gemeint sei oder jener tüchtige Anwalt Shakespeares, der sie nicht nur rechtsfreundlich, sondern auch kulturpolitisch berät und neuerdings sogar einen polemischen Ehrgeiz bekundet, den man ihm —

1, 1,

»-« L dem

W

H

H blig

H über einen

Lo

— der L — ...

vielleicht

— Hochspannen
 wie muß
 befallen wird.

in völliger Verkennung seines Strebens hinauf

in völliger Verkennung seines Strebens starr
 einzeln betrachtet, den man nun —
 kühnlich durch den und allerdings gegen einen politischen
 Shakespeare, der sie nicht nur rechtlich, sondern auch
 der Wiener Zeitung, Gemacht sei oder seiner wichtige Ansicht
 bekannt vorgelesen wird, der lasziveste Österreich
 nicht etwa vorant, daß mit dem großen Schiller, der sie
 das Werk eigener Mithilfe der sonstigen Schöpfung vorant,
 sein, immerhin nicht und richtig, findet, daß die Tagespresse
 sollte der Leser, der nun er auch keine Parteien entzückt
 was man aber in eine bessere Empfanglichkeit halten — warum
 zum großen Teil auch im Auslandem besteht nicht. Wenn wir
 Es ist das Österreich, das hinter der Fackel zurückbleibt und das
 Unterschied, die die Parteien jetzt nicht im geringsten gemitt.
 Hierin. Das ist so ziemlich das Niveau, in Zeichen der Freiheit wie einer
 bloß, in der Presse, die er immer angeht, hat zu annoh-
 gen ist und sich gleichzeitigen Heil, während er sich nicht ent-
 die Wiener Arbeiter-Zeitung, im einzelnen, daß er hinausgegan-
 die Tageszeit, die aber nicht die Wiener Zeitung, hat, sondern
 angeht hat. Das mittlere Alter, was um die Hälfte und
 gelangen wollte und was es nicht gelang, sie dann immer
 abgeleitete Presse, hätten sich noch etwas, daß er in die Presse
 Xaubert wie Kitzbühler, und diese, doch einer Holz nicht
 nicht zu machen, daß es einer sei, der diese niederricht, den großen
 dem schiefen Papstschlüssel — ein Zeichen der Eingewicht-
 mag da und dort — ähnlich der christen-Resektion gegenüber
 Kaffeehäuser sind, die Bezeichnung »Fachsachen« verwendet wird,
 entspricht. Wenn auf einer Kunst, deren Gedanken
 und das Lebenswegs dem Maß einer mehrheitlichen Popularität
 schätzen, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde
 nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht über-
 stimmen anderen Autor nicht nennen und womöglich auch
 der Aufnahme einen Eid leisten müssen, daß sie einen be-
 Name seine, deren Möglichkeit, wie ein Gesicht betrachtet, bei
 »Glocke« spricht, oder auch nur des Verses »Concordia soll für
 nicht Schiller nennen müßte, wenn man von dem Dichter der
 hat der Hinweis ja Lebenswegs erfüllt, etwa in der Art, daß man
 Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überhächt —
 mit dem über Anmerkungen gelangen mußte. Ein Problem der
 problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten
 der wohl kaum die schließliche Forderung, daß der Leser der
 schweigens ablehnt. Beweis so löblichen Verhältnisses ergeben

18
 7

101

11

12
 13
 14

8

wie er sagen würde — (nicht zugetraut hätte. (Das ist aber nicht das
 »alemannisch kräftige Wörtlein«, mit dem er Jakob Burckhardt
 sich im Grab umdrehen ließ.) Was solche Ausbreitungen betrifft,
 so könnte man ja füglich noch nicht behaupten, daß einer, der
 reinigend oder auch nur züchtigend ins deutsche Geistesleben
 eingezogen ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist
 die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Größerer und Stär-
 kerer an die Stelle Daniel Spitzers trat, kaum möglich, ohne
 den Namen auf dem Fuße folgen zu lassen: sie wird immer
 den Eindruck des Fragments hinterlassen. Denn man soll
 das Maß der literarischen Anteilnahme nicht erstrecken und
 nicht von der eigenen auf die des Publikums schließen, in
 dessen Gedankenleben die Sprache kaum ein Hindernis, ge-
 schweige denn eine Attraktion bildet. Im Gegensatz zu denen,
 die einen Autor bloß eitel nennen, aber sonst gar nicht, grenzt
 die Scheu, seinen Namen eitel zu nennen, da sie doch
 eine Erhöhung bedeutet, die keinem Irdischen zukommt, an
 Blasphemie. So groß und stark kann kein Satiriker sein, daß
 man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat,
 es nicht wagen dürfte, anders als mit Gebärdensprache von
 ihm zu sprechen. Die freimütige Ergänzung, die einem andern
 Leserkreis zugutekommt, ist überaus dankenswert und fast so
 wohlthuend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die
 Werke des Satirikers anzuschaffen und zu lesen. Stellt es sich
 doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die deren
 Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielfachem Leid-
 und Freudwesen auch nicht mehr vorliest, und erst recht nicht,
 seit er erfahren mußte, daß ihre Hörer sie ohnedies besser
 kennen als er, der sie nur bis zum Erscheinen kennen lernte.
 Dieser Umstand dürfte erklärlich machen, daß er auf
 seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerksam
 gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, möchte
 er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne wie wegen der
 Laterne: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die
 jene Stelle sofort auf ihn bezogen haben, nämlich außer dem
 wohlwollenden Autor, dem so freundlich gesinnten Redakteur,
 zehn Lesern, die zum Teil anderer Meinung sein dürften, und
 vielleicht ihm selbst.

L zur

→ (s. 1.)

→ s

L ja

→ (s. 1.)

→

→ (s. 1.)

L (s. 1.)

vielleicht ihm selbst
sein. Es ist, die zum Teil anderer Meinung sein dürfen, man
wohlwollenden Autor, dem so freundlich gestandenen Redakteur,
jenseitige Stelle sofort auf ihn bezogen haben, nämlich auf den
Fatum: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die
er Drogen sein, sowohl wegen der Form, wie wegen der
gestrichelt werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, würde
seine Widerspruch nicht kommt, sondern erst allmählich
Dieser Umstand dürfte ethisch machen, daß er auf
kennen als er, der sie nun bis zum Erscheinen kennen lernen
soll er erfahren würde, daß ihre Leser sie ebenfalls besser
Freundwesen auch nicht mehr vorhat, und erst recht nicht,
Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielstem Zeit und
doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die davon
Werte des Zeitlers anzuschaffen und zu lesen. Selbst es sich
wohlwollend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die
Lesekreise zuzukommen, ist ebenso dankbar, und fast so
hin zu sprechen. Die heimliche Erfahrung, die nicht man
es nicht wegen hätte, anders als mit Geduldenspruch von
man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat,
Bisphome, so groß und stark kann kein Zeitler sein, daß
eine Erklärung bedarf, die keinem Irrthum zukommt, an
die Seiten, seinen Namen erst zu nennen, da sie doch
die einen Autor bloß eitel nennen, der sonst gar nicht, grenzt
schwerge denn eine Artbildung bildet, im Gegensatz zu denen,
diesem Gedankensystem die Sprache kaum ein Hindernis ge-
eingegeben ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist
die Festsetzung, daß zu diesem Behufe ein Gelehrter und Sit-
kerer, in die Stelle Daniel Spitzers, der kaum möglich, ohne
den Namen auf dem Tische folgen zu lassen: die wird immer
den Eindruck des Gegners unangenehm. Denn man soll
das Maß der literarischen Ansehens nicht erschrecken und
nicht von der eigenen mit die der Publikum schließen, in
diesem Gedankensystem die Sprache kaum ein Hindernis ge-
schwerge denn eine Artbildung bildet, im Gegensatz zu denen,
die einen Autor bloß eitel nennen, der sonst gar nicht, grenzt
die Seiten, seinen Namen erst zu nennen, da sie doch
eine Erklärung bedarf, die keinem Irrthum zukommt, an
Bisphome, so groß und stark kann kein Zeitler sein, daß
man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat,
es nicht wegen hätte, anders als mit Geduldenspruch von
Lesekreise zuzukommen, ist ebenso dankbar, und fast so
hin zu sprechen. Die heimliche Erfahrung, die nicht man
wohlwollend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die
Freundwesen auch nicht mehr vorhat, und erst recht nicht,
Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielstem Zeit und
doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die davon
Werte des Zeitlers anzuschaffen und zu lesen. Selbst es sich
wohlwollend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die
Lesekreise zuzukommen, ist ebenso dankbar, und fast so
hin zu sprechen. Die heimliche Erfahrung, die nicht man
es nicht wegen hätte, anders als mit Geduldenspruch von
Lesekreise zuzukommen, ist ebenso dankbar, und fast so
hin zu sprechen. Die heimliche Erfahrung, die nicht man

Erinnerung und Ergänzung
Daniel Spitzer

Wien, 3. Juli 1835 — Meran, 11. Januar 1893

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamen Reisen als mit den genußreichen Wiener Spaziergängen — des im Zwang der Regelmäßigkeit öfter Ermüdeten — Neuland der deutschen Prosa betreten hat, ist vom geistigen Wien ignoriert worden. Von dem der »Ravag«, wie es sich gebührt, denn wo Vergleiche naheliegen, ist es immer geraten, zu der Satire bei den Maoris zu schweifen oder wenigstens zum »Feuilleton der Woche« von Scheyer, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Weil sich aber schon jede Schmach von selbst versteht, die dieses geistige Wien heute zu tun oder zu dulden vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die »Concordia« das Datum beachtet hat noch ihre Presse, die, einst mehr wissend als erlaubt war, jetzt nur noch der Direktive »man kann nicht wissen« gehorcht. Das Neue Wiener Tagblatt hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt; was früher links ging, jetzt »inwendig raisonniert«, aber gern mit falschen Erinnerungen schmückt, kuschte. Doch kein Einfall des Spaziergängers reicht an das Faktum hinan, daß die Zeitung, deren dunkle Vergangenheit er, nebst Speidel, verklärt hatte, sein Andenken aus ihrer dunkleren Gegenwart ausgemerzt, daß die Neue Freie Presse ihn totgeschwiegen hat, als wäre er am Leben. (Sollte sich im Monat Juli irgendwo in ihren Spalten ein versteckter Hinweis finden, so wird solcher Wahrheit die ihr gebührende Ehre widerfahren.) Um sie zu bewegen, von Adolf Sonnenthals hundertstem Geburtstag (in jedem Satz fehlerhafte) Notiz zu nehmen, hat es des Anstoßes aus einem Kreis von Lesern bedurft, die dem Blatt so treu geblieben sind wie die Redakteure, welche nun zwei Kurse bedienen, die weder einander noch der eigenen Konfession entsprechen. Der Herr Chefredakteur, auf hohem Roß, soll sich rühmen, auch auf das rechte gesetzt zu haben; sein Name ist von einer Liste/bekannt, auf der er neben jenem Nationisten stand, der im Prozeß Rintelen Ehre erwarb und der das Neue Wiener Journal geleitet hatte, bevor es sich ans Vaterland anschloß. Die Weglassungen und Umbiegungen der das Dritte Reiche betreffenden Nachrichten der N. F. Pr. (Nationale feile Presse) waren schon unter Benedikts Herrschaft nachweisbar. Daß aber der vaterländische Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erscheinen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Zusendung eines Exemplars der Auflage, die hinausgeht, wäre ausnahmsweise nicht unerwünscht. Eine Erwähnung Daniel Spitzers dürfte ihr nicht zugewachsen sein. Seinen Witz jedoch hat die Wirklichkeit des neuen Wien ausgestochen und in ihr vor allem die Tatsache, daß sein Blatt die Ehrung des bedeutendsten jüdischen

S

H 67

12

L 2 neu 9

→ L. inborn
J 8

x

H 67

+ in Kambien

1. der Credit-Anstalt

sk

2.

Mitarbeiters für alle Fälle auch in der österreichischen Ausgabe unterlassen hat, und daß sie — Gedankenstrich, der vom Ring bis zur Bäckerstraße reicht — jener amtlichen ‚Wiener Zeitung‘ überlassen blieb, die so oft das Objekt Spitzers abgeben mußte und nun (ganz wie zum Geburtstag eines Lebenden) das geistige Wien überrascht und beschämt hat: alles, was da nicht wissen kann oder will, zwischen der alten unfreien Presse und der im »Kulturraum« neugeborenen ‚Reichspost‘, die gegen obskure Vertreter des jüdischen Wiener Kulturlebens, selbst gegen Psychoanalytiker, kein so starkes Vorurteil hat wie gegen die Opfer des Berliner Pogroms. Denn bei ihrem Respekt vor deutschen Geisteswerten spielt Geburt keine Rolle, höchstens, wenn eine jublierende Ofenfirma, 75 Jahre führend, Goethe wie folgt zitieren darf:

»Über allen Wipfeln ist Ruh,
Warte nur, balde ruhest auch du«
Und fröhlich erhebst du am Morgen dich immer
In dem vom »Geburth« durchwärmten Zimmer.

Umbr.

Da kann man halt nichts machen, selbst Kulturbund und Kulturrat nicht, welche doch auch die Verunehrung eines österreichischen Klassikers hingehen ließen und die neue geschäftliche Nuance, die zu allen schon erreichten Gipfeln das größte deutsche Gedicht gewonnen hat, mehr von der fröhlichen Seite nehmen dürften, auf die es längst zugerichtet ist. Den hundertjährigen Daniel Spitzer an solcher Stelle zu inserieren, konnte ich mich nicht entschließen. Die achtspaltige Ehrung durch das Staatsorgan mochte hinreichen, wengleich sich auch hier noch eine gewisse Ungewißheit ergab, die aber durch den folgenden Briefwechsel beseitigt wurde:

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

Faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the page.

3

22. Juli 1935

An die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘

Wien I. Bäckerstraße 12

Sehr geehrte Herren!

In Ihrer Nr. vom 6. Juli ist eine Würdigung Daniel Spitzers zu seinem hundertsten Geburtstag (von Armin Friedmann) erschienen, an deren Schluß die Sätze stehen:

Er hatte seinesgleichen nicht in deutschen Landen, solange er schrieb. 1891 starb er. Heute erkennen wir in ihm einen Vorgänger und Wegbereiter. Er war nur der Philipp eines Alexander gewesen. Schon stand ein Größerer und Stärkerer bereit, an seine Stelle zu treten. Und Daniel Spitzer hätte Talent genug besessen, das Genie zu erkennen.

Es ist gewiß verdienstlich, daß Sie, anders als das Blatt, dem seine Lebensarbeit gehört hat, dem Andenken des österreichischen Satirikers Ehre erweisen, dem wir, nach Nestroy, im Gebiete der Sprachsatire und lyrischen Prosa keinen Größeren und Stärkeren anzureihen wüßten. Unbillig erscheint uns nur die Einschränkung des Lobs wegen der Polemik Spitzers gegen Wagner, die zwar in den »Briefen an eine Putzmacherin« hinter der Wirkung des (seidenen) Stoffes zurückbleibt, aber auch hier wohl nicht den Tadel verdient, sie sei ein völlig witzloser Eingriff ins Privatleben, der »mit Wagners Kunst wirklich nicht das Geringste zu schaffen hatte«, und die mit den bezwingenden Satiren auf eben diese den Einblick in eine Wahrperiode der deutschen Menschheit eröffnet hat. Was nun die oben zitierte Andeutung einer gewichtigeren Nachfolge betrifft, so ist uns, wie vermutlich den andern Lesern der ‚Wiener Zeitung‘, unbekannt, wem der Autor der Betrachtung in freundlicher Weise einen so hohen Rang angewiesen wünscht und wessen Wegbereiter Daniel Spitzer (der 1893 starb) gewesen sein soll. Wen immer jedoch der wohlmeinende Autor der Betrachtung gemeint haben mag, überaus treffend erscheint uns der Hinweis auf jene Vertreter des Geisteslebens, die, im Gegensatz zu einem Daniel Spitzer, des Talentes ermangeln, »das Genie zu erkennen«, geschweige zu nennen. Da wir uns für satirische Literatur interessieren, möchten wir, behufs Anschaffung der Werke des Gemeinten, dessen Name als hinreichend bekannt vorausgesetzt erscheint, bitten, uns diesen — nach Befragung Ihres Mitarbeiters, falls er auch Ihnen wider Erwarten unbekannt wäre — gefälligst angeben zu wollen.

X

The first part of the report is devoted to a general description of the country, its position, and its resources. It then proceeds to a detailed account of the various districts, and the manner in which they are governed. The author then discusses the state of the population, and the progress of civilization. He then describes the state of the agriculture, and the various manufactures. He then discusses the state of the commerce, and the various branches of industry. He then describes the state of the education, and the various institutions. He then discusses the state of the public works, and the various improvements. He then describes the state of the public order, and the various regulations. He then discusses the state of the public revenue, and the various taxes. He then describes the state of the public debt, and the various securities. He then discusses the state of the public credit, and the various securities. He then describes the state of the public opinion, and the various influences. He then discusses the state of the public morals, and the various influences. He then describes the state of the public health, and the various influences. He then discusses the state of the public safety, and the various influences. He then describes the state of the public peace, and the various influences. He then discusses the state of the public order, and the various influences. He then describes the state of the public credit, and the various securities. He then discusses the state of the public opinion, and the various influences. He then describes the state of the public morals, and the various influences. He then discusses the state of the public health, and the various influences. He then describes the state of the public safety, and the various influences. He then discusses the state of the public peace, and the various influences.

Wir benützen den Anlaß, um Ihnen für die Erkenntnis österreichischer Kulturwerte tätigen Mitarbeiter auf eine Verwechslung aufmerksam zu machen, die ihm in der Würdigung des hundertjährigen Adolf Sonnenthal widerfahren ist. Er erzählte damals, daß, nachdem der Künstler bei seinem ersten Auftreten als Mortimer mißfallen hatte, Laube auf der Bastei einem jungen Schauspielerpaar begegnet sei, welches ihm sein Bedauern ausgedrückt habe, daß es wieder nichts mit dem neuen Liebhaber wäre: er »mauschele mit den Beinen«. Dieser Ausspruch scheint so wenig der Gestalt und Haltung des Debütanten angemessen wie der Lebensart jenes Brautpaares: Zerline Würzburg und Ludwig Gabillon. Tatsächlich hat der Autor zwei verschiedene Berichte Laubes vermengt, dessen Wunsch freilich glaubhaft schien, das Paar, mit dem er keineswegs sympathisierte, zu Verbreitern einer Gehässigkeit zu stempeln. Er berichtet nun zwar auf S. 259 seines Burgtheaterbuches, daß sie sich über den Debütanten (der später der große Salonpartner Zerline Gabillons wurde) abfällig geäußert und gemeint hätten, der Direktor könne ihn nicht behalten. Auf S. 212 hingegen erzählt er von dem genialen Charakterdarsteller Dawison, dem er so aufsässig war wie der Künstlerin: jemand habe über ihn gesagt, man sehe ihm den Juden nicht an, worauf ein anderer erwidert habe: »Doch! er mauschelt mit den Beinen«. »Ich möchte«, setzt hier Laube hinzu, »das Rassen-Vorurteil nicht unterstützen; wir haben ja auch gerade in Wien schlagende Gegenbeweise: Sonnenthal ist auch Jude, und wer vermißt an ihm vornehmes, feines Wesen?!« -- Vielleicht findet der Autor einmal Gelegenheit, den verwickelten Irrtum, zu Ehren Sonnthals, seiner glänzenden Partnerin und Laubes selbst, zu berichtigen.

Indem wir Ihnen hiefür wie für jene freundliche Auskunft im Voraus danken, zeichnen wir mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel

Wir besitzen den Anfang, um Ihnen für die Erkenntnis
getreulichster Kollaborateur zu danken, die Sie in der
Wiederholung zu machen, die ihm in der Wiedergabe
des hundertjährigen Adolf Sauerbrey'schen ist. Er erzählt
daneben, daß nachdem der Künstler bei seinem ersten Ausleben
als Malermeister in die Hände der Kunst eines jungen
Schwabenlandes gekommen sei, welches ihm sein Leben in
Gedächtnis habe, daß es wieder nichts mit dem neuen Leben
war: er sammelte mit den Heinen. Dieser Ausdruck schien
so wenig der Gestalt und Haltung des Bildes anzugewöhnen
wie der Lebensart eines Künstlers: keine Würdigung und
Lobpreisung. Tatsächlich hat der Autor zwei verschiedene
Bücher verfaßt, deren Wunsch jedoch nicht gleichartig
selbst hat, mit dem er keineswegs sympathisch zu
Verständnis einer Gattung zu sein. Er besteht aus
zwei auf S. 258 seines Hauptbuches, das sie sich über den
Bestandteil der ersten der großen Sauerbrey'schen Gattung
wundern dürfte, erzählt und erzählt, daß die Kunst
ihm nicht behagte. Auf S. 212 hingegen erzählt er von dem
genauen Charakteristischer Dasein, dem er so sehr war
wie der Künstler: jemand habe über ihn gesagt, man sehe
ihm den Juden nicht an, woran ein anderer erzählt habe:
„Doch! er manachelt mit den Heinen.“ Ich möchte, sehr hier
Lande haben, aber keinen Vorteil nicht zu machen; wir haben
ja auch gerade in Wien schickende Gegenstände: demnach
ist auch jede, und wer kommt, an ihm vornehm, eines We-
sens? ... Vielleicht findet der Autor einen Götterdienst, den
verwickelten ist, zu Ehren Sauerbrey's, seiner Gattung
Parteilich und Landes selbst, zu beschreiben.

haben wir Ihnen nicht wie die jene bewährte Ansicht
in Voraus denken, können wir mit vorzüglicher Hochachtung
Der Verlag der Kunst

5

26. Juli 1935

An den Verlag der Fackel, Wien

Die in Ihrem Brief vom 22. Juli zitierte Stelle aus Armin Friedmanns Arbeit über Daniel Spitzer, die am 6. Juli in der 'Wiener Zeitung' erschien, ließ unserer Meinung nach nur eine Deutung zu. Der Name jenes Großen, des Genies, das Daniel Spitzer erkannt hätte, dessen Vorgänger und Wegbereiter er war, kann natürlich nur der jenes genialen Satirikers sein, der wenige Jahre nach Spitzers Tod reinigend und züchtigend ins deutsche Geistesleben einzog: Karl Kraus. Eine andere Auslegung erschien uns umsoweniger möglich als der Aufsatz doch in der 'Wiener Zeitung' erschien, die seit vielen Jahren ihre hohe Einschätzung des Dichters, Satirikers und Ethikers Karl Kraus bekundet hatte.

Für den Hinweis auf die Verwechslung zweier von Laube erzählter Anekdoten in dem Aufsatz zu Sonnenthals 100. Geburtstag danken wir höflichst. Wir haben Ihre Mitteilung Herrn Armin Friedmann zur Kenntnis gebracht und ihn gebeten, bei Gelegenheit eine Richtigstellung vorzunehmen. In vorzüglicher

Hochachtung
Redaktion [der [Wiener Zeitung]

[[12

--

20. Jan 1888

An den Herrn Dr. Pöschel, Wien

Die in Ihrem Brief vom 12. d. M. erwähnte Stelle des Herrn Pöschel
manns Adon. Herr Pöschel, dessen Name ich in der Wiener
Zeitung gesehen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie
den Namen eines Oberst, des Herrn von Pöschel, kennen
denen Vorname und Nachname er war, kann man nicht an den
Jahre genügt zu finden sein, der von 1848 bis 1850 in
Krieg und nachher in den Jahren 1851 bis 1852 in
eine andere Abteilung kam, was man wissen möchte, ob der
Anfang doch in der Wiener Zeitung, welche die von Ihnen
das hohe Geschick der Herrschaft, Pöschel und Pöschel
genannt hat.

Die in Ihrem Brief vom 12. d. M. erwähnte Stelle des Herrn Pöschel
manns Adon. Herr Pöschel, dessen Name ich in der Wiener
Zeitung gesehen. Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie
den Namen eines Oberst, des Herrn von Pöschel, kennen
denen Vorname und Nachname er war, kann man nicht an den
Jahre genügt zu finden sein, der von 1848 bis 1850 in
Krieg und nachher in den Jahren 1851 bis 1852 in
eine andere Abteilung kam, was man wissen möchte, ob der
Anfang doch in der Wiener Zeitung, welche die von Ihnen
das hohe Geschick der Herrschaft, Pöschel und Pöschel
genannt hat.

Es hat dieser freundlichen und überraschenden Aufklärung keineswegs bedurft, um unzweifelhaft zu machen, daß nicht etwa die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘ aus jener Stelle den Namen entfernt hatte: in der Art des ‚Berliner Tageblatt‘, welches ehemals, als es noch in Dingen der Meinung die Freiheit genoß, diese zu unterdrücken, etwas über »den Wiener« erscheinen ließ, nicht über den im Allgemeinen, der nicht untergeht, sondern über den besondern, dessen Untergang dem Berliner Tageblatt nicht unerwünscht gewesen wäre. Zweifellos dürfte aber auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, an jenen in Freundlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die verbissenen Schmöcke stellt, die zwischen den Zeilen ihre Wut andeuten dürfen, dem normalen Leser doch etwas zu viel zugetraut hat. Da er wenigstens sagt, was er, wenn schon nicht wen er meint, so ist er bei weitem nicht mit derlei zu vergleichen oder etwa mit dem grotesken Erinnerer des ‚Tag‘, bei dem zwar keine Angabe über »Vergangenes Wien« stimmt, dessen Gedächtnis aber in der Schilderung des Milieus der »Demolirten Literatur« wenigstens so funktioniert, daß er ausgerechnet deren Kronzeugen verschweigt und zwar justament immer dort, wo die Nennung erwartet wird. Man gerät bei der Berührung dieses journalistischen Problems natürlich in den Verdacht, daß man auf das Vermißte Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, beweist der Umstand, daß man fast nichts von dem vielen liest, was den Namen enthalten darf, da es außerhalb der Wiener Bannmeile erscheint, an deren Grenze — für die Presse beider Konfessionen — ein entgeltliches Kreuz steht und daß man es nicht mehr wie in Zeiten, wo es auch nicht gelesen wurde, bibliographisch festhält. Die Rücksicht auf solchen Argwohn kann nun Feststellungen von kulturkritischer Wichtigkeit nicht verhindern. Daß die ‚Wiener Zeitung‘ — schon lange vor der bekannten Gleichschaltung des Herausgebers der Fackel — die einzige Wiener Zeitung war, die keine Bedenken trug, von einer geistigen Tatsache Notiz zu nehmen, ist wahr. Sei es, daß der amtliche Charakter als solcher den moralischen eher gewährleistet als die Pflichterfüllung im Sold einer fremden Regierung oder der Banken des Vaterlands; sei es, daß individuelle Anständigkeit, Verständnis und Kulturwissen eines leitenden Redakteurs die Unsauberkeit des Tot-

H gilt

H. H. H. H. H.

H. H. H. H. H.

H. H. H. H. H.

H. H. H. H. H.

H. H. H. H. H.

H. H. H. H. H.

schweigens ablehnt. Beweise so löblichen Verhaltens ergeben aber wohl kaum die schlüssige Folgerung, daß der Leser der problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten mit dem öfter Anerkannten gelangen mußte. Ein Problem der Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überschätzt — hat der Hinweis ja keineswegs eröffnet, etwa in der Art, daß man nicht Schiller nennen müßte, wenn man von dem »Dichter der ‚Glocke‘« spricht, oder auch nur/dem des Verses »Concordia soll ihr Name sein«, deren Mitglieder, wie ein Gerücht behauptet, bei der Aufnahme einen Eid leisten müssen, daß sie einen bestimmten anderen Autor nicht nennen und womöglich auch nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht überschätzen, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde und das keineswegs dem Maß einer unerfreulichen Popularität entspricht. Wenn auf einer jener Kunststätten, deren Intendanten Kaffeesieder sind, die Bezeichnung »Fackelkraus« verwendet wird, mag da und dort — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber dem scharfen Paprikaschlesinger — ein Grinsen der Eingeweihtheit auftauchen, daß es einer sei, der alles niederreißt, den großen Zauberer wie Kleinkunsthöhlen, und ältere, doch einer Hetz nicht abgeneigte Besucher dürften sich noch erinnern, daß er in die »Presse« gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann immer angegriffen hat. Das mittlere Alter weiß um die Eitelkeit und die Jugend, die aber nicht die ‚Wiener Zeitung‘ liest, sondern die Brünner ‚Arbeiter-Zeitung‘, hat erfahren, daß er hinaufgegangen ist und sich gleichschalten ließ, während er sich nicht entblödet, in der »Presse«, die er immer angegriffen hat, zu annon- zieren. Das ist so ziemlich das Niveau, in Zeiten der Freiheit wie einer Unfreiheit, die die Parasiten jener nicht im geringsten geniert. Es ist das Gelichter, das hinter der Fackel zurückblieb und einen Vortragenden nicht mehr behelligen wird. Wenn wir uns nun aber an eine bessere Empfänglichkeit halten — warum sollte der Leser, der, mag er auch jener Pestregion entrückt sein, immerhin üblich und erträglich findet, daß die Tagespresse das Werk der Mitarbeiter aller sonstigen Schöpfung vorzieht — warum sollte er nicht etwa vermuten, daß mit dem großen Satiriker, der als bekannt vorausgesetzt wird, der faszinierende Glossenschreiber der ‚Wiener Zeitung‘ gemeint sei oder vielleicht jener tüchtige Anwalt Shakespeares, der sie nicht nur rechtsfreundlich, sondern auch kulturpolitisch berät und neuerdings sogar einen polemischen Ehrgeiz bekundet, den man ihm —

in völliger Verkennung seines Strebens hinauf

1/2/1907

A. Z. Wien

schweigend abgibt, beweis, so löblichen Verhältnissen gegeben
aber wohl kann die schließliche Forderung, daß der Leser der
problematischen Stelle zur Identifizierung eines Mittelsnamen
mit dem oder Ansonsten gegeben werden, Ein Problem der
Hilfsung — und selbst da wird die Leserschaft überfordert —
mit der Hinweis in Betrachtung enthält, dies in der Art, daß man
nicht Schüler voraus magte, wenn man von dem Schüler der
„Historie“ spricht oder auch auf dem des Verses Ovidius soll für
Name seine, deren Mithras, wie ein Gemacht bezeugt, bei
der Aufnahme einer Einigkeit müssen, daß sie einen de-
stimmten anderen Autor nicht nennen und womöglich auch
nicht meinen werden, wenn das der Verständnis nicht über-
schützen, das sich selbst im Falle der Meinung einstellen würde
und das Kennen, dem Maß einer historischen Positionen
entgegen. Wenn auf einer fast Kunsttätigen, deren inwendigen
Klassischer sind, die Beziehung „Klassiker“ verwendet wird,
mag es auch sein — ähnlich der einzelnen Position gegenüber
dem schlichten „Politikwissenschaftler“ — ein Zeichen für Historien-
heit enthalten, daß es nicht sei, der nicht nicht, den großen
Kämpfer wie (Klein)historiker, und diese, doch nicht hier nicht
tatsächliche Form, zu hinter sich noch erkennen, daß er in der „Fischer-
gelegenheit“ will, und weil es nicht genug, so dann immer
angehen hat. Das mittlere Alter, wohl mit die Einheit und
die Einheit, die aber nicht die, Wäcker Zeitung, hat, sondern
die gesamte „Klassiker“ hat, enthält, daß er hingegen
gen so mit sich gleichschaffend hat, während er sich nicht ent-
wickelt in der „Fischer“, die er immer zugehörig hat, zu unun-
dauern. Das ist so ähnlich der „Fischer“ in Zeiten der Freiheit wieder
Gefühl, die die Parteien jetzt nicht im ersten Genie.
Es ist der „Ovidius“, das immer der Fabel zugehörig wird. Wenn wir
einen Vorlesenden nicht mehr beschäftigen wird, wenn wir
uns nun über in eine bessere Beschäftigung haben — warum
sollte der Leser, der mag er auch fast keine Forderung enthalten,
sein, unmittelbar nicht und schließlich hat, daß die Tagespresse
dazu, die Mittelnamen aber weniger Schöpfung vorstellt — warum
sollte er nicht zwei vermehren, daß mit dem großen Schiller, der als
bekannt vorgetragen wird, der „Klassiker“ Ovidius, der
„Wäcker Zeitung“ Gemacht sei oder welche fast solche Ansicht
Zusammen, daß sie nicht mit rechtlich, sondern auch
Klassiker, das ist und mehrere sagt, dann politische
Eigenschaft, das man für —

in völliger Entfernung eines Zivildienstes

wie er sagen würde — gar nicht zugetraut hätte. (Das ist aber nicht das »alemannisch kräftige Wörtlein«, mit dem er Jakob Burckhardt sich im Grab umdrehen läßt.) Was solche Ausbreitungen betrifft, so könnte man füglich noch nicht behaupten, daß einer, der reinigend oder auch nur züchtigend ins deutsche Geistesleben eingezogen ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist ja die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Größerer und Stärkerer an die Stelle Daniel Spitzers trat, kaum möglich, ohne den Namen auf dem Fuße folgen zu lassen: sie hinterläßt /den Eindruck des Fragments. Denn man soll das Maß der literarischen Anteilnahme nicht erstrecken und nicht von der eigenen auf die des Publikums schließen, in dessen Gedankenleben die Sprache kaum ein Hindernis, geschweige denn eine Attraktion bildet. Im Gegensatz zu denen, die einen Autor bloß eitel nennen, aber sonst gar nicht, grenzt die Scheu, seinen Namen eitel zu nennen, da sie doch eine Erhöhung bedeutet, die keinem Irdischen zukommt, an Blasphemie. So groß und stark kann kein Satiriker sein, daß man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat, es nicht wagen dürfte, anders als mit Gebärdensprache von ihm zu sprechen. Die freimütige Ergänzung, die nun einem andern Leserkreis zugutekommt, ist überaus dankenswert und fast so wohlthuend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die Werke des Satirikers anzuschaffen und zu lesen. Stellt es sich doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die deren Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielfachem Leid- und Freudwesen auch nicht mehr vorliest, und erst recht nicht, seit er erfahren mußte, daß ihre Hörer sie ohnedies besser kennen als er, der sie jeweils nur bis zum Erscheinen kennen lernte. Dieser Umstand dürfte erklärlich machen, daß er auf seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerksam gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, möchte er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne wie wegen der Laterne: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die jene Stelle sofort auf ihn bezogen haben, nämlich außer dem wohlwollenden Autor, dem so freundlich gesinnten Redakteur, zehn Lesern, die zum Teil anderer Meinung sein dürften, und vielleicht ihm selbst.

72

was er sagen würde — gar nicht zugestimmt hätte. (Das ist aber nicht
das sogenannte kritische Wohlwollen, mit dem er Jakob Burckhardt
sich im Geiste andern hätte.) Was solche Ausstellungen betrifft,
so könnte man nicht noch nicht bedenken, daß einer der
einzigsten oder auch nur wichtigsten des deutschen Geistes
eingewogen ist seine Mission beendet hat. An und für sich ist
die Fortsetzung, daß zu diesem Behufe ein Gedächtnis
und Stärker an die Stelle Daniel Spitzers trat, kaum
möglich, ohne den Namen auf dem Fulse folgen zu lassen:
die hinterläßt den Eindruck des Fragments. Denn man soll
das Maß der literarischen Ansehens nicht unterschätzen und
nicht von der eigenen auf die des Publikums schließen, in
dessen Gedächtnis die Sprache kaum ein Hindernis ge-
schwelge denn eine Ausrufung bildet im Gegensatz zu dem,
das einen Autor bloß eitel nennen, aber man gar nicht, genau
die Schen seinen Namen eitel zu nennen, da sie doch
die Erhöhung bedeutet, die keinem falschen zukommt, an
Hilfsmeinte. So groß und stark kann kein Zeiliker sein, daß
man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat,
es nicht wegen hätte, anders als mit Gedächtnis, was
hin zu sprechen. Die fehlende Ergänzung, die nun einem andern
I. Schenals zukommt, ist höchstens dankenswert und ist so
wohlwollend wie das Gedächtnis, daß es nicht nötig sein wird, die
Werte des Zeilikers auszusprechen und zu lesen. Still es sich
doch heraus, daß es kein eigenes Schicksal sind, die daran
Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu verlohnen sich und
Freundwesen auch nicht mehr verlohnt, und erst recht nicht,
soll es erlösen mühte, daß ihre Hörer sie überdies besser
kann es er der sie jeweils nur bis zum Erscheinen kennen sollte.
Dieser Umstand dürfte erträglich machen, daß er auf
seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerksamer
gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, möchte
er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne, wie wegen der
Laster: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die
jeine Stelle schon auf ihn bezogen haben, nämlich selber den
wohlwollenden Autor, dem so freundlich gestimmten Redakteur,
den Leser, die zum Teil anderer Meinung sein dürfen, und
vollständig ihm selbst.

Daniel Spitzer

(Wien, 3. Juli 1835 — Meran, 11. Januar 1893)

Erinnerung und Ergänzung

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamen Reisen als mit den genußreichen Wiener Spaziergängen — des im Zwang der Regelmäßigkeit öfter Ermüdeten — Neuland der deutschen Prosa betreten hat, ist vom geistigen Wien ignoriert worden. Von der »Ravag«, wie es sich gebührt, denn wo Vergleiche naheliegen, ist es immer geraten, zu der Satire bei den Maoris zu schweifen oder wenigstens zum »Feuilleton der Woche« von Scheyer, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Weil sich aber schon jede Schmach von selbst versteht, die dieses geistige Wien heute zu tun oder zu dulden vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die »Concordia« das Datum beachtet hat noch ihre Presse, die, einst mehr wissend als erlaubt war, jetzt nur noch der Direktive »man kann nicht wissen« gehorcht. Das Neue Wiener Tagblatt hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt; und was früher links ging, jetzt »inwendig raisonniert«, aber gern mit falschen Erinnerungen schmückt, kuschte. Doch kein Einfall des Spaziergängers reicht an das Faktum hinan, daß die Zeitung, deren dunkle Vergangenheit er, nebst Speidel, verklärt hatte, sein Andenken aus ihrer dunkleren Gegenwart ausgemerzt, daß die Neue Freie Presse ihn totgeschwiegen hat, als wäre er am Leben. ~~Sollte sich im Monat Juli irgendwo in ihren Spalten ein versteckter Hinweis finden, so wird solcher Wahrheit die ihr gebührende Ehre widerfahren.~~ Um sie zu bewegen, von Adolf Sonnenthals hundertstem Geburtstag (in jedem Satz fehlerhafte) Notiz zu nehmen, hat es des Anstoßes aus einem Kreis von Lesern bedurft, die dem Blatt so treu geblieben sind wie die Redakteure, welche nun zwei Bekenntnissen dienen, die weder einander noch der älteren Konfession entsprechen. Der Herr Chefredakteur, auf hohem Roß, soll sich rühmen, auch auf das rechte gesetzt zu haben ~~sein Name ist von einer Liste der Credit-Anstalt bekannt, auf der er neben jenem Nazionisten stand,~~ der im Prozeß Rintelen Ehre erwarb und der das Neue Wiener Journal geleitet hatte, bevor es sich ans Vaterland anschloß. Die Weglassungen und Umbiegungen der das Dritte Reich betreffenden Nachrichten der N. F. Pr. (Nationale feile Presse) waren schon unter Benedikts Herrschaft nachweisbar. Daß aber der vaterländische Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erscheinen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Zusendung eines Exemplars der Auflage, die hinausgeht, wäre ausnahmsweise nicht unerwünscht. Eine Erwähnung Daniel Spitzers dürfte ihr nicht zugewachsen sein. Seinen Witz jedoch hat die Wirklichkeit des neuen Wien ausgestochen und in ihr vor allem die Tatsache, daß sein Blatt die Ehrung des bedeutendsten jüdischen

7'

1)

1)

1/10

1/10

H: gedruckt
unbunden

H, 7'

o 1/1
* 9 1,
o L(2) 1/8

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

22. Juli 1906

An die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘

Wien I. Bäckerstraße 12

Sehr geehrte Herren!

In Ihrer Nr. vom 6. Juli ist eine Würdigung Daniel Spitzers zu seinem hundertsten Geburtstag (von Armin Friedmann) erschienen, an deren Schluß die Sätze stehen:

Er hatte seinesgleichen nicht in deutschen Landen, solange er schrieb. 1891 starb er. Heute erkennen wir in ihm einen Vorgänger und Wegbereiter. Er war nur der Philipp eines Alexander gewesen. Schon stand ein Größerer und Stärkerer bereit, an seine Stelle zu treten. Und Daniel Spitzer hätte Talent genug besessen, das Genie zu erkennen.

Es ist gewiß verdienstlich, daß Sie, anders als das Blatt, dem seine Lebensarbeit gehört hat, dem Andenken des österreichischen Satirikers Ehre erweisen, dem wir, nach Nestroy, im Gebiete der Sprachsatire und lyrischen Prosa keinen Größeren und Stärkeren anzureihen wüßten. Unbillig erscheint uns nur die Einschränkung des Lobs wegen der Polemik Spitzers gegen Wagner, die zwar in den »Briefen an eine Putzmacherin« hinter der Wirkung des (seidenen) Stoffes zurückbleibt, aber auch hier wohl nicht den Tadel verdient, sie sei ein völlig witzloser Eingriff ins Privatleben, der »mit Wagners Kunst wirklich nicht das Geringste zu schaffen hatte«, und die mit den bezwingenden Satiren auf eben diese den Einblick in eine Wahnperiode der deutschen Menschheit eröffnet hat. Was nun die oben zitierte Andeutung einer gewichtigeren Nachfolge betrifft, so ist uns, wie vermutlich den andern Lesern der ‚Wiener Zeitung‘, unbekannt, wem der Autor der Betrachtung in freundlicher Weise einen so hohen Rang angewiesen wünscht und wessen Wegbereiter Daniel Spitzer (der 1893 starb) gewesen sein soll. Wen immer jedoch der wohlmeinende Autor der Betrachtung gemeint haben mag, überaus treffend erscheint uns der Hinweis auf jene Vertreter des Geisteslebens, die, im Gegensatz zu einem Daniel Spitzer, des Talent es ermangeln, »das Genie zu erkennen«, geschweige zu nennen. Da wir uns für satirische Literatur interessieren, möchten wir, behufs Anschaffung der Werke des Gemeinten, dessen Namen als hinreichend bekannt vorausgesetzt erscheint, bitten, uns diesen — nach Befragung Ihres Mitarbeiters, falls er auch Ihnen wider Erwarten unbekannt wäre — gefälligst angeben zu wollen.

d/
~~betreffend~~
 u
 Komp. 2

Lö
 L-8

22. Juli 1935

In die Redaktion der Wiener Zeitung
Wien II, Babenbergrasse 12

Sehr geehrte Redaktion,
Ich habe die Ehre, Ihnen hiermit zu danken für die
Anmeldung meines Artikels (s. Wiener Zeitung) vom
1. Juli 1935. Ich habe mich sehr über die
Schnelligkeit der Bearbeitung und die
Güte der Druckerei freuen dürfen. Ich bitte
um Entschuldigung, dass ich Ihnen nicht
früher antworten konnte. Ich habe mich
inzwischen mit dem Inhalt meines Artikels
auseinandergesetzt und bin zu dem Ergebnis
gekommen, dass die von mir behaupteten
Tatsachen nicht zutreffen. Ich habe
deshalb den Artikel zurückgezogen und
bitte Sie, ihn von Ihren Lesern
zurückzuziehen. Ich bitte Sie auch,
wenn Sie es für möglich halten,
den Artikel in Ihrer Zeitung
öffentlich zurückzuziehen. Ich bitte
Sie um Entschuldigung für die
Unannehmlichkeiten, die mir durch
dieses Vorgehen entstanden sind.
Mit freundlichen Grüßen
Dr. [Name]

4

Wir benützen den Anlaß, um Ihnen für die Erkenntnis österreichischer Kulturwerte tätigen Mitarbeiter auf eine Verwechslung aufmerksam zu machen, die ihm in der Würdigung des hundertjährigen Adolf Sonnenthal widerfahren ist. Er erzählte damals, daß, nachdem der Künstler bei seinem ersten Auftreten als Mortimer mißfallen hatte, Laube auf der Bastei einem jungen Schauspielerpaar begegnet sei, welches ihm sein Bedauern ausgedrückt habe, daß es wieder nichts mit dem neuen Liebhaber wäre: er »mauschle mit den Beinen«. Dieser Ausspruch scheint so wenig der Gestalt und Haltung des Debütanten angemessen wie der Lebensart jenes Brautpaares: Zerline Würzburg und Ludwig Gabillon. Tatsächlich hat der Autor zwei verschiedene Berichte Laubes vermengt, dessen Wunsch freilich glaubhaft schien, das Paar, mit dem er keineswegs sympathisierte, zu Verbreitern einer Gehässigkeit zu stempeln. Er berichtet nun zwar auf S. 259 seines Burgtheaterbuches, daß sie sich über den Debütanten (der später der große Salonpartner Zerline Gabillons wurde) abfällig geäußert und gemeint hätten, der Direktor könne ihn nicht behalten. Auf S. 212 hingegen erzählt er von dem genialen Charakterdarsteller Dawison, dem er so aufsässig war wie der Künstlerin: jemand habe über ihn gesagt, man sehe ihm den Juden nicht an, worauf ein anderer erwidert habe: »Doch! er mauschelt mit den Beinen«. »Ich möchte«, setzt hier Laube hinzu, »das Rassen-Vorurteil nicht unterstützen; wir haben ja auch gerade in Wien schlagende Gegenbeweise: Sonnenthal ist auch Jude, und wer vermißt an ihm vornehmes, feines Wesen?!« — Vielleicht findet der Autor einmal Gelegenheit, den verwickelten Irrtum, zu Ehren Sonnthals, seiner glänzenden Partnerin und Laubes selbst, zu berichtigen.

Indem wir Ihnen hiefür wie für jene freundliche Auskunft ~~dem~~ Voraus danken, zeichnen wir mit vorzüglicher Hochachtung

Der Verlag der Fackel

Lhe

Lä

d
fett
Körper?

Wir besitzen den Anlaß uns Ihnen für die Erkenntnis österreichischer Kulturwerte tüchtigen Mitarbeiters auf eine Verwechslung aufmerksam zu machen, die Ihnen in der Würdigung des hundertjährigen Adolph Sonnenthal widerfahren ist. Er existierte damals, das nachdem der Künstler bei seinem ersten Auftreten als Maler in München hatte, wurde auf der Basis einem jungen Schauspieler begegnet, welcher ihm sein Bedauern ausgedrückt habe, daß es wieder nichts mit dem neuen Liebhaber wäre; er wünschte mit dem Bedauern. Dieser Ausdruck scheint so wenig der Überzahl und Haltung des Debatten angemessen wie der Ausdruck eines Kunstmanns; Zehnmal Würdigung und Ludwig Gahlton. Vielleicht hat der Autor zwei verschiedene Maler im Auge genommen, dessen Wunsch heißt gleichfalls schön, das Paar mit dem er keineswegs sympathisierende, Vorwissen eines Geistesgenossen zu sein. Er behält nun zwar auf S. 253 seines Haupttextes, daß sie sich über den Debatten (für einen der besten Schauspieler Zehnmal Gahlton wurde) abfällig geäußert und gemeint hätten, der Direktor könne ihn nicht behalten. Auf S. 212 hingegen erzählt er von dem genialen Charakterdarsteller Dawson, dem er so sehr dankbar war wie der Künstler; jemand habe über ihn gesagt, man solle ihm den Namen nicht an, worauf ein anderer erwidert habe: „Doch! er wünschte mit den Heinen.“ Ich möchte sehr mir Laube hüten, das Rassen-Vorurtheil nicht unterstellen; wir haben ja auch gerade in Wien schmerzliche Gegenbeispiele; Sonnenthal ist auch Laube, und wir vermühen an ihm vornehmlich, letztes Weisen? — Vielleicht findet der Autor einem Gelehrten, den vorwiegend hienau, zu Ehren Sonnenthals, seiner glänzenden Parthenon und Laube selbst, zu bezeichnen.

Indem wir Ihnen hierin wie für jene freundliche Auskunft im Voraus danken, zeichnen wir mit vorzüglicher Hochachtung
Der Verlag der Fackel

5
26. Juli 1935

An den Verlag der Fackel, Wien

Die in Ihrem Brief vom 22. Juli zitierte Stelle aus Armin Friedmanns Arbeit über Daniel Spitzer, die am 6. Juli in der 'Wiener Zeitung' erschien, ließ unserer Meinung nach nur eine Deutung zu. Der Name jenes Großen, des Genies, das Daniel Spitzer erkannt hätte, dessen Vorgänger und Wegbereiter er war, kann natürlich nur der jenes genialen Satirikers sein, der wenige Jahre nach Spitzers Tod reinigend und züchtigend ins deutsche Geistesleben einzog: Karl Kraus. Eine andere Auslegung erschien uns umsoweniger möglich als der Aufsatz doch in der 'Wiener Zeitung' erschien, die seit vielen Jahren ihre hohe Einschätzung des Dichters, Satirikers und Ethikers Karl Kraus bekundet hatte.

Für den Hinweis auf die Verwechslung zweier von Laube erzählter Anekdoten in dem Aufsatz zu Sonnenthals 100. Geburtstag danken wir höflichst. Wir haben Ihre Mitteilung Herrn Armin Friedmann zur Kenntnis gebracht und ihn gebeten, bei Gelegenheit eine Richtigstellung vorzunehmen. In vorzüglicher Hochachtung

Redaktion
der
Wiener Zeitung



28. Juli 1932

An den Verlag der Fackel, Wien

Die in Ihrem Brief vom 22. Juli mittlere Stelle aus Armin Lehmanns Arbeit über Daniel Spitzer, die am 6. Juli in der Wiener Zeitung, erschien, hat unserer Meinung nach nur eine Deutung zu. Der Name Joseph Grogan, des Grotter, das Daniel Spitzer erkannt hätte, dessen Vorname und Nachname er war, kann natürlich nur der jenseits geistlichen Welt sein, der wenige Jahre nach Spitzers Tod lebte und nicht lebte im deutschen Österreich. Kann es sein, dass eine andere Ausgabe, welche aus unvollständiger Arbeit als der Aufsatz doch in der Wiener Zeitung, erschien, die seit vielen Jahren ihre hohe Einschätzung des Dichters, Schriftstellers und Ethikers hat (man dokumentiert dies).

Für den Hinweis auf die Verwechslung zweier von Laube er-
 zählter Anekdoten in dem Artikel zu Sonnenblumens 100. Geburtstag
 danken wir herzlich. Wir haben Ihre Mitteilung Herrn Armin Lehmann
 zur Kenntnis gebracht und Sie gebeten, bei Gelegenheit eine Richtig-
 stellung vorzunehmen. In vorzüglicher Hochachtung

Redaktion
 der
 Wiener Zeitung

6

Es hat dieser freundlichen und überraschenden Aufklärung keineswegs bedurft, um unzweifelhaft zu machen, daß nicht etwa die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘ aus jener Stelle den Namen entfernt hatte: in der Art des ‚Berliner Tageblatt‘, welches ehemals, als es noch in Dingen der Meinung die Freiheit genoß, diese zu unterdrücken, etwas über »den Wiener« erscheinen ließ, nicht über den im Allgemeinen, der nicht untergeht, sondern über den besonders, dessen Untergang dem Berliner Tageblatt nicht unerwünscht gewesen wäre. Zweifellos dürfte aber auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, an jenen in Freundlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die verbissenen Schmöcke stellt, die zwischen den Zeilen ihre Wut andeuten dürfen, dem normalen Leser doch etwas zu viel zugetraut hat. Da er wenigstens sagt, was er, wenn schon nicht wen er meint, so ist er bei weitem nicht mit derlei zu vergleichen oder etwa mit dem grotesken Erinnerer des ‚Tag‘, bei dem zwar keine Angabe über »Vergangenes Wien« stimmt, dessen Gedächtnis aber in der Schilderung des Milieus der »Demolirten Literatur« wenigstens so funktioniert, daß er ausgerechnet deren Kronzeugen vergißt und zwar ~~justament~~ ^{immer} immer dort, wo seine Zitierung erwartet wird. Man gerät beim Anfassen dieses journalistischen Problems natürlich in den Verdacht, daß man auf das Vermissste Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, beweist der Umstand, daß man fast nichts von dem vielen liest, was den Namen enthalten darf, da es außerhalb der Wiener Bannmeile erscheint, an deren Grenze — für die Presse beider Konfessionen — ein entgeltliches Kreuz steht, und daß man es nicht mehr wie in Zeiten, wo es auch nicht gelesen wurde, bibliographisch verzeichnet. Die Rücksicht auf solchen Argwohn kann nun Feststellungen von kulturkritischer Wichtigkeit nicht hintanhaltend. Daß die ‚Wiener Zeitung‘ — schon lange vor der bekannten Gleichschaltung des Herausgebers der Fackel — die einzige Wiener Zeitung war, die keine Bedenken trug, von einer geistigen Tatsache Notiz zu nehmen, ist wahr. Sei es, daß der amtliche Charakter als solcher den moralischen eher gewährleistet als die Pflichterfüllung im Sold einer fremden Regierung oder der Banken des Vaterlands; sei es, daß individuelle Anständigkeit, Verständnis und Kulturwissen eines leitenden Redakteurs die Unsauberkeit des Tot-

H 4

105

Es hat diese herrlichen und überraschenden Aufklärung
kürzestweil bedarf, um unerschöpflich zu machen, das nicht etwa
die Revolution der Wiener Zeitung, aus jener Stelle der Namen
entlang hatte, in der Art der herrlichen Tageszeit, welches die
denn, als es noch in Fragen der Meinung die Freiheit gewann,
diese zu unterstützen, etwas über den Wiener zu schreiben
hat, nicht über den im Allgemeinen, der nicht unangelegentlich, son-
dern über den besonders, dessen Unterstützung dem Berliner Tage-
blatt nicht unangelegentlich gewesen wäre. Zweifeln dürfte noch
auch sein, das der weltberühmte Autor dessen hat, so kann
in Frankreich, auch nur zu denken, der doch über die ver-
dammten Schicksale stellt, die zwischen den Nationen ihre Welt aufzuheben
haben, den höchsten Preis nach etwas zu viel zu zahlen hat. Da er
verlangt, was er, wenn schon nicht wenn er nicht, so ist
er bestimmt nicht mit demselben zu vergleichen oder etwa mit dem
großen Charakter der Zeit, bei dem zwar keine Angabe
einer ausgezeichneten Wiener Zeitung dessen Gedächtnis über die her-
schickung der Mithras der Demotionen überlassen, welche
stets so unvollständig, daß er ungeschicklich dem Konventionen
verfügt, und zwar, wenn das, wo sich
Zurück erwartet wird, daß kein Teil der Aufsätze dieses
journalistischen Profanes enthält, in den Verstand, das man
auf die Verhältnisse Wert legt. Wie falsch diese Verstand ist, be-
weist der Umstand, daß man hat nichts von dem wissen will, was
den Namen enthalten hat, da es selbst der Wiener finanzielle
erscheint, an diese Grenze — für die Preise beider Konventionen —
ein einzelnes Kreuz steht, und das man es nicht mehr wie in der
Zeit, wo es auch nicht anders wurde, bildungslos verstanden. Die
Rückkehr zu solchen Angaben kann nun Feststellungen von hohem
wissenschaftlicher Wichtigkeit nicht hindern. Das die Wiener Zeitung,
— wenn lange vor der bekannten Uebersetzung des Heron-
gebot der Freiheit — die einzige Wiener Zeitung war, die keine
Redaktion hat, von einer einzigen Person, welche zu denken,
ist wahr, hat es, daß der einzige Charakter, als solcher den
manischen oder gewöhnlichen, als die Fülle der Fülle, im Jahr
einer neuen Regierung oder der Bankrott des Vaterlands, sei
es das individuelle, Verstand und Kultur,
gewisse eines folgenden Reduktion die Unannehmlichkeit der Zeit.

7

schweigens ablehnt. Beweise so löblichen Verhaltens ergeben
~~Aber~~ wohl kaum die schlüssige Folgerung, daß der Leser der
 problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten
 mit dem öfter Anerkannten gelangen mußte. Ein Problem der
 Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überschätzt —
 hat der Hinweis ja keineswegs eröffnet, etwa in der Art, daß man
 nicht Schiller/nennen ~~müßte~~, wenn man von dem »Dichter der
 ‚Glocke‘« spricht, oder auch nur von dem des Verses »Concordia soll
 ihr Name sein«, deren Mitglieder, wie ein Gericht behauptet, bei
 der Aufnahme ~~einen Eid~~ leisten müssen, daß sie einen be-
 stimmten andern Autor nicht nennen und womöglich auch
 nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht über-
~~schätzen~~, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde
 und das keineswegs dem Maß einer unerfreulichen Popularität
 entspricht. Wenn auf einer jener Kunststätten, deren Intendanten
 Kaffeesieder sind, die Bezeichnung »Fackelkraus« verwendet wird,
 mag da und dort — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber
 dem scharfen Paprikaschlesinger — ein Grinsen der Eingeweiht-
 heit auftauchen, daß es einer sei, der alles niederreißt, den großen
 Zauberer wie Kleinkunstbühnen, und ältere, doch einer Hetz nicht
 abgeneigte Besucher dürften sich noch erinnern, daß er in die »Presse«
 gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann immer
 angegriffen hat. Das mittlere Alter weiß um die Eitelkeit und
 die Jugend, die aber nicht die ‚Wiener Zeitung‘ liest, sondern
 die Brüner ‚Arbeiter-Zeitung‘, hat erfahren, daß er hinaufgegan-
 gen ist und sich gleichschalten ließ, während er sich nicht ent-
 blödet, in der »Presse«, die er immer angegriffen hat, zu annon-
 zieren. Das ist so ziemlich das Niveau/in Zeiten der Freiheit wie einer
 Unfreiheit, die die Parasiten jener nicht im geringsten geniert.
 Es ist das Gelichter, das hinter der Fackel zurückblieb und
 einen Vortragenden nicht mehr behelligen wird. Wenn wir
 uns nun aber an eine bessere Empfänglichkeit halten — warum
 sollte der Leser, der, mag er auch jener Pestregion entrückt
 sein, immerhin üblich und erträglich findet, daß die Tagespresse das
 Werk ihrer Mitarbeiter aller sonstigen Schöpfung vorzieht — warum
 sollte er nicht etwa vermuten, daß mit dem großen Satiriker, der als
 bekannt vorausgesetzt wird, der ~~faszinierend~~ Glossenschreiber der
 ‚Wiener Zeitung‘ gemeint sei/oder vielleicht jener tüchtige Anwalt
 Shakespeares, der sie nicht nur rechtsfreundlich, sondern auch
 kulturpolitisch berät und neuerdings sogar einen polemischen
 Ehrgeiz bekundet, den man ihm +
 in völliger Verkennung seines Strebens hinauf

H j 17

19m - 19m 1/2

H gelände hin

/ 2

H. Marlow,

/ in Schreyung,

L Jory

→ K. H. H. H.

L,

/ 1)

✕

177

178

179

180

181

182

183

schweigens abtun. Beweise so löblichen Verhaltens ergeben
 aber wohl kaum die schärfste Folgerung, daß der Leser der
 problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten
 mit dem ältern Aachenmann gelangen mußte. Ein Problem der
 Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überfordert —
 ist der Hinweis ja keineswegs evident, etwa in der Art, daß man
 nicht Schiller nennen würde, wenn man von dem »Dichter der
 Glocke« spricht, oder auch um von dem Verses »Concordia soll
 ihr Name sein«, deren Mitglieder, wie ein Gerichte behauptet, bei
 der Aufnahme einen Eid leisten müssen, daß sie einen be-
 stimmten anderen Aachen nicht nennen und womöglich auch
 nicht machen werden. Man hat das Verständnis nicht über-
 zusehend, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde
 und das keineswegs dem Maß einer antichristlichen Populärhaft
 entspricht. Wenn auf einer jener Kunststätten deren Inschriften
 Kalligraphen sind, die Beschriftung »Fackelträger« verwendet wird,
 mag da und dort — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber
 dem schärfsten Populärkünstler — ein Gähnen der Eingeweihten
 nicht aufzutauchen, daß es einer sei, der alles niederlegt, den großen
 Zaubrer wie Kleinkunstbühnen und ältere, doch einer hier nicht
 abgenutzte Überdichter dürfen sich noch erlauben, daß er in die »Prose«
 gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann immer
 ausgeglichen hat. Das müßte Aachen weiß um die Ethik und
 die Sprache, die aber nicht die Wiener Zeitung, hier, sondern
 die bühnen, Arbeiter-Zeitung, hat erfahren, daß er hinausgegan-
 gen ist und sich gleichschaltend hat, während er sich nicht ent-
 blödet, in der »Prose«, die er immer angefallen hat, zu zungen-
 zieren. Das ist so ziemlich das Niveau im Zeilen der Fichtein wie einer
 Unkenntnis, die die Paraphrasen nicht im geringsten geniert.
 Es ist das Gelesene, das hinter der Fackel zurückbleibt und
 einen Vortragenden nicht mehr beschäftigen wird. Wenn wir
 uns nun aber an eine bessere Empfindlichkeit halten — warum
 sollte der Leser, der mag er auch jener Festsetzung erubriert
 sein, jammern üblich und erträglich finden, daß die Tagespresse das
 Werk ihrer Mitarbeiter aller sonstigen Schätzung vorzieht — warum
 sollte er nicht etwa vermuten, daß mit dem großen Schiller, der als
 bekannt vorausgesetzt wird, der tatsächlichen Gleichschaltender der
 Wiener Zeitung, Gemalt sei, oder vielleicht jener lüchlige Anwalt
 Shakespeares, der sie nicht nur rechtschaffenlich, sondern auch
 kulturpolitisch bereit und neuerdings sogar durch polemischen
 Epigone behandelt, den man nun +

in völliger Verkennung seines Strebens hinant!

~~Wie er sagen würde~~ gar nicht zugetraut hätte. (Das ist aber nicht
 das »alemannisch kräftige Wörtlein«, mit dem er Jakob Burckhardt
 sich im Grab umdrehen läßt.) Was (solche Ausbreitungen betrifft,
 so könnte man füglich noch nicht behaupten, daß einer, der
 reinigend oder auch nur züchtigend ins deutsche Geistesleben
 eingezogen ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist ja
 die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Größerer
 und Stärkerer an die Stelle Daniel Spitzers trat, kaum
 möglich, ohne den Namen auf dem Fuße folgen zu lassen:
 sie hinterläßt ~~sonst~~ den Eindruck des Fragments. Denn man soll
 das Maß der literarischen Anteilnahme nicht erstrecken und
 nicht von der eigenen auf die des Publikums schließen, in
 dessen Gedankenleben die Sprache kaum ein Hindernis, ge-
 schweige denn eine Attraktion bildet. Im Gegensatz zu denen,
 die einen Autor bloß eitel nennen, aber sonst gar nicht, grenzt
 die Scheu, seinen Namen eitel zu nennen, da sie doch
 eine Erhöhung bedeutet, die keinem Irdischen zukommt, an
 Blasphemie. So groß und stark kann kein Satiriker sein, daß
 man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat,
 es nicht wagen dürfte, anders als mit Gebärden ~~sprache~~
 ihm zu sprechen. Die freimütige Ergänzung, die nun einem andern
 Leserkreis zugutekommt, ist überaus dankenswert und fast so
 wohlthuend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die
 Werke des Satirikers anzuschaffen und zu lesen. Stellt es sich
 doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die deren
 Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielfachem Leid- und
 Freudwesen auch nicht mehr vorliest, und erst recht nicht,
 seit er erfahren mußte, daß ihre Hörer sie ohnedies besser
 kennen als er, der sie jeweils nur bis zum Erscheinen kennen lernte.
 Dieser Umstand dürfte erklärlich machen, daß er auf
 seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerksam
 gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, möchte
 er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne wie wegen der
 Laterne: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die
 jene Stelle sofort auf ihn bezogen haben, ~~pänlich~~ außer dem
 wohlwollenden Autor, dem so freundlich gesinnten Redakteur,
 zehn Lesern, die zum Teil anderer Meinung sein dürften, und
 vielleicht ihm selbst.

8

H S

L. m. n.

H S

H Langenfang

H S

H -

) f. f. L. m. n.!

*

91

...er würde gar nicht zugestimmt hätte. (Das ist aber nicht
das alexandrische kritische Werklein, mit dem er Jakob Burckhardt
sich im Grah wüthchen lässt) Was solche Ausdrücke betrifft,
so könnte man füglich noch nicht behaupten, daß einer der
einzigend oder auch nur zehntend ins deutsche Geistesleben
eingedrungen ist seine Mission beendet hat. An und für sich ist ja
die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Gelehrter
und Stärker zu die Stelle Daniel Spitzers tat, kaum
möglich, ohne den Namen auf dem Pape folgen zu lassen:
sie hinterläßt gewis den Eindruck des Fragments. Denn man soll
das Maß der literarischen Aufnahmefähigkeit nicht überschreiten und
nicht von der eigenen auf die des Publikums schließen, in
dessen Gedankensphäre die Sprache kaum ein Hindernis ge-
schwiger denn eine Festschranke bildet. Im Gegensatz zu denen,
die einen Autor bloß eitel nennen, aber sonst gar nicht grenz-
die schon seinen Namen eitel zu nennen, da sie doch
eine Erhöhung bedeutet, die keinen Irrthum zukommt, an
Blasphemie. So groß und stark kann kein Sathirer sein, daß
man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat,
es nicht wagen dürfte, anders als mit Gedächtnis von
ihm zu sprechen. Die heimliche Erfahrung, die nun einem andern
Leserkreis zugutekommt, ist überaus dankenswert und fast so
wünschend wie das Eigebnis, daß es nicht hätte sein wird, die
Werke des Sathirers anzuschaffen und zu lesen. Stellt es sich
doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die deren
Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielfachen Leid- und
Friedenswahn auch nicht mehr vorliest, und erst recht nicht,
seil er erfahren müßte, daß ihre Hörer sie ohnedies besser
kennen als er, der sie jeweils nur als zum Erscheinen kennen lernte.
Dieser Umstand dürfte erdähnlich machen, daß er auf
seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerkamen
gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, müßte
er Diogenes sein, sowohl wegen der Tönne wie wegen der
Lalame: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die
jene Stelle selbst auf ihn bezogen haben. Lassen außer dem
wohlwollenden Autor, dem so freundlich gestanden Redakturen,
schon Lesen, die zum Teil anderer Meinung sein dächten, und
vielleicht ihm selbst.

H 2

L 2

W 2

H 2

H 2

L 2

Erinnerung und Ergänzung

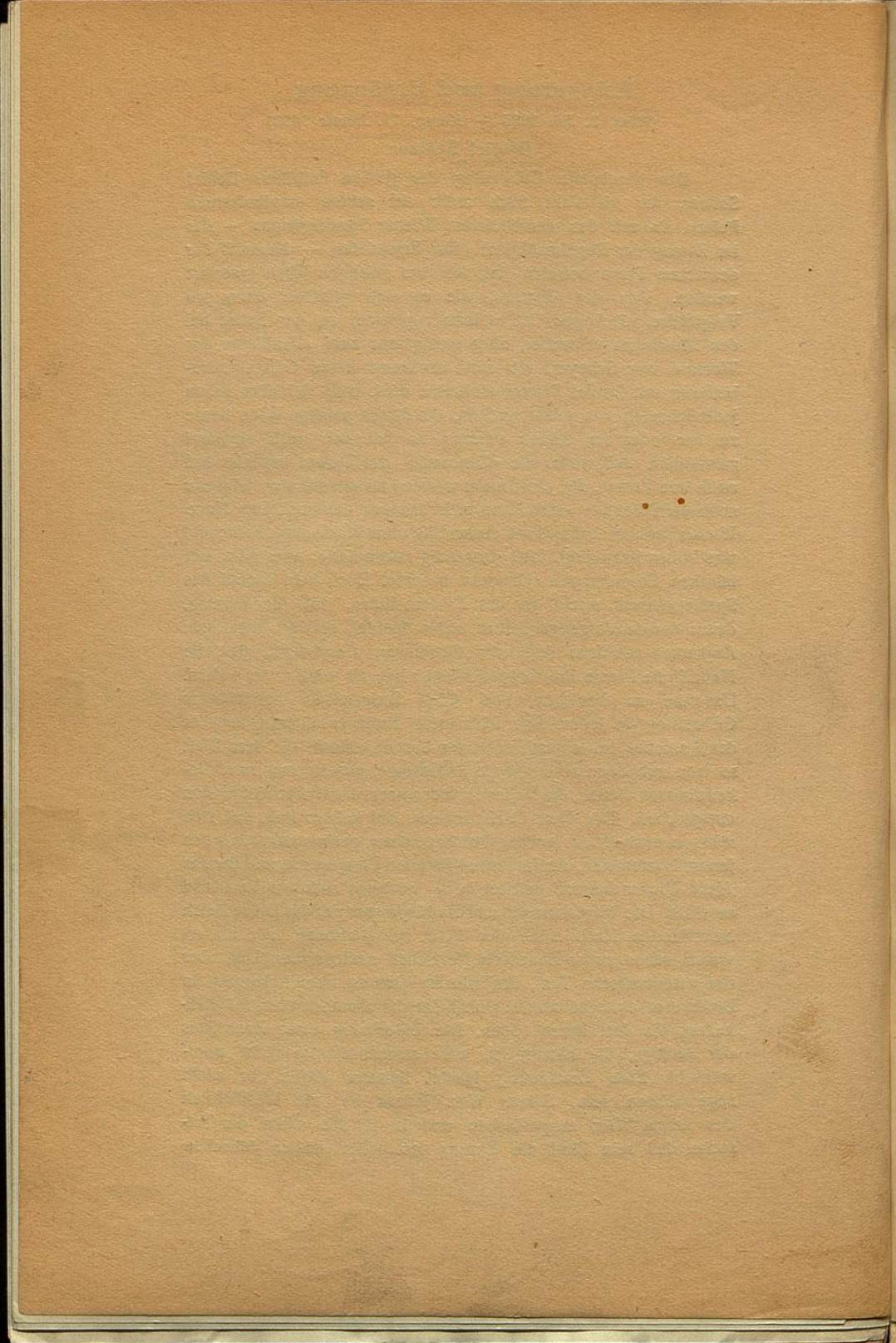
(Wien, 3. Juli 1835 — Meran, 11. Januar 1893)

Daniel Spitzer

Der hundertste Geburtstag des großen Satirikers Daniel Spitzer, der vielleicht noch mehr auf seinen empfindsamen Reisen als mit den genußreichen Wiener Spaziergängen — des im Zwang der Regelmäßigkeit öfter Ermüdeten — Neuland der deutschen Prosa betreten hat, ist vom geistigen Wien ignoriert worden. Von der »Ravag«, wie es sich gebührt, denn wo Vergleiche naheliegen, ist es immer geraten, zu der Satire bei den Maoris zu schweifen oder wenigstens zum »Feuilleton der Woche« von Scheyer, wo sich bestimmt keine Gedankenverbindung mit Daniel Spitzer einstellen wird. Weil sich aber schon jede Schmach von selbst versteht, die dieses geistige Wien heute zu tun oder zu dulden vermag, so hat sich auch niemand gewundert, daß weder die »Concordia« das Datum beachtet hat noch ihre Presse, die, einst mehr wissend als erlaubt war, jetzt nur noch der Direktive »man kann nicht wissen« gehorcht. Das »Neue Wiener Tagblatt« hat sich mit einem Bild ohne Worte eingestellt; und was früher links ging, jetzt »inwendig raisonniert«, aber gern mit falschen Erinnerungen schmockt, kuschte. Doch kein Einfall des Spaziergängers reicht an das Faktum hinan, daß die Zeitung, deren dunkle Vergangenheit er, nebst Spedel, verklärt hatte, sein Andenken aus ihrer dunkleren Gegenwart ausgemerzt, daß die Neue Freie Presse ihn totgeschwiegen hat, als wäre er am Leben. Um sie zu bewegen, von Adolf Sonnenthals hundertstem Geburtstag (in jedem Satz fehlerhafte) Notiz zu nehmen, hatte es des Anstoßes aus einem Kreise von Lesern bedurft, die dem Blatt so treu geblieben sind wie die Redakteure, welche nun zwei Bekennnissen dienen, die weder einander noch der älteren Konfession entsprechen. Der Herr Chefredakteur, auf hohem Roß, soll sich rühmen, auch auf das ~~recht~~ gesetzt zu haben: gesinnungsverbunden jenem Nazionisten, der im Prozeß Rintelen Ehre erwarb und der das »Neue Wiener Journal« geleitet hat, bevor es sich ans Vaterland anschloß. Die Weglassungen und Umbiegungen der das Dritte Reich betreffenden Nachrichten der N. F. Pr. (Nationale feile Presse) waren schon unter Benedikts Herrschaft nachweisbar. Daß aber der vaterländische Text, den man in Wien zu lesen bekommt, in Berlin erscheinen könnte, ist wohl keine der phantastischen Möglichkeiten, die dort Raum haben. Die Zusendung eines Exemplars der Auflage, die hinausgeht, wäre ausnahmsweise nicht unerwünscht. Eine Erwähnung Daniel Spitzers dürfte ihr nicht zugewachsen sein. Seinen Witz jedoch hat die Wirklichkeit des neuen Wien ausgestochen und in ihr vor allem die Tatsache, daß sein Blatt die Ehrung des bedeutendsten jüdischen

H nifky

H S



Es hat dieser freundlichen und überraschenden Aufklärung keineswegs bedurft, um unzweifelhaft zu machen, daß nicht etwa die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘ aus jener Stelle den Namen entfernt hatte: in der Art des ‚Berliner Tageblatt‘, welches ehedem, als es noch in Dingen der Meinung die Freiheit genoß, diese zu unterdrücken, etwas über »den Wiener« erscheinen ließ, nicht über den im Allgemeinen, der nicht untergeht, sondern über den besondern, dessen Untergang dem Berliner Tageblatt nicht unerwünscht gewesen wäre. Zweifellos dürfte aber auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, an jenen in Freundlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die verhassten Schmöcke stellt, die zwischen den Zeilen ihre Wut andeuten dürfen, dem normalen Leser doch etwas zu viel zugetraut hat. Da er wenigstens sagt, was er, wenn schon nicht wen er meint, so ist er bei weitem nicht mit ~~dem~~ zu vergleichen oder etwa mit dem grotesken Erinnerer des ‚Tag‘, bei dem zwar keine Angabe über »Vergangenes Wien« stimmt, dessen Gedächtnis aber in der Schilderung des Milieus der »Demolirten Literatur« wenigstens so funktioniert, daß er ausgerechnet deren Kronzeugen vergißt und zwar just immer dort, wo seine Zitterung erwartet wird. Man gerät beim Anfassen dieses journalistischen Problems natürlich in den Verdacht, daß man auf das Vermißte Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, beweist der Umstand, daß man fast nichts von dem ~~vielen~~ liest, was den Namen enthalten darf, da es außerhalb der Wiener Bannmeile erscheint, an deren Grenze — für die Presse beider Konfessionen — ein entgeltliches Kreuz steht, und daß man es nicht mehr wie in Zeiten, wo es auch nicht gelesen wurde, bibliographisch verzeichnet. Die Rücksicht auf solchen Argwohn kann nun Feststellungen von kulturkritischer Wichtigkeit nicht hintanhaltend. Daß die ‚Wiener Zeitung‘ — schon lange vor der bekannten Gleichschaltung des Herausgebers der Fackel — die einzige Wiener Zeitung war, die keine Bedenken trug, von einer geistigen Tatsache Notiz zu nehmen, ist wahr. Sei es, daß der amtliche Charakter als solcher den moralischen eher gewährleistet als die Plichterfüllung im Sold einer fremden Regierung oder der Banken des Vaterlands; sei es, daß individuelle Anständigkeit, Verständnis und Kulturwissen eines leitenden Redakteurs die Unsauberkeit des Tot-

→ Rhr

→ S

ja
→ Prinzip → jenen/ all → S
Hält (

L),

/ S

H (aus dem Original) (die beiden Formen)

H

Es hat dieser freundlichen und überraschenden Aufklärung keineswegs bedurft, um unzweifelhaft zu machen, daß nicht etwa die Redaktion der ‚Wiener Zeitung‘ aus jener Stelle den Namen entfernt hatte: in der Art des ‚Berliner Tageblatt‘, welches ehemals, als es noch in Dingen der Meinung die Freiheit genoß, diese zu unterdrücken, etwas über »den Wiener« erscheinen ließ, nicht über den im Allgemeinen, der nicht untergeht, sondern über den besonders, dessen Untergang dem Berliner Tageblatt nicht unerwünscht gewesen wäre. Klar dürfte aber auch sein, daß der wohlmeinende Autor, dessen Mut, an jenen in Freundlichkeit auch nur zu denken, ihn hoch über die verbissenen Schmöcke stellt, die zwischen den Zeilen ihre Wut andeuten dürfen, dem normalen Leser zu viel zugetraut hat. Da er wenigstens sagt, was er, wenn schon nicht wen er meint, so ist er ja gewiß nicht mit jenen zu vergleichen oder etwa mit dem grotesken Erinnerer des ‚Tag‘, bei dem zwar keine Angabe über »Vergangenes Wien« stimmt, dessen Gedächtnis aber in der Schilderung des Milieus der »Demolirten Literatur« wenigstens so funktioniert, daß er ausgerechnet deren Kronzeugen vergißt und zwar just immer dort, wo seine Zitierung erwartet wird. Man gerät beim Anfassen dieses journalistischen Problems natürlich in den Verdacht, daß man auf das Vermißte Wert lege. Wie falsch dieser Verdacht ist, beweist der Umstand, daß man fast nichts von all dem liest, was den Namen enthält (da es außerhalb der Wiener Bannmeile erscheint, an deren Grenze — für die Presse beider Konfessionen — ein entgeltliches Kreuz steht), und daß man es nicht mehr wie in Zeiten, wo es auch nicht gelesen wurde, bibliographisch verzeichnet. Die Rücksicht auf solchen Argwohn kann nun Feststellungen von kulturkritischer Wichtigkeit nicht hintanhaltend. Daß die ‚Wiener Zeitung‘ — schon lange vor der bekannten Gleichschaltung des Herausgebers der Fackel — die einzige Wiener Zeitung war, die kein Bedenken trug, von einer geistigen Tatsache Notiz zu nehmen, ist wahr. Sei es, daß der amtliche Charakter als solcher den moralischen eher gewährleistet als die Pflichterfüllung im Sold einer fremden Regierung oder der Banken des Vaterlands; sei es, daß individuelle Anständigkeit, Verständnis und Kulturgewissen eines (der Person fern) Redakteurs die Unsauberkeit des Tot-

H. Hauptmann

[Faint, illegible text visible through the paper]

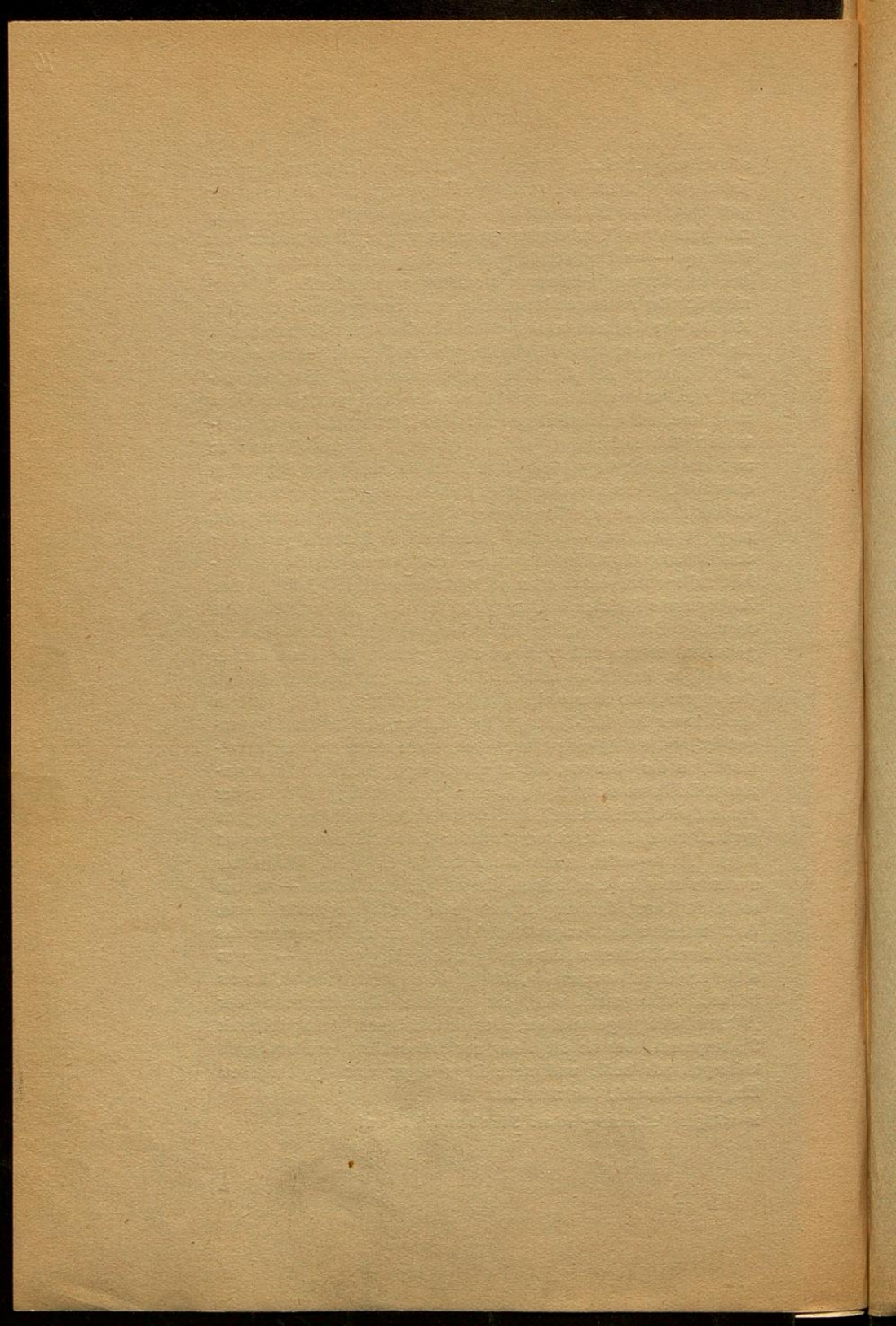
16

schweigens ablehnt. Beweise so löblichen Verhaltens ergeben jedoch wohl kaum die schlüssige Folgerung, daß der Leser der problematischen Stelle zur Identifizierung eines Nichtgenannten mit dem öfter Anerkannten gelangen mußte. Ein Problem der Bildung — und selbst da wird die Leserschaft überschätzt — hat der Hinweis ja keineswegs eröffnet, etwa in der Art, daß man nicht Schiller zu nennen brauchte, wenn man von dem »Dichter der ‚Glocke‘« spricht, oder auch nur von dem des Verses »Concordia soll ihr Name sein«, deren Mitglieder, wie ein Gerücht behauptet, bei der Aufnahme ein Gelübde tun müssen, daß sie einen bestimmten andern Autor nicht nennen und womöglich auch nicht meinen werden. Man darf das Verständnis nicht überwerten, das sich selbst im Falle der Nennung einstellen würde und das keineswegs dem Maß einer unerfreulichen Popularität entspricht. Wenn auf einer jener Kunststätten, deren Intendanten Kaffeesieler sind, die Bezeichnung »Fackelkraus« verwendet wird, mag da und dort — ähnlich der einstigen Reaktion gegenüber dem scharfen Paprikaschlesinger — ein Grinsen der Eingeweihtheit auftauchen, daß es einer sei, der alles niederreißt, den großen Zauberer wie Kleinkunsthöfen, und ältere, doch einer Hetz nicht abgeneigte Besucher dürften sich noch erinnern, daß er in die Presse gelangen wollte und weil es nicht gelang, sie dann immer angegriffen hat. Das mittlere Alter weiß um die Eitelkeit und die Jugend, die aber nicht die ‚Wiener Zeitung‘ liest, sondern die Brünner Arbeiter-Zeitung hat erfahren, daß er hinaufgegangen ist und sich gleichschalten ließ, während er sich nicht entblödet, in der »Presse«, die er immer angegriffen hat, zu annon- zieren. Das ist so ziemlich das Niveau der Betrachtung, in Zeiten der Freiheit wie einer Unfreiheit, die die Parasiten jener nicht im geringsten geniert. Es ist das Gelichter, das hinter der Fackel zurückblieb und einen Vortragenden nicht mehr behelligen wird. Wenn wir uns nun aber an eine bessere Empfänglichkeit halten + warum sollte der Leser, der, mag er auch jener Pestregion entrückt sein, doch immerhin nicht ungewöhnlich findet, daß die Tagesspresse das Werk ihrer Mitarbeiter aller sonstigen Schöpfung vorzieht — warum sollte er nicht etwa vermuten, daß mit dem großen Satiriker, der als bekannt vorausgesetzt wird, der köstliche Glossenschreiber der ‚Wiener Zeitung‘ gemeint sei, oder vielleicht jener tüchtige Anwalt Shakespeares, der sie nicht nur rechtsfreundlich, sondern auch kulturpolitisch berät und neuerdings sogar einen polemischen Ehrgeiz bekundet, den man ihm

+ kommen
L«

1) L J T
1) /
L«
1:
W. Shakespeare
a

in völliger Verkennung seines Strebens hinauf



H
L ja

3

gar nicht zugetraut hätte. (Das ist aber nicht das »alemannisch kräftige Wörtlein«, mit dem er Jakob Burckhardt sich im Grab umdrehen läßt.) Was ~~man~~ solche Ausbreitungen ~~betrifft~~ könnte man füglich/nach nicht behaupten, daß einer, der reinigend oder auch nur züchtigend ins deutsche Geistesleben eingezogen ist, seine Mission beendet hat. An und für sich ist ~~ja~~ die Feststellung, daß zu diesem Behufe ein Größerer und Stärkerer an die Stelle Daniel Spitzers trat, / kaum möglich, ohne den Namen auf dem Fuße folgen zu lassen: sie hinterläßt sonst den Eindruck des Fragments. Denn man soll das Maß der literarischen Anteilnahme nicht erstrecken und nicht von der eigenen auf die des Publikums schließen, in dessen Gedankenleben die Sprache kaum ein Hindernis, geschweige denn eine Anziehung ~~bildet~~. Im Gegensatz zu denen, die einen Autor bloß eitel nennen, aber sonst gar nicht, grenzt die Scheu, seinen Namen eitel zu nennen, da sie doch eine Erhöhung ~~bedeuten~~, die keinem Irdischen zukommt, an Blasphemie. So groß und stark kann kein Satiriker sein, daß man, wenn man schon eine so gute Meinung von ihm hat, es nicht wagen dürfte, anders als mit Gebärden von ihm zu sprechen. Die freimütige Ergänzung, die nun einem andern Leserkreis zugutekommt, ist überaus dankenswert und fast so wohltuend wie das Ergebnis, daß es nicht nötig sein wird, die Werke des Satirikers anzuschaffen und zu lesen. Stellt es sich doch heraus, daß es jene eigenen Schriften sind, die deren Autor nicht liest, nie gelesen hat und zu vielfachem Leid- und Freudwesen auch nicht mehr vorliest, und erst recht nicht, seit er erfahren mußte, daß ihre Hörer sie ohnedies besser kennen als er, der sie jeweils nur bis zum Erscheinen kennen lernte. Dieser Umstand ~~dürfte/erklärlich machen, daß~~ er auf seine Widersprüche nicht kommt, sondern erst aufmerksam gemacht werden muß. Wenn er nicht Alexander wäre, möchte er Diogenes sein, sowohl wegen der Tonne wie wegen der Laterne: um Menschen zu suchen, und insbesondere solche, die jene Stelle sofort auf ihn bezogen haben — außer dem wohlwollenden Autor, dem so freundlich gesinnten Redakteur, zehn Lesern, die zum Teil anderer Meinung sein dürften, und vielleicht ihm selbst.

~~4~~ ~~unleugbar~~

- ~~man~~

/ ~~wohl~~

~~betreffend~~

~~bedeuten~~

H erklärt wohl auf, warum

*

✓

6/2/18

revised

DR. OSKAR SAMEK

RECHTSANWALT

Wien, XIV. Reindorfgasse 18

Postsparkassen-Konto 169.055

Telephon Nr. R. 36.4-23

Neue Telefon-Nummer: R-38-4-66

Dr. S./Fa.

An den

du

Verlag "Die Fackel"

W i e n I I I .

Hinterer Zöllnerstrasse 3.

am 4. Juli, 1935
Ich teile Ihnen mit, dass die Beschuldigten
einige Stunden, nachdem ich bei Gericht den Antrag auf Vor-
hebungen eingebracht hatte, den Sühnebetrag ^{für die ~~unvollständige~~ ~~Handlung~~} und am nächsten Tag
die durch den Antrag auf ~~800,-~~ erhöhten Kosten bezahlt haben.

Ich zeichne ^{mit dem Gehörten}

angef. d. H. Hochachtungsvoll

S. Samek

- -

Heinrich

9 Juli

1. August 1935,

Wien am

Betrifft: Kraus-Die Stachelbeere.

Heinrich

42

M

to

DE ORKUH 2VMEK

Österreichische Juristen-Zeitung

An die
Kleinkunsthöhne des Bundes junger Autoren Österreichs
»Die Stachelbeere«

31. Mai 1935 / 1

Wien I.

Als Rechtsanwalt des Herrn Karl Kraus habe ich Ihnen
das Folgende mitzuteilen:

Sie führen, wovon ich mich persönlich überzeugt habe,
eine dreiaktige Operette unter dem Titel »Der Walzerkavalier«
auf, worin Sie im letzten Akt, der in einem Orte »Canossa«
vor einem Hotel »Zur schönen Aussicht« spielt, eine Reihe von
Personen namentlich anführen, deren Charakter offensichtlich
das Stigma der spekulativen Unterwerfung unter ein herrschendes
Regime, vornehmlich das des Dritten Reiches, aufgedrückt
wird. Eine Verbindung der Person meines Mandanten mit dieser
dieser anrühigen Sphäre wird insoferne hergestellt, als es in
jenem Canossa auch ein Hotel »Zum goldenen Kreuz« gibt,
wodurch offenbar auf eine spekulative Unterwerfung unter eine
angebliche österreichische Gewaltherrschaft angespielt werden
soll. Es liegt mir natürlich vollkommen ferne, mich auf diesem
Wege mit Ihnen über die Unbill solch gleichstehender Fiktion
auseinanderzusetzen, der ja schon die Möglichkeit widerspricht,
sie in Tagen schwersten Abwehrkampfes der einen gegen die
andere Sphäre unbehindert vorzuführen. Nicht minder ferne
liegt es mir, Sie auf diesem Wege von der Unmöglichkeit einer
Charakteristik überzeugen zu wollen, zu der Sie sich offenbar
in etwas simpler Auffassung der Wirksamkeit meines Mandanten,
vielleicht verführt von dem Beispiel einer anderen »Kleinkunst-
bühne«, angeregt fühlten, welches leider juristisch nicht faßbar
war. Wie immer Sie über die mit einem Bereich des Terrors
und der Spekulation verglichene Sphäre denken und in Zeiten
der Notwehr dieser gegen jenen sich betätigen mögen, wesentlich
wird in jedem Falle der Umstand sein, daß die Einreihung
meines Mandanten in den Umkreis Ihrer satirischen Betrachtung

1891. 11. 15.

Wien I.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

1891. 11. 15.

2

sich als eine dem Sachverhalt widersprechende Schmähung und Verspottung qualifiziert. Ihre Darstellung, wonach heute »jeder, der auf sein Renomee hält« nach Canossa gehe und daß jeder, der es aufsucht, »gut gefahren« sei, schließt offenbar den Vorwurf in sich, daß mein Mandant, den Sie/wenn schon nicht im Hotel »Zur schönen Aussicht«, so doch in dem »Zum goldenen Kreuz« wohnen lassen, seine literarische Tätigkeit aus unlauterem, streber s.hem oder in irgend einer Art gewinnsüchtigem Motiv einem vermeintlich klerikalen, jedenfalls aber seiner vermeintlich liberalen früheren Haltung widersprechenden »Kurs«, Diktat oder Gewissenszwang angepaßt habe. Dazu kommt, daß die Worte, Herr Franz Werfel wohne im Hotel zum goldenen Kreuz, »im selben Stockwerk wie Herr Karl Kraus«, ihn in eine besondere Verbindung mit einer öffentlichen Persönlichkeit bringen, die er aus besonderen Gründen, deren Erörterung er der gerichtlichen Gelegenheit vorbehalten bliebe, als herabsetzend empfindet. Ich nehme nicht an, daß Sie diese gerichtliche Gelegenheit trotz einem (derzeit nicht reduzierten) Reklamewert herbeiwünschen werden, und fordere Sie auf, die Einreihung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) in das von Ihnen gekennzeichnete Milieu von dem Tage des Empfanges dieses Schreibens, also vom 2. Juni 1935 angefangen, zu unterlassen, widrigenfalls gegen Direktion, Spielleitung und Autor die Klage eingebracht würde. Eine Ehrenerklärung für die bisherige beleidigende Nennung des Namens wird nicht verlangt/ dagegen binnen fünf Tagen der Erlag eines Sühnebetrages von S 50.— zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die Bezahlung der in meiner Kanzlei aufgelaufenen Kosten von ~~S 50.—~~ S 50.—

Ich zeichne hochachtungsvoll

1a

1u

1n

1d

→ richtig

1u

21

—

14

11

U --

— —

das als eine dem Sachverhalt entsprechende Schätzung und
Vermutung anzusehen. Ihre Darstellung wohnt dem Leser
das für seine Rechnung nicht nach Comore geht und daß jeder
der es anseht, »gut gelitten« sei, schließt offenbar den Wert
wahr in sich, daß man überhaupt den Sachverhalt schon nicht im
Hotel »Zur schönen Aussicht« so doch in dem »Zwei Korner
Käse« wohnen lassen, seine historische Teil hat nur unzureichend
stehen, wenn man in Bezug auf die Art gewöhnlichen Mann
einem verständlichen Menschen, jedenfalls der nicht vernünftigen
Hilfen über die Führung während »Käse« Käse. Dann über
Gewissung anzugehen habe. Dann kommt, daß die Worte
Herr Käse Welt wohnt im Hotel vom goldenen Käse ein
als ein Störwerk wie Herr Käse, ist in eine besondere
Verbindung mit einer ähnlichen Verbindung bringen, die
er aus besonderer Ordnung, deren Teil: um er die Geschichte
einer Geschichte vorzuziehen bleibt, als bereits, und ungelöst.
Ich meine nicht, daß die diese geschichtliche Ereignisse nur
einem (nicht nur) (redaktion) Kolonialrecht beizubringen
werden, und fordern Sie auf, die Einleitung des Mannes der
Herrn Käse (was auch eine große Anweisung) in die
von ihnen geschätzten Mitten von dem Tage der Ereignisse
dieser Geschichte, also vom 2. Juni 1922 anfangend, zu unter-
lassen, wiederum eine Darstellung, Spielregeln und Äußer die
Klage einschreibt, was die Einweisung in die heutige
historische Meinung des Mannes eine nicht verneinbare
hinzu, nicht gegen die Fälle oder Abhandlungen von 2. 30.
zu Gunsten des Lohnd-Werks für die Verwaltung der in einem
Käse, anzuweisen können von 2. 30.
Ich meine nachschonungsvoll

3

Wien 20. Juni 1935

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zu Ihrem Schreiben vom 31. Mai d. J. haben wir Ihnen telephonisch mitgeteilt, daß über Verfügung unseres Vorstandes vom »Bund junger Autoren Österreichs« die Einreihung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) . . . in das mit der Operette »Der Walzerkavalier« gekennzeichnete Milieu im Programme der Kleinkunsthöhne »Die Stachelbeere« am Tage des ~~14~~ ¹⁴ hakt Ihres Schreibens abgestellt worden ist.

LCr

Zur Sache selbst erlauben wir uns zu bemerken: Wir stehen im Allgemeinen auf dem Standpunkt, daß Autoren in ihrer satirischen Zeitkritik nicht beschränkt werden sollen, selbst dann nicht, wenn sie — was vorkommen kann — ihr Ziel verfehlen. Das Recht zu solcher »dichterischer Freiheit« muß in besonderem Maß das Kabarett für sich in Anspruch nehmen.

Im Falle des Herrn Karl Kraus gingen bezüglich der inkriminierten Stelle schon ursprünglich die Meinungen weit auseinander. Einige vertreten den Standpunkt, Satire habe sich nicht um Verdienst, Rang und Ansehen der Person zu kümmern, andere lehnen diese Auffassung ab. Einige erwarten gerade von Karl Kraus Unbeugsamkeit, ja mehr als das: Unversöhnlichkeit in »beiden Sphären«, andere finden eine »Notwehr«-Haltung in Tagen »schwersten Abwehrkampfes« für selbstverständlich, die Mehrzahl geht noch weiter und sieht überhaupt keinen Widerspruch zwischen der früheren und der jetzigen Haltung des Herrn Karl Kraus.

Eine letzte Entscheidung über solche interne Meinungsverschiedenheiten ist in diesem speziellen wie in allen andern Fällen schwer zu fällen und sieht sich der Vorstand des »Bundes« dazu auch nicht berufen.

Da sich unsere Meinung jedoch in überwiegender Mehrheit mit dem Verhalten des Herrn Karl Kraus deckt, sind wir in diesem speziellen Falle Ihrem Wunsch um Abstellung des inkriminierten Textes nachgekommen. Wäre jenes nicht der Fall, hätten wir Ihrer Aufforderung nicht folgen können.

Ihre materiellen Ansprüche an uns ersuchen wir Sie, fallen zu lassen, da wir einerseits nicht in der Lage sind, dieselben zu tragen, andererseits sie — offen gestanden — für ungerechtfertigt halten.

Hochachtungsvoll
für Bund junger Autoren Österreichs

Der Gedanke Herr Doktor!

In Ihrem Schreiben vom 31. Mai d. J. haben wir Ihnen die
pünktlich mitgeteilt, daß über Verlegung unseres Vorstandes, vom
-bund junger Autoren Österreichs () - als Hinweisung des Mannes
des Herrn Karl Kraus wie auch einer neuen Änderung) ... in
das mit der Operette »Der Waisenvater« gekommene Briefchen im
Programme der Kreisversammlung »Die Staatsweise« am Tage der
keine neue Scheidung abgestellt worden ist.

Zur Sache selbst stehen wir aus zu bemerken: Wir stehen im
Allgemeinen auf dem Standpunkt, daß Ämtern in ihrer natürlichen
Schicklichkeit nicht besetzt werden sollen, selbst dann nicht, wenn
sie - was vollkommen kann - für sich verstanden. Das Recht zu
solcher »absichtlicher Hinführung« muß in besonderem Maße das Kabinett
für sich in Anspruch nehmen.

Im Falle des Herrn Karl Kraus gingen bezüglich der Minister-
stellen Stelle schon vorübergehend die Meinungen weit auseinander,
Künige verteidigen den Standpunkt, sollte habe sich nicht um Verbleib,
Kraus und Ausscheiden der Person zu kümmern, andere jedoch diese Auf-
fassung ab. Einige erwarren gerade von Karl Kraus Unversöhnlichkeit,
ja mehr als das: Unversöhnlichkeit in beiden Spalten, andere ha-
ben eine »Königliche« Haltung in Fragen schwersten Abwärtens,
für selbstverständliche, die Mehrheit geht nach wie vor und stellt sich
kann kein Widerstand zwischen der Minister und der folgenden
Haltung des Herrn Karl Kraus.

Eine letzte Entscheidung über solche interne Meinungsver-
schiedenheit ist in diesem speziellen wie in allen anderen Fällen sehr
schwer zu fällen und steht sich der Vorstand des »Bundes« dann
auch nicht beizufügen.

Da sich unsere Meinung jedoch in überwiegender Mehrheit mit
dem Vorhaben des Herrn Karl Kraus deckt, sind wir in diesem spe-
ziellen Falle ihrem Wunsch zur Befriedigung des internationalen Textes
nachgegeben. Was jenes nicht der Fall hätte, hätten wir Ihre Aufmerk-
samkeit nicht folgen können.

Ihre unbedingten Ansprüche an uns erweisen wir Sie läßt zu
lassen, da wir einmütig nicht in der Lage sind, dieselben zu geben,
sowohl sie - offen gestanden - für unerschwinglich halten.

Hochachtungsvoll
Der Bund junger Autoren Österreichs

25. Juni 1935

4

25. Juni 1935

An die
Kleinkunstbühne des Bundes junger Autoren Österreichs
»Die Stachelbeere«

Wien I.

Ich habe dem Verlag ~~Die Fackel~~ Ihr sehr verspätetes Schreiben vom 20. Juni 1935 zur Kenntnis gebracht und eine Information erhalten, die ich Ihnen als solche im Du chlag übermittle, damit nicht vor Ablauf der subjektiven Verjährungsfrist ~~heuerlich~~ Zeit verloren gehe. Der Ablauftermin ist der 4. Juli 1935, an welchem Tage ich im Sinne des Mandates die Klage einbringen werde, wenn nicht von her der verlangte Sühnebetrag zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die auf ~~SL~~ angewachsenen Kosten meiner Kanzlei in, Ihnen beliebigen Raten erlegt sind.

H. der F. h

Hauptkassier

h. m.

Hochachtungsvoll

25. Juni 1935

An die
Kolonialverwaltung des Bundes junger Autoren Österreichs
»Die Stachelbeere«

Wien I.

Ich habe dem Verlag »Die Fackel« für sehr verspätetes Schreiben vom 20. Juni 1935 zur Kenntnis gebracht und eine Information erhalten, die ich Ihnen als solche im Durchschlag mitteilen möchte, damit nicht vor Ablauf der angeführten Frist wertvolle Zeit verloren geht. Der Ablauftermin ist der 4. Juli 1935, an welchem Tage ich im Sinne des Mandats die Klage einbringen werde, wenn nicht vor der verängstigten Sitzung zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die auf S. 17 angezeichneten Kosten meiner Kanzlei in Ihnen beliebigen Raten erfolgt sind.

Hochachtungsvoll

5

24. Juni 1935

Hochgeehrter Herr Doktor!

Sie übermitteln uns die uns zgedachten interessanten Ausführungen des »Bundes junger Autoren Österreichs«, die dieser nach dreiwöchiger Beratung an Sie gelangen ließ, jedoch immerhin rechtzeitig vor Ablauf der Verjährungsfrist für ein anderes Verfahren, das uns noch mehr interessiert. Der Bund junger Autoren teilt mit, daß er »über Verfügung« seines Vorstandes die Einreihung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) in das gekennzeichnete Milieu am Tage des »Erhalts« Ihres Schreibens abgestellt habe, wünscht aber die von Ihnen gestellten Bedingungen materieller Natur nicht zu erfüllen. Dafür scheint er wieder den Verzicht auf eine Ehrenerklärung nicht gelten zu lassen, sondern teilt Ihnen — wiewohl Sie es ausdrücklich abgelehnt haben, mit ihm die einschlägigen Probleme zu erörtern — das Ergebnis sorgfältiger Urteilsberatung mit, das sich als ein moralischer Freispruch des Herrn Karl Kraus darstellt. Der Bund junger Autoren macht aber kein Hehl daraus, daß — was sonst von Instanzen nicht verraten wird — das Urteil erst nach einem Kampf der Meinungen zustandekam, die »bezüglich der inkriminierten Stelle schon ursprünglich« weit auseinandergingen. Einige hätten nämlich den Standpunkt vertreten, Satire habe sich nicht um Verdienst, Rang und Ansehen der Person zu kümmern, während andere diese Auffassung ablehnten. Einige hätten gerade von Karl Kraus Unbeugsamkeit, ja mehr als das: Unversöhnlichkeit in »beiden Sphären« erwartet, andere fänden eine »Notwehr«-Haltung in Tagen schwersten Abwehrkampfes für selbstverständlich; die Mehrzahl gehe noch weiter und sehe überhaupt keinen Widerspruch zwischen der früheren und der jetzigen Haltung des Herrn Karl Kraus. Die Gruppe, die ihn besonders interessiert, ist natürlich die der Persönlichkeiten, die seine Unbeugsamkeit vermissen und, falls sie sich entschlossen ihre Anonymität aufzugeben, in einem andern Gerichtsverfahren berufen wären, nachzuweisen, daß er und um welcher Vorteile willen er sich beugen ließ, ferner auch mit dem ihnen offenbar innewohnenden Mannesmut dazulegen, wie »beide Sphären«

/a

/m

/a

1) /a

24. Juni 1935

Hochgeehrter Herr Doktor!

Sie bestimmten uns die aus zugehörten interessanten
Ausführungen des räumlich jungen Autoren Österreichs, die
dieser nach dreiwöchiger Bearbeitung an Sie gelangen ließ, jedoch
unmenschlich rechtzeitig vor Ablauf der Verjährungsfrist für ein
anderes Verfahren, das uns noch mehr interessiert. Der Hund
junger Autoren soll mit, daß er über Verfügung seines Ver-
stehens die Einleitung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie
auch einer bloßen Andeutung) in das gekonnte Müssen
am Tage des -früher- lück-Schwabens abgestellt habe, weshalb
aber die von Ihnen gestellten Bedingungen hinsichtlich Mater
nicht zu erfüllen. Dabei scheint er wieder den Vorzicht auf eine
Ermittlung nicht geben zu lassen, sondern soll Ihnen
— was auch Sie es ausdrücklich abgelehnt haben, mit ihm die
einschlägigen Angaben zu ändern — das Ergebnis vorzulegen
Urtatsachen, mit dem sich als ein menschliches Vergehen des
Herrn Karl Kraus darstellt. Der Hund junger Autoren macht
aber kein Licht darauf, daß — was sonst von Lesern nicht
versteht wird — die Linie und nach einem Kampf der Mö-
glichkeiten, die Abklärung der in dem in dem
schon erwähnten, weit auseinanderliegenden, Einige hätten
nämlich den Standpunkt vertreten, seine habe sich nicht um
Vorwissen Kraus und anderer Personen zu kümmern, während
andere diese Aufklärung ablehnten. Einige hätten gerade von
Karl Kraus Landeskommunikation, ja nicht als das: Unwissenheit
in beiden Spalten, er werde andere Länder eine Antwort-
haltung in Tagen schwersten Abwicklungs für selbstver-
ständlich; die Antwort, keine noch weiter und sehr überaus
keine Widerspruch zwischen der Literatur und der jetzigen
Haltung des Herrn Karl Kraus. Die Gruppe, die ihn besonders
interessiert, ist natürlich die der Persönlichkeiten, die seine
Unbestimmtheit vermeiden und, falls sie sich entschließen ihre
Anonymität anzugeben, in einem anderen Österreichischen
Bereich weiter nachzuweisen, daß er und ein weiterer Versteck
wenn er sich zeigen soll, immer noch mit dem ihnen öfter
hervorgehobenen Mannesamt dazugehen, wie beide Spalten

diese Eigenschaft in gleicher Weise herausfordern. Daß er
 — wegen seiner Haltung und des etwaigen »Widerspruchs« —
 mit großer Spannung dem Urteil des Bundes jüngerer Autoren
 entgegengesehen hat, versteht sich von selbst, nur bedauert er
 natürlich, daß es um seinetwillen zu Spaltungen kommen
 mußte, und vor allem, daß wieder einmal wie so oft die
 Majorität durch eine erdrückende Minorität vergewaltigt wurde.
 Doch auch das Urteil, das jener Recht gibt, schafft leider inso-
 fern nicht Klarheit, als ja »eine letzte Entscheidung über solche
 interne Meinungsverschiedenheiten in diesem speziellen wie in
 allen andern Fällen sehr schwer zu fällen« ist, »und sieht sich«
 der Vorstand des »Bundes« (der jungen Autoren Österreichs)
 »dazu auch nicht berufen«. Die Schwierigkeiten scheinen da
 annähernd so groß wie die mit der Sprache zu sein. Zur Er-
 leichterung möchten wir aber darauf hinweisen, daß der Ange-
 klagte, wenn er schon nach einem moralischen Tadel auch noch
 der Billigung seines Verhaltens durch ein Kabarett teilhaft
 werden soll, bei diesem doch keineswegs um eine letzte Ent-
 scheidung über dessen interne Angelegenheiten eingekommen
 ist. Zum Glück erscheinen sie schließlich auf die Art geordnet,
 daß sich die Meinung der »Stachelbeere«, die einer intransi-
 genten Minderheit zuliebe Herrn Karl Kraus im »Goldenen
 Kreuz« neben Herrn Werfel wohnen ließ, »in überwiegender
 Mehrheit mit seinem Verhalten deckt«, weshalb sie »in diesem
 speziellen Falle« dem Wunsch »um« Abstellung des inkrimi-
 nierten Textes nachkommen konnte, was sie natürlich nicht
 getan hätte, wenn jenes nicht der Fall wäre. So bedauerlich es
 nun sein mag, daß die »Stachelbaare«, von der man Unbeug-
 samkeit vor einer Diktatur erwartet hätte, das demokratische
 Prinzip jemals aufgegeben hat, so löblich wäre die Erkenntnis
 der Verfehlung, wenn sie nicht doch an jene letzte Entschei-
 dung gebunden wäre, die wegen der internen Vorhänge im
 Schoße der »Stachelbeere« nicht zu erlangen ist und der leider
 auch ein geistiges Hindernis im Wege steht.

48

... auch ein geistiger Thron im Wege steht.
Schloß der „Stachsbere“ nicht zu erlangen ist und der Kaiser
dunk geworden war. Die wegen der letzten Ereignisse im
Prinzip jenseitig gegeben hat, so lässlich wie die Erkennung
samtlich vor einer Diktatur erwartet hätte, das demokratische
man soll nach, daß die „Stachsbere“, von der man Uebung-
gen hätte, wenn jene nicht der Fall wäre. So bedauerlich es
nieren Textes nachkommen konnte, was sie natürlich nicht
speziellen Falls dem Worts „um“ Abschnung des Inhalt-
lichkeit mit einem Verstand deckt, versteht sie in diesem
Kontexte, wenn Herr Wolf wollen ließ, in überwiegender
ganzem Minderheit zulässig ist ein Kaiser im „Goldenen
Hals“ sich die Monarchie der „Stachsbere“ die man intrans-
parant. Zum Glück erweisen sie schließlich auf die Art geordnet,
scheidung über dessen intrans Angewandten eingekommen
werden soll, bei diesem doch keineswegs um eine letzte Ent-
der Billigung seines Vorhabens durch ein Kaiserthum. Obwohl
klage, wenn er schon nach einem moralischen Tadel auch noch
Forderung nachdem wir über denselben hinweisen, daß der Ange-
andern so groß wie die mit der Sprache zu sein. Zu Er-
„dazu auch nicht beizuhelfen.“ Die Schwierigkeiten scheinen da-
her Vorstand der „Stachsbere“ (der jungen Antonen Österreichs)
allein stehen. Falls sehr schwer zu lösen ist, und nicht sich
-tische Abhängigkeitsverhältnisse in diesem speziellen wie in
fern nicht Kaiserthum als „eine letzte Entscheidung über solche
Thron nach der Ueber das jenseitig nicht schaff, leider inso-
Abhängigkeit durch eine andere Lande Minderheit vorgewilligt wurde,
müsse, und vor allem, daß wieder einmal wie so oft die
unmöglich, daß es um schiedlichen zu Spaltungen kommen
entgegenstehen hat, besteht sich von selbst, nur bedauert es
mit großer Spannung dem Urteil des höchsten Richter Antonen
— wegen seiner Haltung und des zwingen „Widerspruchs“ —
dieser Eisenbahn in gleicher Weise heranzuführen. Daß er

f

Noch aufschlußreicher nämlich als in der Stellung zum speziellen Falle erscheinen uns die Ausführungen der jungen Autoren im Prinzipiellen, und zwar durch die endgültige Bestimmung des Begriffes der Satire, die uns umsomehr fesseln mußte, als unser Herausgeber selbst schon Versuche in diesem literarischen Genre unternommen hat. Er fühlt sich förmlich erleichtert durch die Aufklärung, daß das Wesen der Satire eine Verfehlung ausschließe. Denn der Bund junger Autoren Österreichs, der offenbar nicht nur in sprachlicher, sondern auch in moralischer Hinsicht eine Lockerung beruflicher Fesseln anstrebt, steht »im Allgemeinen« auf dem Standpunkt, daß sie »in ihrer satirischen Zeitkritik nicht beschränkt werden sollen, selbst dann nicht, wenn sie — was vorkommen kann — ihr Ziel verfehlen«; und das Recht zu solcher »dichterischen Freiheit« — die Anführungszeichen stammen nicht von uns, deuten vielmehr schon die Satire an — müsse in besonderem Maße das Kabarett für sich in Anspruch nehmen. Eine Anschauung, die an Weitherzigkeit die Friedrichs des Großen noch übertrifft, der bloß Gazetten nicht geniert haben wollte, während der Herausgeber der Fackel, reaktionärer, der Preßfreiheit abhold ist und Kabarettts bisher nicht so sehr für eine gottgewollte Einrichtung als für einen gesellschaftlichen Übelstand zu halten pflegte. Was die Satire als solche anlangt, wollte er ihr bisher die Hemmung auferlegt wissen, ihr Ziel in keinem Fall zu verfehlen, also nicht etwa zu verbreiten, daß einer ein Schweinehund sei, wenn man weiß, daß er es nicht ist: weil man sonst einer wäre. Er wollte der Satire nur die Freiheit vergönnen, den geringsten Gegenständen Ehre zu erweisen, weshalb wir Ihnen auch, sehr geehrter Herr Doktor, diese so eingehende Antwort für eine Kleinkunstbühne übermitteln.

R

- an

/o

Was die materiellen Ansprüche betrifft, die sie — »offen gestanden« — für ungerechtfertigt hält, so bitten wir/dieses offene Geständnis erforderlichen Falles vom kompetenten Gericht überprüfen zu lassen, was ihm umso leichter fallen dürfte, als ja das offene Geständnis der erfolgten, »schon ursprünglich« erkannten, mithin wesentlich gesetzten Beleidigung bereits vorliegt. Wir vermuten, daß die Geldstrafe höher sein würde als die Buße,

/i

/is

Nach abschließlicher Rücksicht als in der Stellung zum
speziellen Falle entscheiden aus die Ausführungen der jungen
Autoren im Prinzipien, und zwar durch die endgültige Be-
stimmung der Begriffe der Sätze, die uns unangenehm lassen
musste, als unser Herangehen selbst schon Versuche in diesem
literarischen Genre mitgenommen hat. Er fällt sich förmlich
erleichtert durch die Aufklärung, daß das Wesen der Sätze eine
Verhüllung zusehliche. Denn der kind-jünger Autoren Ge-
scheid, der offenbar nicht nur in sprachlicher, sondern auch in
moralischer Hinsicht eine Lockerung betrieblen Fische zu-
strebt, steht im Allgemeinen auf dem Standpunkt, daß sie
in ihrer satirischen Zeitkritik nicht bewahrt werden sollen,
solche dann nicht, wenn sie — was vollkommen kann — in
sich verhalten; und das Recht zu solcher „schillerischen Frei-
heit“ — die Aufklärungsarbeiten können nicht von uns handeln
vielmehr schon die Sätze zu — müsse in besonderem Maße
das Kennzeichen für sich in Anspruch nehmen. Eine Ausdehnung
die an Widerspruch die Forderung des Gedankens nach über-
trifft, der bloß Gattungen nicht genügt haben wollte, während
der Herangehender der Fackel, realistisch, der Forderung ab-
hold ist und Kabarets bisher nicht so sehr für eine geistgewollte
Entscheidung als für einen gesellschaftlichen Lebenslauf zu halten
plante. Was die Sätze als solche anseht, wollte er ihr bisher
die Herabsetzung unterwerfen, für Ziel in keinem Fall zu
verfechten, also nicht etwa zu verbreiten, daß eine ein Schwere-
hand sei, wenn man weiß, daß es nicht ist; weil man sonst
einer wäre. Er wollte der Sätze nur die Freiheit verweigern, den
erwarteten Gegenstand für zu erweitern, weshalb wir ihnen
auch, sehr geehrt Herr Doktor, diese so eingehende Antwort
mit einer Kleinmündigkeit übermitteln.

Was die inhaltliche Aussprüche betrifft, die sie — offen
gewandene — für ungeschicklich hält, so bitten wir diese offene
Gestaltung ethischen Falles vom kompetenten Gericht über-
prüfen zu lassen, was ihm nicht leichter fallen dürfte, als in das
offene Geständnis der erfolgten „sachlich-respektvoll“ erweisen,
mühen wesentlich festen Bestätigung der vorerwähnten. Wir
vermuten, daß die Gedächtnis über sehr viele als die Höhe

wollen aber einem Entgegenkommen in der Richtung zustimmen, daß die jungen Autoren vor Ablauf der Verjährungsfrist (die durch ihre lange Beratung leider verkürzt wurde) zuerst den Betrag für den wohlthätigen Zweck und hierauf die Anwaltskosten zu bezahlen haben, die selbst zu übernehmen so wenig der Absicht des Beleidigten entspricht wie von jenem etwas abhandeln zu lassen. Wenn sich die Beleidiger auf ihre Notlage berufen, so sind wir überzeugt, daß im Ernstfall die ihrem Geschäft nahestehende Universal-Edition — in reuigem Gedenken der Tage, da sie uns Schaden, Verdruß und die wenngleich genußvolle Mühsal einer großen Korrespondenz verursacht hat — zur Aushilfe bereit wäre. Unser soziales Gefühl verwehrt es uns, zwischen Arm und Reich einen Unterschied zu machen, wenn es sich um schlechtes Benehmen handelt; davon aber, daß Armut einen Freibrief für dieses haben sollte, davon kann so wenig die Rede sein, wie ein Zweifel bestehen könnte, daß die Empfänger der Wohltaten des Dollfuß-Werkes bedürftiger und ihrer würdiger sind als Autoren Österreichs, die dessen Notwehr in Tagen schwersten Abwehrkampfes durch »satirische Zeitkritik«, wiewohl vielleicht ohne hinreichenden Ertrag, zu fruktifizieren suchen.

Wir bitten Sie, bei Nichteinhaltung der noch einmal zu stellenden Bedingungen, ohne sich auf weiteren Briefwechsel und Telephonanrufe einzulassen, die Klage anhängig zu machen, deren Zurücknahme dann bloß in dem Falle möglich wäre, daß die bisher erlassene Ehrenerklärung auf Kosten der Satiriker in der Tagespresse veröffentlicht würde, damit die Sorte Publikum, die sich an der Satire ergötzt hat, von der Remedur erfahre.

Mit dem besten Dank im Vorpus und dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

1 d

11

11

Y

15

Lc

--

Wollen aber einen Erfolg bekommen in der Richtung zu gewinnen
daß die jungen Autoren von selbst der Verbesserung der (die
durch ihre lange Farnung leider verdrängt wurde) zuerst den
Fortschritt für den wohlthätigen Zweck und hierauf die Anwaltskosten
zu bezahlen haben, die selbst zu überwinden so wenig der
Absicht der Beteiligten entspricht wie von ihnen etwas abzu-
holen zu lassen. Wenn sich die Betheiligten auf ihre Nothlage beru-
fen so sind wir überzeugt daß im Falle die ihnen Oesterreich
unserntheils Universal-Erlaß -- in keinem Oesterreich der
Zeit, da es uns schmerzlicher Verdruß und die wenigste Kennt-
nisse über die großen Korrespondenzen verursacht hat -- zur
Anschaffung derer. Unser sozialer Gehalt verwehrt es uns
zwischen Arm und Reich einen Unterschied zu machen, wenn
es sich um schlechteres Verhalten handelt; davon aber das Arme
einen Verlust für diese haben sollte, davon kann so wenig
die Rede sein, wie die Zweifel bestehen können, daß die Ein-
lager der Wohlthäter der Hülfs-Werke bedürftiger und ihrer
würdig sind als Autoren Oesterreich die dessen Reichthum in
Tage der höchsten Abwechslung durch soziale Zustände,
weshalb vielleicht ohne hinzutretenden Erfolg, zu realisieren
suchen.

Wir bitten Sie bei Nichterhaltung der noch einmal zu
stehenden Bedingungen, ohne sich zu weiteren Bruchteilen und
Forderungen einzulassen, die klar abhängig zu machen, deren
Zurücknahme dann dieß in dem Maße möglich wäre, daß die
bisher erlassene Entscheidung auf Kosten der Statuten in der
Tagesordnung verbleiben würde, falls die Seite Publikation, die
sich an der Seite ergibt hat, von der Rematur erhalte.
Mit dem besten Dank für Vorles und dem Ausdruck der
vortrefflichsten Hochachtung

9

6
1. Juli 1935

An den

Verlag der Fackel

Wien III.

Ich teile Ihnen mit, daß die Beschuldigten am 4. Juli, erst einige Stunden/ nachdem ich bei Gericht den Antrag auf Vorerhebungen eingebracht hatte, den Sühnebetrag für den wohlthätigen Zweck und am nächsten Tag die durch den Antrag auf — — erhöhten Kosten erlegt haben.

H N L N
192

Ich zeichne mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

I

Wipig

H

1. Juli 1935

An den

Vorlag der Fackel

Wien III.

Ich teile Ihnen mit, daß die Beschäftigten am 4. Juli, erst einige Stunden, nachdem ich bei Gericht den Antrag auf Vorschubungen eingereicht hatte, den Sähebene für den wohlthätigen Zweck und am höchsten Tag die durch den Antrag auf — erhöhten Kosten ersetzt haben. Ich zeichne mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Satirische Zeitkritik

31. Mai 1935

An die
Kleinkunstabühne des Bundes junger Autoren Österreichs
»Die Stachelbeere«

Wien II.

Als Rechtsanwalt des Herrn Karl Kraus habe ich Ihnen das Folgende mitzuteilen:

Sie führen, wovon ich mich persönlich überzeugt habe, eine dreiaktige Operette unter dem Titel »Der Walzerkavalier« auf, worin Sie im letzten Akt, der in einem Orte »Canossa« vor einem Hotel »Zur schönen Aussicht« spielt, eine Reihe von Personen namentlich anführen, deren Charakter offensichtlich das Stigma der spekulativen Unterwerfung unter ein herrschendes Regime, vornehmlich das des Dritten Reiches, aufgedrückt wird. Eine Verbindung der Person meines Mandanten mit dieser anrühigen Sphäre wird insoferne hergestellt, als es in jenem Canossa auch ein Hotel »Zum goldenen Kreuz« gibt, wodurch offenbar auf eine spekulative Unterwerfung unter eine angebliche österreichische Gewaltherrschaft angespielt werden soll. Es liegt mir natürlich vollkommen ferne, mich auf diesem Wege mit Ihnen über die Unbill solch gleichstellender Fiktion auseinanderzusetzen, der ja schon die Möglichkeit widerspricht, sie in Tagen schwersten Abwehrkampfes der einen gegen die andere Sphäre unbehindert vorzuführen. Nicht minder ferne liegt es mir, Sie auf diesem Wege von der Unmöglichkeit einer Charakteristik überzeugen zu wollen, zu der Sie sich offenbar in etwas simpler Auffassung der Wirksamkeit meines Mandanten, vielleicht verführt von dem Beispiel einer anderen »Kleinkunstabühne«, angeregt fühlten, welches leider juristisch nicht faßbar war. Wie immer Sie über die mit einem Bereich des Terrors und der Spekulation verglichene Sphäre denken und in Zeiten der Notwehr dieser gegen jenen sich betätigen mögen, wesentlich wird in jedem Falle der Umstand sein, daß die Einreihung meines Mandanten in den Umkreis Ihrer satirischen Betrachtung

Sattische Zeitkritik

31. Mai 1895

An die
Königliche Bibliothek des Königs in Wien
Die Sachbearbeiter

Wien I.

Als Rechenschaft des Herrn Karl Kraus habe ich Ihnen
das Folgende mitzutheilen:

Sie können davon nur nicht persönlich überzeugt habe,
eine derartige Dichtung unter dem Titel „Der Wasserkrasser“
auf worin Sie im letzten Akt, die in einem Öde-Campus-
vor einem Hotel „Ein anderer Anstich“ spielt eine Rolle von
Personen, eigentlich einflussreich, deren Charakter offensichtlich
das Gegenbild der geschickten Unterweltung unter ein hohes-
das Könige vornehmlich des des Dänen Reiches, aufschreibt
wird. Eine Veränderung der Person meines Mandanten mit
dieser nachträglichen Später wird keine herbeiführt, als es in
jenseitigen Causen auch ein Hotel „Zum goldenen Kreuz“ gibt
wohin er fährt auf eine spezifische Unterweltung unter die
angeblich österreichische Gesellschaft angelegt werden
soll. Es liegt mir natürlich vollkommen fern, mich auf diesem
Weg mit Ihnen über die Gültigkeit solcher zeitweiliger Fiktion
auszusprechen, der ja schon die Möglichkeit widerspricht,
sie in Tagen schwarzen Abschlusses der einen gegen die
andere Später nachher vorzuführen. Nicht minder kann
liegt es mir, Sie auf diesem Weg von der Unmöglichkeit einer
Charakteristik überlegen zu wollen, zu der Sie sich offenbar
in einer simplen Auffassung der Wirklichkeit meine Behandlung
wichtig verhalten von dem Beispiel einer anderen „Klein-
bühne“ angelegt führen, welches leider jenseitig nicht ist
von. Wie immer Sie über die mit einem Reich der Person
und der Spieltheater vergleichen sollte denken und in Fällen
der Notwendigkeit gegen jenseitig sich betätigen mögen, weiterhin
wird in jedem Falle der Umstand sein, dass die Fiktion
meines Mandanten in den Ländern ihrer zeitlichen Fortsetzung

sich als eine dem Sachverhalt widersprechende Schmähung und
 Verspottung qualifiziert. Ihre Darstellung, wonach heute »jeder,
 der auf sein Renomee hält« nach Canossa gehe und daß jeder,
 der es aufsucht, »gut gefahren« sei, schließt offenbar den Vor-
 wurf in sich, daß mein Mandant, den Sie, wenn schon nicht im
 Hotel »Zur schönen Aussicht«, so doch in dem »Zum goldenen
 Kreuz« wohnen lassen, seine literarische Tätigkeit aus unlauterem,
 streberischem oder in irgend einer Art gewinnsüchtigem Motiv
 einem vermeintlich klerikalen, jedenfalls aber seiner vermeintlich
 liberalen früheren Haltung widersprechenden »Kurs«, Diktat oder
 Gewissenszwang angepaßt habe. Dazu kommt, daß die Worte,
 Herr Franz Werfel wohne im Hotel zum goldenen Kreuz, »im
 selben Stockwerk wie Herr Karl Kraus«, ihn in eine besondere
 Verbindung mit einer öffentlichen Persönlichkeit bringen, die
 er aus besonderen Gründen, deren Erörterung ~~an~~ der gerichtli-
 chen Gelegenheit vorbehalten bliebe, als herabsetzend empfindet.
 Ich nehme nicht an, daß Sie diese gerichtliche Gelegenheit trotz
 einem (derzeit erheblich reduzierten) Reklamewert herbeiwünschen
 werden, und fordere Sie auf, die Einreihung des Namens des
 Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) in das
 von Ihnen gekennzeichnete Milieu von dem Tage des Empfanges
 dieses Schreibens, also vom 2. Juni 1935 angefangen, zu unter-
 lassen, widrigenfalls gegen Direktion, Spielleitung und Autor die
 Klage eingebracht würde. Eine Ehrenerklärung für die bisherige
 beleidigende Nennung des Namens wird nicht verlangt, dagegen
 binnen fünf Tagen der Erlag eines Sühnebetrages von S 50.—
 zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die Bezahlung der in meiner
 Kanzlei aufgelaufenen Kosten von — —
 Ich zeichne hochachtungsvoll

10

Hill

- + -

M

ich zeichne hochachtungsvoll
Kanzlei aufständischer Köpfe von -- --
zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die Bezahlung der in meiner
bisherigen Meinung des Namens wird nicht verhandelt, dessen
Klage eingereicht wurde. Eine Einwirkung für die päpstliche
lassen, widersetzlich gegen Dinkel, Spielmann und Auer die
dieses Schreibens, also vom 2. Juni 1935 angefangen, zu unter-
von ihnen gekennzeichnete Mitten von den Tage des Empfänges
Herrn Karl Kraus (wie auch einer hohen Bedeutung) in der
werden, und fordern Sie auf, die Kündigung des Namens des
einem (zunächst mündlich reduzierter) Rückgewalt herbeizuführen
ich nehme nicht an, daß die diese gerichtliche Gegenpartei nicht
chen Obliegenheit vorzubringen, wobei die Erwähnung der geschil-
er aus besonderen Gründen, deren Erklärung für der geschil-
Verbindung mit dem österreichischen Produktivität, ist
sehen Stöcker wie Herr Karl Kraus, ihn in eine besonders
Herr Franz Wetzl wohnt im Hotel zum goldenen Kreuz, im
Gewissenshaft angefaßt habe. Dazu kommt, daß die Worte,
liberalen trüben Meinung widersprechenden »Kraus, Dittel oder
einem vermeintlich kirchlichen, jedenfalls aber einer vermeintlich
sind, werden oder in irgend einer Art gewandelter Motiv
Kraus» können Ansicht, so hoch in dem zum goldenen
wird in sich, daß sein Abhandlung, den Sie, wenn schon nicht im
der es erlaubt, »gut geklärt« sei, schließlich offenbar den Vor-
der auf sein Kommen hält, nach Camosa geht und daß jeder
Vorgang darüber eine Darstellung, wonach heute, jeder
ich als eine dem Sachverhalt widersprechende Schmählung und

20. Juni 1935

Sehr geehrter Herr Doktor!

Zu Ihrem Schreiben vom 31. Mai d. J. haben wir Ihnen telephonisch mitgeteilt, daß über Verfügung unseres Vorstandes vom »Bund junger Autoren Österreichs« . . . die Einreihung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) . . . in das mit der Operette »Der Walzerkavalier« gekennzeichnete Milieu im Programme der Kleinkunsthöhne »Die Stachelbeere« am Tage des Erhalt's Ihres Schreibens abgestellt worden ist.

Zur Sache selbst erlauben wir uns zu bemerken: Wir stehen im Allgemeinen auf dem Standpunkt, daß Autoren in ihrer satirischen Zeitkritik nicht beschränkt werden sollen, selbst dann nicht, wenn sie — was vorkommen kann — ihr Ziel verfehlen. Das Recht zu solcher »dichterischer Freiheit« muß in besonderem Maß das Kabarett für sich in Anspruch nehmen.

Im Falle des Herrn Karl Kraus gingen bezüglich der inkriminierten Stelle schon ursprünglich die Meinungen weit auseinander. Einige vertreten den Standpunkt, Satire habe sich nicht um Verdienst, Rang und Ansehen der Person zu kümmern, andere lehnen diese Auffassung ab. Einige erwarten gerade von Karl Kraus Unbeugsamkeit, ja mehr als das: Unversöhnlichkeit in »beiden Sphären«, andere finden eine »Notwehr«-Haltung in Tagen »schwersten Abwehrkampfes« für selbstverständlich, die Mehrzahl geht noch weiter und sieht überhaupt keinen Widerspruch zwischen der früheren und der jetzigen Haltung des Herrn Karl Kraus.

Eine letzte Entscheidung über solche interne Meinungsverschiedenheiten ist in diesem speziellen wie in allen andern Fällen sehr schwer zu fällen und sieht sich der Vorstand des »Bundes« dazu auch nicht berufen.

Da sich unsere Meinung jedoch in überwiegender Mehrheit mit dem Verhalten des Herrn Karl Kraus deckt, sind wir in diesem speziellen Falle Ihrem Wunsch um Abstellung des inkriminierten Textes nachgekommen. Wäre jenes nicht der Fall, hätten wir Ihrer Aufforderung nicht folgen können.

Ihre materiellen Ansprüche an uns ersuchen wir Sie, fallen zu lassen, da wir einerseits nicht in der Lage sind, dieselben zu tragen, andererseits sie — offen gestanden — für ungerechtfertigt halten.

Hochachtungsvoll
für
Bund junger Autoren Österreichs

30. Juni 1932

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre Schreiben vom 31. Mai d. J. haben wir Ihnen telephonisch mitgeteilt, das über Vertagung unseres Vorstandes vom 3. Juni 1932, die Einsetzung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) in das mit der Obersteil. Der Wirtschaftskreis getrenntschickte Mappen im Programm der Wirtschaftskreis. Die Sachbearbeitung am Tage des 1. Juni 1932 wurde abgelehnt worden ist.

Die Sache selbst ändern wir uns zu bemühen: Wir stehen im Allgemeinen und dem Standpunkt, das Autoren in ihrer zeitlichen Zeit nicht beschränkt werden sollen, selbst dann nicht, wenn sie — was vorzukommen kann — ihr Ziel verfehlen. Das Recht an solchen, die Zeitungsredaktion muss in besonderem Maß das Recht für sich in Anspruch nehmen.

Im Falle des Herrn Karl Kraus gingen bezüglich der inhaltlichen Sache schon vorabzüglich die Meinungen weit auseinander. Einige vertreten den Standpunkt, dass er sich nicht an Verdienste, Rang und Ansehen der Person zu hängen, andere können diese Art der Beurteilung gerade von Karl Kraus Unbegreiflichkeit, ja nicht als das: Unvergleichlichkeit in beiden Spalten, andere für den eine „Hörsaal-Vortrag“ in Tagen „schweren Abwehrkampf“ für selbstverständliche, die Meinung geht noch weiter und steht überhaupt keinen Widerspruch zwischen der älteren und der jüngeren Haltung des Herrn Karl Kraus.

Die letzte Entscheidung über solche interne Meinungsverschiedenheiten ist in diesem speziellen wie in allen anderen Fällen sehr schwer zu fällen, wie sich der Vorstand des Bundes, dass sich nicht handeln.

Da sich meine Meinung jedoch in nachfolgender Mehrheit mit dem Verhalten des Herrn Karl Kraus deckt, wird wir in diesem speziellen Falle Ihrem Wunsch um Abstellung der letztgenannten Textes nachkommen. Wäre jedoch nicht der Fall, hätten wir Ihre Autorität nicht folgen können.

Ihre interstellare Ansprüche an uns erlauben wir Sie, falls zu lassen, da wir ebenfalls nicht in der Lage sind, dieselben zu leisten, andernfalls sie — allen Umständen — im ungeschickten Falle

Mitachtungsvoll

1932

Herrn jungen Anton Ostertag

4

25. Juni 1935

An die

Kleinkunstbühne des Bundes junger Autoren Österreichs
 »Die Stachelbeere«

Wien I.

Ich habe dem Verlag der Fackel Ihr sehr verspätetes Schreiben vom 20. Juni 1935 zur Kenntnis gebracht und eine Information erhalten, die ich Ihnen als solche im Durchschlag übermittle, damit nicht vor Ablauf der subjektiven Verjährungsfrist auf's Neue Zeit verloren gehe. Der Ablauftermin ist der 4. Juli 1935, an welchem Tage ich im Sinne des Mandates die Klage einbringen werde, wenn nicht vorher der verlangte Sühnebetrag zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die auf — — angewachsenen Kosten meiner Kanzlei in, Ihnen beliebigen Raten erlegt sind.

Hochachtungsvoll

— —

Hoch

H,

lu

22. Juni 1935

An die

Kleinrentenstelle des Bundes junger Autoren Österreichs
Die Spickbeute

Wien I

Ich habe dem Verlag der Fackel im sehr wertvollen Schreiben vom 20. Juni 1935 zur Kenntnis gebracht und eine Information erhalten, die ich Ihnen als solche im Durchgang übermitteln kann nicht vor Ablauf der angeführten Verjährungsfrist als mein Recht wahren sehe. Der Ablaufzeitpunkt ist der 4. Juli 1935, an welchem Tage ich im Sinne des Mandates die Klage einbringen würde, wenn nicht vorher der verlangte Säumnisbeitrag zu Gunsten des Dollfuß-Werkes und die auf — angezeichneten Kosten meiner Kanzlei in Ihrem beliebigen Betrage erlegt sind.

Hochachtungsvoll

24. Juni 1935

Hochgeehrter Herr Doktor!

Sie übermitteln uns die uns zugedachten interessanten Ausführungen des »Bundes junger Autoren Österreichs«, die dieser nach dreiwöchiger Beratung an Sie gelangen ließ, jedoch immerhin rechtzeitig vor Ablauf der Verjährungsfrist für ein anderes Verfahren, das uns noch mehr interessiert. Der Bund junger Autoren teilt mit, daß er »über Verfügung« seines Vorstandes die Einreihung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie auch einer bloßen Andeutung) in das gekennzeichnete Milieu am Tage des »Erhalts« Ihres Schreibens abgestellt habe, wünscht aber die von Ihnen gestellten Bedingungen materieller Natur nicht zu erfüllen. Dafür scheint er wieder den Verzicht auf eine Ehrenerklärung nicht gelten zu lassen, sondern teilt Ihnen — wiewohl Sie es ausdrücklich abgelehnt haben, mit ihm die einschlägigen Probleme zu erörtern — das Ergebnis sorgfältiger Urteilsberatung mit, das sich als ein moralischer Freispruch des Herrn Karl Kraus darstellt. Der Bund junger Autoren macht aber kein Hehl daraus, daß — was sonst von Instanzen nicht verraten wird — das Urteil erst nach einem Kampf der Meinungen zustandekam, die »bezüglich der inkriminierten Stelle schon ursprünglich weit auseinandergingen«. Einige hätten nämlich den Standpunkt vertreten, Satire habe sich nicht um Verdienst, Rang und Ansehen der Person zu kümmern, während andere diese Auffassung ablehnten. Einige hätten gerade von Karl Kraus Unbeugsamkeit, ja mehr als das: Unversöhnlichkeit in »beiden Sphären« erwartet, andere fänden eine »Notwehr«-Haltung in Tagen schwersten Abwehrkampfes für selbstverständlich; die Mehrzahl gehe noch weiter und sehe überhaupt keinen Widerspruch zwischen der früheren und der jetzigen Haltung des Herrn Karl Kraus. Die Gruppe, die ihn besonders interessiert, ist natürlich die der Persönlichkeiten, die seine Unbeugsamkeit vermissen und, falls sie sich entschlossen ihre Anonymität aufzugeben, in einem andern Gerichtsverfahren berufen wären, nachzuweisen, daß er und um welcher Vorteile willen er sich beugen ließ, ferner auch mit dem ihnen offenbar innewohnenden Mannesmut dazulegen, wie »beide Sphären«

/u

ar

X

24. Juni 1935

Hochachtungsvoll Herr Doktor!

Die Besprechung war die nun angekündigten interessanten
 Ausführungen des kaiserlichen jungen Anton Österreichs, die
 diese nach derzeitigen Bestimmung in die gelungene Zeit, jedoch
 unumstößlich vor Ablauf der Verjährungsfrist für die
 andere Verfahren, der nun noch nicht in Aussicht. Der Bund
 junger Autoren hat sich auf die obige Verfügung eines Vor-
 standes die Fortsetzung des Namens des Herrn Karl Kraus (wie
 auch einer tiefen Änderung) in das geltend gemachte Mitleid
 aus Sorge über ein solches, dass demselben obliegt, wünscht
 aber die von Ihnen gewählten hochzuverehelichten Natur
 nicht zu erfüllen. Falls selbst er wieder den Versuch auf eine
 Erwerbshilfe nicht geben zu lassen, sondern will ihnen
 — gewollt die er zweifellos ebenfalls haben, mit ihm die
 einschlägigen Probleme zu klären — um Lösung zu ermöglichen
 Durchsetzung mit der sich die im monatlichen Verfahren des
 Herrn Karl Kraus handelt. Der Bund junger Autoren macht
 sich für die Lösung bereit, die er von dem nun in Aussicht
 gestellt wird — das Urteil hat nach dem Verlauf der Maß-
 nahmen zuzustimmen, die bezüglich der in Betracht kommenden
 schon eingeleiteten von demselben ergangenen Schritte haben
 bezüglich der Entscheidung darüber, falls sich nicht um
 Vorstand, Rang und Ansehen der Person zu kümmern, während
 andere diese Änderungen ablehnen. Einige können gerade von
 Karl Kraus übertragen zu man, in der Umwandlung
 in beiden Spalten zweier, andere haben die Abänderung
 Haltung in Japan zuweisen. Abwärtigen für beider-
 seitlich; die Mehrheit geht noch weiter und eine Mehrheit
 keine Widerspruch zwischen der Mehrheit und der Partei
 Haltung des Herrn Karl Kraus. Die Gruppe, die ihn besonders
 interessiert, ist natürlich die der Parteimitglieder, die einer
 Unabhängigkeit wünschen, und falls sie sich entschließen für
 Anonymität anzugehen, in einem anderen (bestimmten
 beiden wären nachzuweisen, dass er nach der letzten
 wollen er sich bewegen ließ, kann auch mit dem Namen stehen
 imwobenden Zusammenhang stehenden, wie folgt:

diese Eigenschaft in gleicher Weise herausfordern. Daß er — wegen seiner Haltung und des etwaigen »Widerspruchs« — mit großer Spannung dem Urteil des Bundes jüngerer Autoren entgegengesehen hat, versteht sich von selbst, nur bedauert er natürlich, daß es um seinetwillen zu Spaltungen kommen mußte, und vor allem, daß wieder einmal wie so oft die Majorität durch eine erdrückende Minorität vergewaltigt wurde. Doch auch das Urteil, das jener Recht gibt, schafft leider insofern nicht Klarheit, als ja »eine letzte Entscheidung über solche interne Meinungsverschiedenheiten in diesem speziellen wie in allen andern Fällen sehr schwer zu fällen« ist, »und sieht sich« der Vorstand des »Bundes« (der jungen Autoren Österreichs) »dazu auch nicht berufen«. Die Schwierigkeiten scheinen da annähernd so groß wie die mit der Sprache zu sein. Zur Erleichterung möchten wir aber darauf hinweisen, daß der Angeklagte, wenn er schon nach einem moralischen Tadel auch noch der Billigung seines Verhaltens durch ein Kabarett teilhaft werden soll, bei diesem doch keineswegs um eine letzte Entscheidung über dessen interne Angelegenheiten eingekommen ist. Zum Glück erscheinen sie schließlich auf die Art geordnet, daß sich die Meinung der »Stachelbeere«, die einer intransigenten Minderheit zuliebe Herrn Karl Kraus im »Goldenen Kreuz« neben Herrn Werfel wohnen ließ, »in überwiegender Mehrheit mit seinem Verhalten deckt«, weshalb sie »in diesem speziellen Falle« dem Wunsch »um« Abstellung des inkriminierten Textes nachkommen konnte, was sie natürlich nicht getan hätte, wenn jenes nicht der Fall wäre. So bedauerlich es nun sein mag, daß die »Stachelbeere«, von der man Unbeugsamkeit vor einer Diktatur erwartet hätte, das demokratische Prinzip jemals aufgegeben hat, so löblich wäre die Erkenntnis der Verfehlung, wenn sie nicht doch an jene letzte Entscheidung gebunden wäre, die wegen der internen Vorgänge im Schoße der »Stachelbeere« nicht zu erlangen ist und der leider auch ein geistiges Hindernis im Wege steht.

ll

H ll

7

Noch aufschlußreicher nämlich als in der Stellung zum speziellen Falle erscheinen uns die Ausführungen der jungen Autoren im Prinzipiellen, und zwar durch die endgültige Bestimmung des Begriffes der Satire, die uns umsomehr fesseln mußte, als unser Herausgeber selbst schon Versuche in diesem literarischen Genre unternommen hat. Er fühlt sich förmlich erleichtert durch die Aufklärung, daß das Wesen der Satire eine Verfehlung ausschließe. Denn der Bund junger Autoren Österreichs, der offenbar nicht nur in sprachlicher, sondern auch in moralischer Hinsicht eine Lockerung beruflicher Fesseln anstrebt, steht »im Allgemeinen« auf dem Standpunkt, daß sie »in ihrer satirischen Zeitkritik nicht beschränkt werden sollen, selbst dann nicht, wenn sie — was vorkommen kann — ihr Ziel verfehlen«; und das Recht zu solcher »dichterischen Freiheit« — die Anführungszeichen stammen nicht von uns, deuten vielmehr schon die Satire an — müsse in besonderem Maße das Kabarett für sich in Anspruch nehmen. Eine Anschauung, die an Weitherzigkeit die Friedrichs des Großen noch übertrifft, der bloß Gazetten nicht geniert haben wollte, während der Herausgeber der Fackel, reaktionärer, der Preßfreiheit abhold ist und Kabarett's bisher nicht so sehr für eine gottgewollte Einrichtung als für einen gesellschaftlichen Übelstand zu halten pflegte. Was die Satire als solche anlangt, wollte er ihr bisher die Hemmung auferlegt wissen, ihr Ziel in keinem Fall zu verfehlen, also nicht etwa zu verbreiten, daß einer ein Schweinehund sei, wenn man weiß, daß er es nicht ist: weil man sonst einer wäre. Er wollte der Satire nur die Freiheit vergönnen, den geringsten Gegenständen Ehre zu erweisen, weshalb wir Ihnen auch, sehr geehrter Herr Doktor, diese so eingehende Antwort an eine Kleinkunstabühne übermitteln.

Was die materiellen Ansprüche betrifft, die sie — »offen gestanden« — für ungerechtfertigt hält, so bitten wir, dieses offene Geständnis erforderlichen Falles vom kompetenten Gericht überprüfen zu lassen, was ihm umso leichter fallen dürfte, als ja das offene Geständnis der erfolgten, »schon ursprünglich« erkannten, mithin wissentlich gesetzten Beleidigung bereits vorliegt. Wir vermuten, daß die Geldstrafe höher sein würde als die Buße,

28
 7

Nach nachtheiligerer Ansicht als in der Stellung zum
 speziellen Falle erscheinen aus die Ausführungen der jungen
 Autoren im Philosophischen und zwar durch die endgültige Be-
 stimmung des Begriffes der Satire, die uns unsonst lehren
 müßte, als unser Herausgeber selbst schon Versuche in diesem
 literarischen Genre unternommen hat. Er fällt sich nämlich
 erstreckt durch die Aufklärung, daß das Wesen der Satire eine
 Verthigung menschliche. Denn der Hand junger Autoren Götter-
 reiche, der offenbar nicht nur in spirituellen, sondern auch in
 mondlicher Hinsicht ein Lockung bewußter Fesseln zu-
 erweilt, nicht zum Abgesehen, auf dem Standpunkt, daß sie
 in ihrer satirischen Tendenz nicht beschränkt werden sollen,
 selbst dann nicht, wenn sie — was vornehmlich sein — ihr
 Ziel verfolgen; und das Recht zu solcher „dichtersischen Frei-
 heit“ — die Anführungszeichen stimmen nicht von uns, haben
 die Rücksicht für sich in Anspruch nehmen. Eine Anrechnung
 die an Würdigkeit die Rücksicht der Größe noch über-
 trifft, der bloß Göttern nicht gerecht haben wollte, während
 der Herausgeber der Fabel, nachher, der Fabel nicht ab-
 hold ist und Rücksicht dabei nicht so sehr die eine Götterwelt zu
 Einziehung als die zwei geschichtlichen Bestand zu halten
 pflegt. Was die Satire als solche anlangt, wollte er ihr besser
 die Heimung zuteilt, was, ihr Ziel in keinem Fall zu
 verstoßen, also nicht eher zu verbreiten, daß einer ein Schwere-
 hand sei, wenn man weiß, daß er es nicht ist; will man sonst
 einer wäre. Er wollte der Satire nur die Freiheit vergönnen, den
 geringsten Gegenstande Eines zu erweisen, weshalb wir ihnen
 auch, sehr gerührt über Dörrer, diese so theueren Anweisung
 an eine Konkrete übermitteln.

Was die materialen Ansprüche betrifft, die sie — offen-
 gestanden — für ungeschwächt hat, so dürfen wir diese ohne
 Gedankens erheblichen Falles vom kompetenten Gerichte über-
 prüfen zu lassen, was ihm immer leichter fallen dürfte, als je das
 offene Gedankens der erlösten, schon ungeschwächt, erweisen
 müßte, wissenschaftlich Gesetzen Bekämpfung bereit vorliegt. Wir
 vermehren, daß die Gedankens höher sein würde, als die Dörrer

wollen aber einem Entgegenkommen in der Richtung zustimmen, daß die jungen Autoren vor Ablauf der Verjährungsfrist (die durch ihre lange Beratung leider verkürzt wurde) zuerst den Betrag für den wohlthätigen Zweck und hierauf die Anwaltskosten zu bezahlen haben, die selbst zu übernehmen so wenig der Absicht des Beleidigten entspricht wie von jenem etwas abhandeln zu lassen. Wenn sich die Beleidiger auf ihre Notlage berufen, so sind wir überzeugt, daß im Ernstfall die ihrem Geschäft nahestehende Universal-Edition — in reuigem Gedenken der Tage, da sie uns Schaden, Verdruß und die wengleich genußvolle Mühsal einer großen Korrespondenz verursacht hat — zur Aushilfe bereit wäre. Unser soziales Gefühl verwehrt es uns, zwischen Arm und Reich einen Unterschied zu machen, wenn es sich um schlechtes Benehmen handelt; davon aber, daß Armut einen Freibrief für dieses haben sollte, davon kann so wenig die Rede sein, wie ein Zweifel bestehen könnte, daß die Empfänger der Wohltaten des Dollfuß-Werkes bedürftiger und ihrer würdiger sind als Autoren Österreichs, die dessen Notwehr in Tagen schwersten Abwehrkampfes durch »satirische Zeitkritik«, wiewohl vielleicht ohne hinreichenden Ertrag, zu fruktifizieren suchen.

Wir bitten Sie, bei Nichteinhaltung der noch einmal zu stellenden Bedingungen, ohne sich auf weiteren Briefwechsel und Telephonanrufe einzulassen, die Klage anhängig zu machen, deren Zurücknahme dann bloß in dem Falle möglich wäre, daß die bisher erlassene Ehrenerklärung auf Kosten der Satiriker in der Tagespresse veröffentlicht würde, damit die Sorte Publikum, die sich an der Satire ergötzt hat, von der Remedur erfahre.

Mit dem besten Dank im Voraus und dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

— —

A

22

wollen aber einem Entgegenkommen in der Richtung zustimmen, dass die jungen Autoren vor Ablauf der Verjährungsfrist (die durch eine lange Benutzung leicht verfließt wurde) zuerst den Beitrag für den wohlthätigen Zweck und hierauf die Anwaltskosten zu bezahlen haben, die selber zu überschreiben so wenig der Absicht des Belehäfteten entgegensteht wie von jenem etwas abzuheben zu lassen. Wenn sich die Belehäftiger auf ihre Nothlage berufen, so sind wir überzeugt, dass im Falle der ihrem Geschäft näherstehende Universität-Edition — in vorigem Gedanken der Tage, da sie uns schäcker, Verstand und die wenigste Geld-Ausgabe einer großen Korrespondenz verursacht hat — zur Ausfülle bereit wäre. Ihrer sozialen Gefühllichkeit verweist es uns zwischen Arm und Reich einen Unterschied zu machen, wenn es sich um schlechtes Bekleidungsbedürfnis handelt; davon aber, dass einem Fechtler für diese haben sollte, davon kann so wenig die Rede sein, wie ein Zweifel bestehen könnte, dass die Empfänger der Wohlthaten des Dollfuß-Werkes bedürftiger und ihrer würdiger sind als Autoren, die dessen Nothwehr in Tagen schweren Abwehrkampfes durch verächtliche Zeitblätter, wiewohl vielleicht ohne hienachstehenden Erfolg zu bewältigen suchen.

Wir bitten Sie bei Nichterhaltung der noch einmal zu stellenden Bedingungen, ohne sich zu weiteren Besprechungen und Telefonaten einzulassen, die Klage anständig zu machen, deren Zurücknahme dann hieß in dem Falle möglich wäre, dass die bisher erlassene Entschädigung auf Kosten der Schriftler in der Tagespresse veröffentlicht würde, damit die Sorte Publikum, die sich an der Sache ergötzt hat, von der Kunde nicht erhalte. Mit dem besten Dank im Voraus und dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Zerline Gabilion

Zu Ihrem hundertsten Geburtstag

Chicago, 10. August 1943 — Bern, 26. April 1935

Von einem, der dies Wunder nur vergeblich sah,
 doch mit aller inneren Gewissheit sich gegen-
 wartig sah (wie das kleine glatte Elementar-
 als Charlotte Weber), und der selbst unternehmen,
 durch Benützung gleichfalls verschämter Stimmen
 von Gewicht die zarteste und dennoch durchdrin-
 gendste Notiz zu machen, durch ~~...~~

An den

6. Juli 1935

Verlag der Fackel

Wien III.

Ich teile Ihnen mit, daß die Beschuldigten am 4. Juli,
 einige Stunden nachdem ich bei Gericht den Antrag auf
 Vorerhebungen eingebracht hatte, den Sühnebetrag für den
 wohlthätigen Zweck und am nächsten Tage die durch den Antrag
 auf — — erhöhten Kosten erlegt haben.

Ich zeichne mit dem Ausdruck der

vorzüglichsten Hochachtung

SH

6. Juli 1932

An den

Verlag der Fackel

Wien III.

Ich teile Ihnen mit, daß die Beschildigten am 4. Juli einige Sünden nachdem ich bei Gericht den Antrag auf Vorkehrungen eingebracht hatte, den Sühntag für den wohlthätigen Zweck und am nächsten Tage die durch den Antrag auf — erhöhten Kosten ersetzt haben.

Ich zeichne mit dem Ausdruck der vorzüglichsten Hochachtung

Zerline Gabillon

Zu ihrem hundertsten Geburtstag*)

(Güstrow, 19. August 1834 — Meran, 30. April 1892)

Von einem, der dies Wunder nur verglimmen sah,
 doch mit aller unerlebter Gewesenheit sich gegen-
 wärtig hält (wie das länger erlebte Elementarereig-
 nis Charlotte Wolter), wird der ~~Unfug~~ unternommen,
 durch Berufung gleichfalls verstummerter Stimmen
 von Gewicht die zarteste und dennoch durchdrin-
 gendste hörbar zu machen; durch ~~Zusammensetzung~~
 nachgebildeter Züge ein Bild des Uuvorstellbaren
 zu bieten. Für diejenigen, die die Fülle des Tages
 nicht frech gemacht hat, sondern erst fähig und
 würdig, den Mangel zu fühlen und den Verlust.
 Entgegen einer Theaterzeit, deren Schieber, den
 Kulissen fremd, ihre Verrichtungen ~~und Unterhand-~~
~~lungen~~ vor Pleite und größeren Untergang durch
 eine nichtswürdige Presse ~~gewürdigt~~ und ged~~rukt~~
~~gebretet~~ und gewalkt finden; deren sichtbaren Nul-
 len die tägliche Lumperei Entschädigung und das
 Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit
 stolzer Bewußtheit, so weit als nur möglich hinter
 der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt,
 den nichts mehr mit so teurem Leben verbindet,
 mit dem Kulturbegriff verblichenen Deutschtums,
 verblichenen Judentums, nichts mit einem Inhalt,
 noch unberührt von ~~Geschäft~~ und Gewalt ~~mit einer~~
~~Kunst, noch nicht auf Beton gegründet~~

*) Diese Veröffentlichung, zu welcher damals die Gelegen-
 heit fehlte, wird nach einem Jahr nachgetragen. ~~Keine Wiener~~
~~Druckschrift hat das Datum beachtet~~

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

H. W. G. 12

Zerline Gabilon

In ihrem hundertsten Gedichte

(Gothow, 12. August 1894 - Wien, 30. April 1895)

Von einem der dies Wunder nur verflümmet sah,
doch mit aller Anrechtet Gewissenheit sich gegen-
wärtig sah wie das länger erliche Elementar-
aus Charlotte Weller) wird der Fabel unentommen,
durch Bewegung gleichfalls verflümmeter Stimmen
von Gewicht die zarteste und dennoch durchdrin-
gendste hörbar zu machen; durch Zusammenfassung
nachgeschickter Tage ein Bild des Unvorstellbaren
zu bieten. Für diejenigen, die die Fülle des Tages
nicht hoch gemacht hat, sondern erst fähig und
wählig den Mangel zu fühlen und den Verlust.
Eingehen einer Theaterzeit, deren Schicksal den
Klassen stand, ihre Verflümmen und Lasterhand-
lungen vor Pläne und erdigeren Uebergang durch
eine nichterliche Fasse gewirkt und gedankt
geschick) und gewaltig finden; deren sichbaren Auf-
ten die tägliche Langzeit Entschädigung und das
Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit
sicher Bewährtheit, so weit als nur möglich hinter
der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt
den nichts mehr mit so fernem Leben verbindet
mit dem Kulturbegriff verflümmen Dentschlands,
verflümmen Judentums nichts mit einem Fallall,
noch naderheit von Geschick und Gewalt mit einer
Kunst, noch nicht mit Dornen besetzt.

Die Vollendung zu werden dem die Götter-
heit keine wird nach einem Jahrtausender keine Winder
Erdreichheit im der Dornen besetzt

E. K. W. ...

In demselben Glücksjahr 1853 hatten sich die beiden wunderbarsten Kinder Ostrows, Zerline Würzburg und Louis Gabillon, im Wiener Burgtheater zusammengefunden.

Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutschtum, das ihnen Segen brachte. Sie fand es in Adolf Wilbrandt, dem selbst so weichen Rostocker, dem einzigen Burgtheaterdirektor, durch den sie sich nicht gekränkt und zurückgesetzt fühlte, der sie mit sanftem Arm aus dem interessanten ~~Fach~~ ins Fach der Mütter lockte. — —

Paul Schlenther, 1896

"
+ Job
H Althaus
in dem Brief an
Cyprian
Johann
publikation
H in Karlotten, Wien 1890

Manches Gute dieser Art hab' ich als Direktor erlebt; dahin rechn' ich auch das freundlich herzliche Einverständnis, in dem ich mit Zerline Gabillon lebte, gleichfalls bis zum Ende ungetrübt. Es war eine Überlieferung im Burgtheater, daß mit dieser klugen, feinen, aber nach feststehender Meinung herrschsüchtigen und scharzüngigen Frau kein Direktor auskommen könne. Sie hatte mit Laube und mit Dingelstedt viel gekämpft; sie hatte aber auch viel erlitten, das sie reizen mußte. Mit einer so mannigfach verbitterten und dabei gefährlich begabten Frau im besten Frieden zu leben, dazu war allerdings guter Wille nötig; nun, den hatte ich. Sie sah bald, daß ich mich bemühte, ihr vom Geist beherrschtes Talent zum Nutzen des Theaters und zu ihrer eigenen Freude zu verwerten. Ich fand Rollen für sie, in denen sie die Feuerwerke ihres Salondame'spirits treffsicher abbrennen oder sonst ihr Gutes und Bestes geben konnte! — — L V

Adolf Wilbrandt (»Erinnerungen«)

W
L und so bis
in
bis
Kammthaler
L. Colla, Stud. mit 1905

In dem französischen Schauspiel »Denise« hatte ich wieder einmal Gelegenheit, Frau Gabillon, die mir von jeher als eine der vollendetsten Schauspielerinnen des Burgtheaters galt, in einer ihrer Glanzrollen als Frau von Thauzette zu bewundern. Diese vornehme Künstlerin schuf stets aus dem Ganzen. Ihre Leistungen waren mit den erprobten Waffen ihres Geistes und ihrer großen Bühnenerfahrung stets einheitlich durchgeführt und siegreich stand sie da in dankbaren und undankbaren Aufgaben. Über eine feine Gestalt und große Distinktion verfügend, lag ihre Stärke in einer nuancenreich ausgebildeten Darstellung, in einer geschulten Mimik und in einer trefflich und scharf pointierten Redeweise. Sie fand nicht nur, sie erstand in ihren Rollen, — und es war gewiß nicht das Schlechteste, was sie auf diese Weise zutage förderte. Ihr Können war von einem durchdringenden, scharfen Kunstverstand geschliffen wie der feinste Brillant.

Drei gewaltige Schauspielerinnen waren Charlotte Wolter, Zerline Gabillon, Helene Hartmann. Die Vorzüge der großen Burgtheatertragödin waren ein starkes Naturell, hinreißendes Feuer, verzehrende Leidenschaft, ein edles, ausdrucksvolles Gesicht und Organ. Ihre Sprache, im Konversationsstücke oft unter einer gewissen Monotonie leidend, konnte im Tragischen bezaubern und erschüttern. Der göttliche Funke ihres gigantischen Talentes blitzte in allen ihren Schöpfungen. Frau Gabillon und Frau Hartmann waren als Künstlerinnen ihrer tragischen Kollegin ganz ebenbürtig. Beide schufen stets einheitliche, künstlerisch vollreife Leistungen. — —

Rudolf Tyrolt (»Aus dem Tagebuch eines Wiener Schauspielers«)

L und Hf
Hr
L Dr U —
H, Braumüller, Wien, 1904

2

— Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Burleigh, war ihr die Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. L --

— Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — Zu den Zungenkämpfen mit Weisinger braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlußszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goetheschen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete. /, /i

Jacob Minor († Charlotte Wolter). / Ursprung für

L. 1898. *Früher im Gemälde, Wien, 1820*

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unvergeßlichen und einzigen Frau, die ihrem Manne nicht am Herzen, aber an Geist und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — Nur um eine Eigentümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich, die Gabillons liebten es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen. Dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den Elan der französischen Sprechweise. — Darum eignet sie sich auch sehr gut zur parodistischen Übertreibung, ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Hände habt ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — Die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. L --

Derselbe († Ludwig Gabillon). / Ursprung für

— Eine Viola haben die Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid anmutiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spielfes zugleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten Reinheit der Intentionen entspringt. Es ist nicht unsere Schuld, wenn unsere Gedanken, sooft von den Meinigern die Rede ist, immer burgwärts schweifen. L --

*Die Gabillon für den wir weiß, wo aber nicht ist
keine Viola? in
wunderk Viola?*

Ludwig Speidel 4. November 1895

Speidel, Meyer & Jessen, Berlin (111)

*Speidel Meininger
(Speidel) im Jahre 1895*

— Nur im ersten Akt in dem gleichzeitigen Lust mit
 Durchgang von die Frau Gabilon mit der sie sehr stark in der
 Rolle abgewechselt hat, weil die Rede
 — Aber auch in den ersten Akten der Absicht von Nutzen
 Erhöhen Frau Gabilon besser im Blick. — In den Auftrittsarten
 mit Wollung bewacht die Thatsache weniger Temperament und
 Leidenschaft als die tiefere Gestalt und Verstand. Die Selbstbesinnung
 fähig der Tod oder den Mord der Thatsache, deren Feinde
 zerschneiden sie in verschiedenen Akte vom Beginn zur beendeten und
 der gewisse Absicht unter den Händen der Wollung, wie sie so
 macht für die Wollung, welcher sich Thatsache die Gabe mit Gabe
 der Geschichte Abhandlung so zugewandt hat, hat sich der
 für die gewisse Rolle mit sie gründet.

Jacob Minor (Gabels Wort)

Das was ich oben den Sinn kennen habe, hat man nicht in
 der höchst wichtigen Geschichte hervor, die fassen mit jeder
 für einen Reihe sich gerade nicht zu lesen, wenn ich diesen Worte
 gefühlvoll und einzigen Frau, die ihm Mann nicht zu lesen, man
 an Gail und wohl auch in Kunst beschaffen war, sind sehr befannt
 lernte fähig und den Gailen darbrachte. — Nur in der ersten
 Thatsache für Zwecke der Rede handelt es sich in der ersten Scene
 es handelt um die beiden diese vorhanden, das in verworrenem Sinne
 was ist und ist nicht, aber immer herrscht über die weichen Sinne
 den Silber hinweg, was ein neuer Schritt vollbracht hat, was
 diese Geschichte ist den Forderungen eigen, das die Gabeln der
 heimliche Mann einen bestimmten Namen hat, so habe es nach
 den Sinn der thatsächlichen Geschichte. — Frau eigen sie sich
 auch, der vor- und nachhergehenden Thatsache ist, die eine nur an
 die menschliche Worte, in der Frau Gabilon in den ersten Worten
 der Heiterkeit: Man gibt Bescheid, wie viele Gründe sind in dem
 angekommen, wobei der ganz Wahrheit auf die Wort der Wahrheit
 für ihren Gegensatz den thatsächlichen Mann, was man sich über
 denken, welche Wirkung dieses Fahren in Gabeln und Gabeln
 bevorzugen muss, wenn sie beide und denken und nach dem
 und dann ganz anderen Teil Gabeln, was im Mann sein, das
 zudem diese thatsächlichen mit Gabeln, das die ist. —
 die beiden künftigen in der thatsächlichen Gabe mit der Gabeln Worten.

Erzählung Gabels Wort

— Eine Frau haben die Mörder nicht, wohl aber haben
 sie die Mörder zu dem Mörder kommen, wie man sie thatsächlich
 wenn nicht wird, Frau Gabilon hat man diese thatsächliche
 geschicht, und die hat man die beinahe erwacht, und die
 der höchsten Stufe der Sprache, welche zum ersten Male
 werden gesehen, die nur der thatsächlichen Gabeln, und
 geacht. — Es ist nicht ohne Schuld, wenn man Gabeln, und
 vor der Mörder die Rede ist, immer beinahe schwerer.

Zerline Gabillon

Zu ihrem hundertsten Geburtstage*)

(Güstrow, 19. August 1834 — Meran, 30. April 1892)

Von einem, der dies Wunder nur verglimmen sah, doch mit aller unerlebten Gewesenheit sich gegenwärtig erhielt (wie das länger erlebte Elementarereignis Charlotte Wolter), wird der Versuch unternommen, durch Berufung gleichfalls verstummer Stimmen von Gewicht die zarteste und dennoch durchdringendste hörbar zu machen; durch Verbindung nachgebildeter Züge ein Bild des Unvorstellbaren zu bieten. Für diejenigen, die die Fülle des Tages nicht frech gemacht hat, sondern erst fähig und würdig, den Mangel zu fühlen und den Verlust entgegen einer Theaterzeit, deren Schieber, den Kulissen fremd, ihre Verrichtungen und Beratungen vor Pleite und größerem Untergang durch eine nichtswürdige Presse gebreytet und gedeutet, gewürdigt und gewalzt finden; deren sichtbaren Nul- len die tägliche Lumperei Entschädigung und das Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit stolzer Bewußtheit, so weit als nur möglich hinter der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt, den nichts mehr mit so teurem Leben verbindet, mit dem Kulturbegriff verblichenen Deutschtums, verblichenen Judentums, nichts mit einem Inhalt, noch unberührt von Betrieb und Gewalt.

*) Diese Veröffentlichung, zu welcher damals die Gelegenheit fehlte, wird nach einem Jahr schuldigermaßen nachgeholt.

12
~~Handwritten scribble~~

1. Sitzung
 H. in ...
 1/22

3

— — Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Burleigh, war ihr die Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. — —

— — Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — — Zu den Zungenkämpfen mit Weislingen braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlussszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers, war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goethischen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete.

Jacob Minor
(Nachruf für Charlotte Wolter, 1898,
Sammlung in (Amalthea-Verlag, Wien 1920)

*H. A. D. in der
in Wien Dr. P. B. H. J.*

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unvergeßlichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — — Nur um eine Eigentümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gabillons liebten es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den Elan der französischen Sprechweise. — — ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — — die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. — —

17

Derselbe
(Nachruf für Ludwig Gabillon, 1897,
ebenda)

— — Die Posse hätten wir wohl; wo aber bleibt das Lustspiel Shakespeares, wo Olivia und namentlich Viola? Eine Viola haben die Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid anmutiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spieles zugleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten Reinheit der Intentionen entspringt . . . Es ist nicht unsere Schuld, wenn unsere Gedanken, sooft von den Meinigern die Rede ist, immer burgwärts schweifen. — —

Ludwig Speidel (Epilog zum Gastspiel der Meininger, 4. November 1875,
»Schriften IV«, Meyer & Jessen, Berlin 1911)

Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

Section header or title, faintly visible in the middle of the page.

Main body of faint, illegible text, appearing to be several paragraphs of a letter or report.

Section header or title, faintly visible in the lower middle of the page.

Final section of faint, illegible text at the bottom of the page.

Signature or closing text, faintly visible at the very bottom of the page.

2
66

— — Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Parfeigh, war ihr die Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. — —

— — Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — — Zu den Zungenkämpfen mit Weislingen braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlussszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers, war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goethischen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete.

Jacob Minor/
(Nachruf für Charlotte Wolter, 1898L)

11 () Aus dem alten und neuen Burgtheater*,
Amalthea-Verlag, Wien 1920)

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unvergeblichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist/ und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeutenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — — Nur um eine Eigentümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gabillons liebten es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den Elan der französischen Sprechweise. — — Ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — — die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. — —

Derselbe/
(Nachruf für Ludwig Gabillon, 1897/
(ebenda)

— — Die Posse hätten wir wohl; wo aber bleibt das Lustspiel Shakespeares, wo Olivia und namentlich Viola? Eine Viola haben die Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid annütiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spieles zugleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten Reinheit der Intentionen entspringt. . . . Es ist nicht unsere Schuld, wenn unsere Gedanken, sooft von den Meinigern die Rede ist, immer burgwärts schweifen. — —

Ludwig Speidel (Epilog zum Gastspiel der Meininger, 4. November 1875L
(»Schriften IV«, Meyer & Jessen, Berlin 1911))

x) mei) (i. g. m. t.: a, a, b)

Das war im Jahr 1811, als die ersten Schritte zur
Einrichtung einer öffentlichen Bibliothek in Wien
gemacht wurden. Die Idee war, ein Institut zu
gründen, das der Wissenschaft und Kunst dienen
sollte. Die ersten Schritte wurden im Jahr 1811
gemacht, als die Kaiserin Maria Theresia die
Bibliothek der Kaiserlichen Akademie der
Wissenschaften in Wien zu einer öffentlichen
Bibliothek umzuwandeln befahl. Die ersten
Schritte wurden im Jahr 1811 gemacht, als
die Kaiserin Maria Theresia die Bibliothek
der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien zu einer öffentlichen Bibliothek
umzuwandeln befahl. Die ersten Schritte
wurden im Jahr 1811 gemacht, als die
Kaiserin Maria Theresia die Bibliothek der
Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien zu einer öffentlichen Bibliothek
umzuwandeln befahl.

Joseph II.
Kaiser von Österreich
1780-1790

Die erste öffentliche Bibliothek in Wien wurde
im Jahr 1811 gegründet. Sie war eine
Angelegenheit der Kaiserin Maria Theresia,
die die Bibliothek der Kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften in Wien zu einer
öffentlichen Bibliothek umzuwandeln
befahl. Die ersten Schritte wurden im
Jahr 1811 gemacht, als die Kaiserin
Maria Theresia die Bibliothek der
Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien zu einer öffentlichen Bibliothek
umzuwandeln befahl. Die ersten Schritte
wurden im Jahr 1811 gemacht, als die
Kaiserin Maria Theresia die Bibliothek der
Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien zu einer öffentlichen Bibliothek
umzuwandeln befahl.

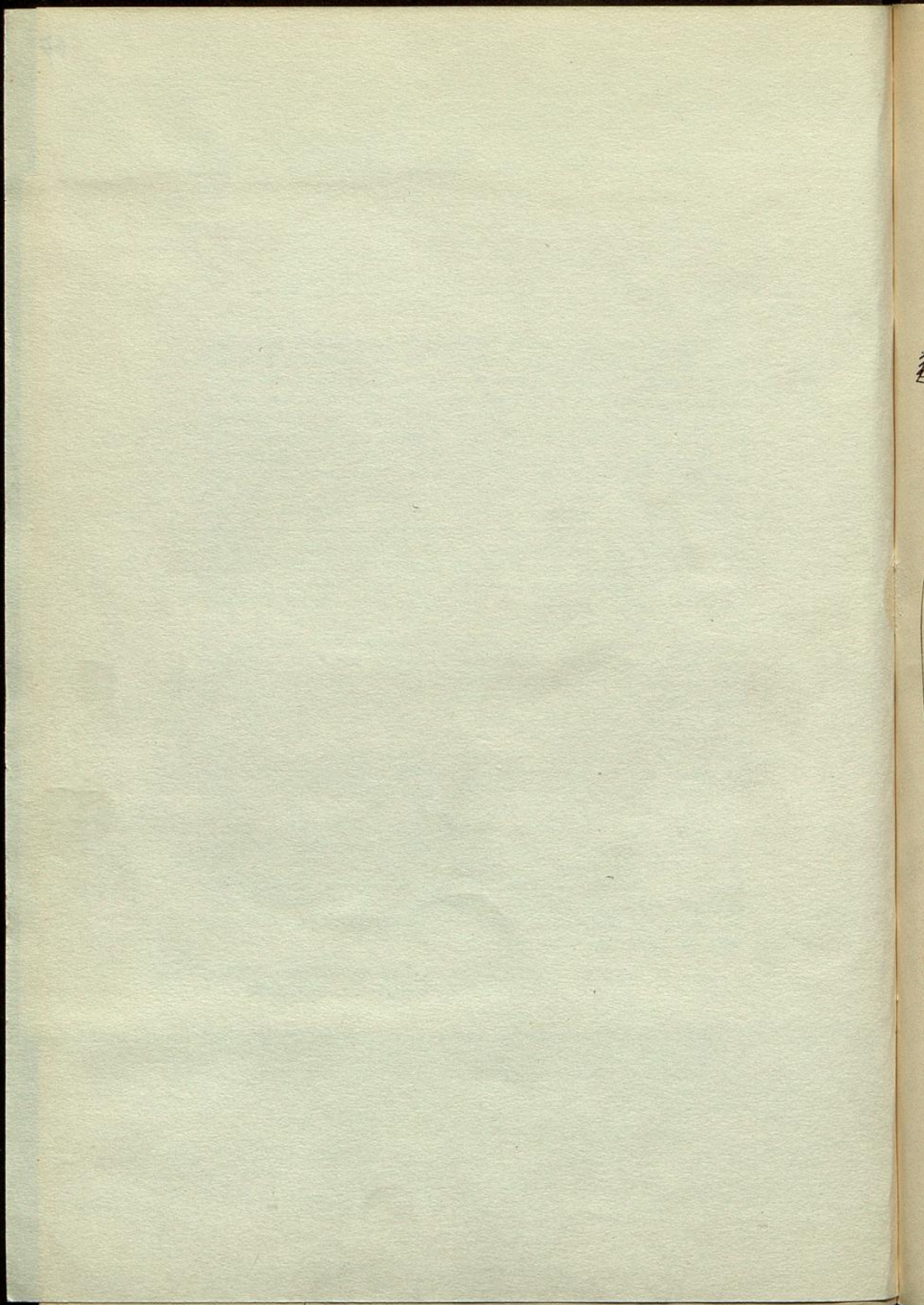
Joseph II.
Kaiser von Österreich
1780-1790

Die erste öffentliche Bibliothek in Wien wurde
im Jahr 1811 gegründet. Sie war eine
Angelegenheit der Kaiserin Maria Theresia,
die die Bibliothek der Kaiserlichen Akademie
der Wissenschaften in Wien zu einer
öffentlichen Bibliothek umzuwandeln
befahl. Die ersten Schritte wurden im
Jahr 1811 gemacht, als die Kaiserin
Maria Theresia die Bibliothek der
Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien zu einer öffentlichen Bibliothek
umzuwandeln befahl. Die ersten Schritte
wurden im Jahr 1811 gemacht, als die
Kaiserin Maria Theresia die Bibliothek der
Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften
in Wien zu einer öffentlichen Bibliothek
umzuwandeln befahl.

Joseph II.
Kaiser von Österreich
1780-1790

Spricht man von Ludwig Gabillon, so kann man es kaum tun, ohne auch an Zerline Gabillon zu denken, die uns ohnedies in einem anmutigen Buche von Ludwig Hevesi, das in diesen Tagen erschienen ist, nahegebracht wird. Wir haben einmal versucht, den Eindruck zu fixieren, den Zerlinens erstes Auftreten im Burgtheater hervorgebracht hat. Wie ein erquickender Luftzug von Jugend und Schönheit wirkte ihr Erscheinen auf den Brettern der Burg. Auf einem schlank und schwellend gebauten Körper, der die reinsten Verhältnisse teils zeigte, teils verriet, saß, von einem zierlichen Halse getragen, ein schön geformter Kopf mit einem mädchenhaft vollen, blühenden Gesicht, dessen semitisch angelegte Züge in das nachbarliche Ideal des griechischen Profils mit eigentümlichem Reiz hinüberspielten. In dieser frischen Jugendlichkeit und dieser Dämmerung von Formen lag eine Romantik, die das Publikum entzückte. Alle Welt war verliebt in sie, selbst die Kritik; aber nur der jugendliche Recke Ludwig Gabillon fand Gnade vor ihren Augen und durfte gemeinsam mit ihr die süßen Bitternisse ehelichen und theatralischen Zusammenlebens genießen. In dem Buche von Hevesi wird dieses Verhältnis mit einer Wahrheitsliebe geschildert, die nur noch von dem Takte, womit die Wahrheit gesagt wird, übertroffen werden dürfte. Mit der heftigsten, mit einer dem Haß verwandten Leidenschaft, wie wenn Feuer und Wasser aneinander geraten, liebten sich die beiden; aber sie stritten nur, um sich wieder zu versöhnen; und nahezu vierzig Jahre, bis zum Tode Zerlinens, sind sie sich unentbehrlich gewesen und haben mit unverbrüchlicher Treue zueinander gehalten. Das Jubiläum Gabillons wird ihm nur durch den einen Gedanken getrübt, daß er es nicht zugleich mit seiner Gattin feiern kann. Sie fehlt ihm auf der Bühne, wie er sie im Leben vermißt. Er hat so lange gemeinsam mit ihr gearbeitet, er ist ihr in der langen Zeit, da sie sich von der tragischen Liebhaberin bis zur scharfen Dame entwickelt hat, in die Tragödie nachgestiegen und in das Lustspiel nachgegangen. Sie, die große Künstlerin, hätte ihm nicht fehlen dürfen bei seinem Jubiläum, aber man sieht sie neben ihm stehen und man feiert sie mit.

Derselbe, »Ludwig Gabillon, Vierzig Jahre Burgtheater«, 31. Okt. 1893
(ebenda)



Zerline Gabillon

Zu ihrem hundertsten Geburtstage*)

(Güstrow, 19. August 1834 — Meran, 30. April 1892)

Von einem, der dies Wunder nur verglimmen sah, doch mit aller unerlebten Gewesenheit sich gegenwärtig erhielt (wie das länger erlebte Elementarereignis Charlotte Wolter), wird der Versuch unternommen, durch Berufung gleichfalls verstummter Stimmen von Gewicht die zarteste und dennoch durchdringendste hörbar zu machen; durch Verbindung nachgebildeter Züge ein Bild des Unvorstellbaren zu bieten. Für diejenigen, die die Fülle des Tages nicht frech gemacht hat, sondern erst fähig und würdig, den Mangel zu fühlen und den Verlust. Entgegen einer Theaterzeit, deren Schieber, den Kulissen fremd, ihre Verrichtungen und Beratungen vor Pleite und größerem Untergang durch eine nichtswürdige Presse gebreitet und gedeutet, gewürdigt und gewalkt finden; deren sichtbaren Nulzen die tägliche Lumperei Entschädigung und das Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit stolzer Bewußtheit, so weit als nur möglich hinter der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt, den nichts mehr mit so teurem Leben verbindet, mit dem Kulturbegriff verblichenen Deutschtums, verblichenen Judentums, nichts mit einem Inhalt, noch unberührt von Betrieb und Gewalt.

*) Diese Veröffentlichung, zu der bislang die Gelegenheit fehlte, wird nach einem Jahre schuldigermaßen nachgeholt.

*Das Gedächtnis der Zerline Gabillon ist der bewundernswürdigsten Leistung der Natur
in der Welt. Selbst von den, die sie nicht kennen, ist sie bekannt.*

H

Zerline Gabilion

Zu ihrem hundertsten Geburtstage
(Göteborg, 10. August 1824 -- Malmö, 30. April 1892)

Von einem der dies Wunder nur verkümmert sah,
 doch mit aller anerkannten Gewissenhaft sich gegen-
 wärtig erhebt (wie das länger erhabte Elementar-
 zeitschrift Charolotte Wolff) wird der Versuch unter-
 nommen durch Beratung gleichfalls veranlaßter
 Stützen von Gewicht die zarteste und dennoch
 durchdringendste Hörer zu machen; durch Verbindung
 nachgebildeter Züge ein Bild des Unvorstellbaren
 zu geben. Für diejenigen die die Fülle des Tages
 nicht recht gemacht hat, sondern erst läßt und
 wichtig den Mangel zu läßt und der Verlust
 Entgegen einer Tactzeit, deren Schicksal, das
 Klassen kommt ihre Verrichtungen und Beratungen
 vor Pflanz und größtem Untergang durch eine
 nichtwichtige Presse gestützt und gestützt ge-
 währt und gewahrt finden; deren sichbaren Blü-
 ten die tägliche Landes-Entschädigung und das
 Wunder der Technik Vorwegung gewährt. Und mit
 stolzer Bewusstheit, so weit als nur möglich hinter
 der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt
 den nichts mehr mit so totem Leben verbindet,
 mit dem Kulturgeist verlebten Deutschland
 verlebten Lebens nicht mit einem Inhalt
 noch unberührt von Beliebig und Gewalt.

*) Diese Veröffentlichung zu der Bildung die Oberwelt
 sollte, wird nach einem Jahre schuldigen nachgeholt.

Handwritten notes and signatures at the bottom of the page, including the name 'Zerline Gabilion'.

69

In demselben Glücksjahr 1853 hatten sich die beiden wunder-
schönsten Kinder Güstrows, Zerline Würzburg und Louis Gabillon, im
Wiener Hoftheater zusammengefunden.

Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutsch-
tum, das ihnen Segen brachte. Sie fand es in Adolf Wilbrandt, dem
selbst so weichen Rostocker, dem einzigen Burgtheaterdirektor, durch
den sie sich nicht gekränkt und zurückgesetzt fühlte, der sie mit
sanftem Arm aus dem interessanten Alter ins Fach der Mütter
lockte. — —

Paul Schlenther

zitiert in dem Buch von Helene Bettelheim-
Gabillon, Hartleben, Wien 1900)

L. Muffat für Ludwig Jahnke, 1876
1871

... Manches Gute dieser Art hab' ich als Direktor erlebt; dahin
rechn' ich auch das friedlich herzliche Einverständnis, in dem ich
mit Zerline Gabillon lebte, gleichfalls bis zum Ende ungetrübt. Es
war eine Überlieferung im Burgtheater, daß mit dieser klugen, feinen,
aber nach feststehender Meinung herrschsüchtigen und scharzzüngigen
Frau kein Direktor auskommen könne. Sie hatte mit Laube und mit
Dingelstedt viel gekämpft; sie hatte aber auch viel erlitten, das sie
reizen mußte. Mit einer so mannigfach verbitterten und dabei gefäh-
rlich begabten Frau im besten Frieden zu leben, dazu war allerdings
guter Wille nötig; nun, den hatte ich. Sie sah bald, daß ich mich
bemühte, ihr vom Geist beherrschtes Talent zum Nutzen des Theaters
und zu ihrer eigenen Freude zu verwerten. Ich fand Rollen für sie,
in denen sie die Feuerwerke ihres Salondamenesprits treffsicher ab-
brennen oder sonst ihr Gutes und Bestes geben konnte; — — und
so trug sie noch frischgrüne Johannistrieberfolge davon.

1a

Adolf Wilbrandt (»Erinnerungen«,
Cotta, Stuttgart 1905)

In dem französischen Schauspiel »Denise« hatte ich wieder ein-
mal Gelegenheit, Frau Gabillon, die mir von jeher als eine der voll-
endetsten Schauspielerinnen des Burgtheaters galt, in einer ihrer
Glanzrollen als Frau von Thauzette zu bewundern. Diese vornehme
Künstlerin schuf stets aus dem Ganzen. Ihre Leistungen waren mit
den erprobten Waffen ihres Geistes und ihrer großen Bühnenerfahrung
stets einheitlich durchgeführt und siegreich stand sie da in dankbaren
und undankbaren Aufgaben. Über eine feine Gestalt und große
Distinktion verfügend, lag ihre Stärke in einer nuancenreich ausgebil-
deten Darstellung, in einer geschulten Mimik und in einer trefflich
und scharf pointierenden Redeweise. Sie fand nicht nur, sie erfand in
ihren Rollen, und es war gewiß nicht das Schlechtere, was sie auf
diese Weise zutage förderte. Ihr Können war von einem durchdrin-
genden, scharfen Kunstverstand geschliffen wie der feinste Brillant. — —

1b

Drei gewaltige Schauspielerinnen waren Charlotte Wolter, Zerline
Gabillon, Helene Hartmann. Die Vorzüge der großen Burgtheater-
tragödin waren ein starkes Naturell, hinreißendes Feuer, verzehrende
Leidenschaft, ein edles, ausdrucksvolles Gesicht und Organ. Ihre
Sprache, im Konversationsstücke oft unter einer gewissen Monotonie
leidend, konnte im Tragischen bezaubern und erschüttern. Der gött-
liche Funke ihres gigantischen Talentes blitzte in allen ihren
Schöpfungen. Frau Gabillon und Frau Hartmann waren als Künstle-
rinnen ihrer tragischen Kollegin ganz ebenbürtig. Beide schufen stets
einheitliche, künstlerisch vollreife Leistungen. — —

Rudolf Tyrolt (»Aus dem Tagebuche
eines Wiener Schauspielers«,
Braumüller, Wien 1904)

in demselben Oktober 1853 hatten sich die beiden wunder-
 baren Kinder Gustav, Karl von Witzgen und Louis Gadhlon, im
 Wiener Hoftheater zusammengethan.
 Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutsch-
 tum, das ihnen gegen sprachte. Sie fand es in Adolf Wittbrandt, dem
 selbst so wacker Hofschauspieler, dem einzigen Burgtheaterleiter, durch
 den sie sich nicht gekümmert und untergeordnet fühlte, der sie mit
 anderen Augen als dem interessanten Akteur im Fach der Malter
 lockte. —

Paul Schiller
 Kellner in dem Buch von Helene Bellheim-
 Gadhlon, Hainichen, Wien 1902

Mancher Gute dieser Art hat ich als Direktor erlebt; dahin
 verfuhr ich auch das herrliche bewährte Hainichen, in dem ich
 mit Karl Gadhlon lebte, gleichfalls bis zum Ende angehört. Es
 war eine Überzeugung im Hoftheater, daß mit dieser Klasse, insofern
 aber nach bestehender Meinung herauszufinden und schatzungsfähig
 für kein Direktor auskommen könne. Sie hatte mit Laune und mit
 Dingen viel Erfahrung; sie hatte aber auch viel Können, das sie
 zeigen mußte. Mit einer so mannigfach vertehrten und dabei geläufig-
 lich gehaltenen Form im besten Theater zu leben, dazu war allerdings
 keine Wille nötig; man, der hatte ich, sie sah bald, daß ich nicht
 konnte, ihr vom Geist der herrlichen Teile zum Nutzen des Theaters
 und zu ihrer eigenen Freude zu verwenden. Ich fand Rollen für sie,
 in denen sie die Fortwärtigkeit ihres Schicksals am besten ab-
 spielen oder auch im Gutes und Bester zeigen konnte; — und
 so fragte sie noch die herrliche Johannestheatergasse davon.

Adolf Wittbrandt (Einnennungen)
 Colla Stuttgart 1902

In dem französischen Schauspiel "Dames" hatte ich wieder ein-
 mal Gelegenheit, Frau Gadhlon, die mir von jeder als eine der vor-
 züglichsten Schauspielern des Hoftheaters galt, in einer ihrer
 Charakterrollen als Frau von Thiersville zu bewundern. Diese vornehme
 Katholikin schielte sich aus dem Ganzen ihrer Leistungen waren die
 den eigentlichen Werten ihres Geistes und ihrer großen Bühnenwirkung
 stets einmüthig hingegenwartig und überaus stand sie da in der besten
 und nachherigen Aufzucht. Über eine solche in einer mannigfaltig ausge-
 bildeten Vorlesung, lag ihre Stärke in einer mannigfaltig ausge-
 bildeten Darstellung, in einer gewissen Mäßigkeit und in einer tieflichen
 und selbst hochbewundernden Redeweise. Sie fand nicht nur sie stand in
 ihren Rollen, und es war gewiß nicht das Schicksal, was sie zu
 diese Weise zeigte förderte. Im Können war von einem durchdrin-
 genden, echten Kunstverständnis gesättigt wie der beste Ballerine. —

Das gewaltige Schauspielmann waren Carlotta Wolter, Katholik
 Gadhlon, die Frau von Thiersville, die Vorzüge der großen Burgtheater-
 tagedien waren ein starker Natur, einseitiger Natur, verstandene
 Leidenschaft, ein edles, nachdruckvolles Gesicht und Organ. Ihre
 Sprache, im Konversationsstücke oft unter einer gewissen Redensart
 lebend, konnte im tragischen bescheiden und erschütternd. Der Gott-
 liche Fortschritt ihres eigenartigen Talents hätte in allen ihren
 Schöpfungen. Frau Gadhlon und Frau Mannmann waren die Königin
 können ihrer tragischen Rollen ganz eigenartig. Beide schienen sich
 einmüthig, hainichen, hainichen, hainichen. —

Rudolf Tietz (Aus dem Tagebuch
 eines Wiener Schauspielers,
 Braunschweig, Wien 1902)

— — Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Burleigh, war ihr die Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. — —

— — Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — — Zu den Zungenkämpfen mit Weislingen braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlußszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers, war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goethischen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete.

Jacob Minor,
Nachruf für Charlotte Wolter, 1898
(»Aus dem alten und neuen Burgtheater«,
Amalthea-Verlag, Wien 1920)

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unvergeßlichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist*) und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeu-

*) Der ihm eigentümliche macht seine Schilderungen, Tagebuchblätter, Urteile, Briefe zu einem zwar wenig bekannten, aber kostbaren Stück Literatur. Der andere war Bühnengestaltungen entbehrlich, die in ihrer Einzigartigkeit (freilich mit den meisten der Dramen) nicht wiederkehren werden: Der Mann vom Felsen (»Der Traum, ein Leben«), Hagen (»Die Nibelungen«), »Alba (»Egmont« und »Don Carlos«), Selbitz (»Götze«), Kattwald (»Weh dem, der lügt«), Polyphem (»Der Zyklop«), Junker Tobias (»Was ihr wollt«), Kalb (»Kabale und Liebe«), Wachtmeister und Buttler (»Wallenstein«), Bardolph und Northumberland (»Heinrich IV.«), Milota (»Ottokar«), König Claudius (»Hamlet«), Talbot (»Jungfrau«), Talbot (»Jungfrau«), Erdgeist (»Faust«), Don Lope (»Der Richter von Zalamea«), Dismas (»Der Tod im Stock«), Boffesen (»Landfrieden«), Lindenschmied (»Der Erbförster«), Sperling (»Griechisches Feuer«), Thompson (»Schach dem König«), Delobelle (»Fromont jun. und Risler sen.«), Abdallah (»Die guten Freunde«) Bevallah (»Der verarmte Edelmann«), Choiseul (»Narciss«), Georg III. (»Pitt und Fox«), Vaucourtois (»Die alten Junggesellen«) — nach fast einem halben Jahrhundert hörte ich kürzlich sein gedehntes »Was? quoi!«, während ich mich diesjähriger Königsnuancen von Werner Krauß nicht entsinnen kann —, Oberst Berg (»Die Journalisten«), Baron Paumann (»Wilddiebe«), Neagai (»Meister Massole«), Saweljew (»Kriemhild« von Meyer), Betrunkener (»Ein

H Kapitel
→ 7. Akt

— 2
H a

H f. / er
1 d

→ 2 c
H n

L / in
L / in

8
9

L Oberst

1 d
T,
H. in d. g. l. b. t. y

... für die ersten fünf in dem diplomatischen Dienst auf
Befehl war in die Fran Götter, mit der sie viele Jahre in der
Halle abwechselnd hat wohl überlebt.
... Aber auch in den ersten Jahren der Arbeit war meine
Einwirkung kein Geringer gewesen am Ende -- In den Xangezeiten
mit Weibchen brachte die Dargestellte weniger Temperament und
Lebenskraft als die folgenden Jahre und Jahren. Die Schicksale
schickte der Tod nach den Jahren der Ehemannschaft, dessen Frau
schickte sie in weitestlicher Angst vom Leben aus geschickt und
der frühliche Austausch unter den Händen des Mannes, was sie ge-
macht für die Wölfer, welche erst Dargestellt die Szene zur Grund-
für der ganzen Händelbeziehung so zugestrichelt hat, das sich bei
für der ganzen Rolle auf sie veränderte.

Jacob Minor
Nachtrag zu Charlotte Wolfer 1838
Aus dem alten und neuen Reichthum
Zunächst Leipzig Wien 1838

Das war ich über den Plan gemacht habe, das romantisch in
der höchst eigentümlichen Sprache zu lesen, die Gedichte hat schon
früh gekannt habe ich glaube nicht zu lesen, wenn ich nicht weiter
gelesen und dachte für die freien Mann nicht zu lassen, das
an Götter und wohl auch in einem anderen war, das sich sehr be-
deutete.

*) Der ihm eigentümliche macht seine Schicksale
Tagebuchliche, Güte, Blicke zu einem zwar wenig bekannten
aber kostbaren Kunstwerk. Das andere wünschenswerthe
erschaffen, die in ihrer Einzigartigkeit (steht) mit den meisten
der (Kunst) nicht wiederkehren werden. Der Mann vom Felde
(Der Mann im Felde) Jürgen (wie) (Walden) (Walden)
(Lärm) und (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
dem, der (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
im Wölfer) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
(Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
von (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
fanden) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
Pentel) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
im und (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
(Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
(Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
für einem (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
Was? (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
vor (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)
Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm) (Lärm)

2a

Volksfeind«), Seifert (»College Crampton«), Mattern (»Hannele«)
 † Noch heute läuft's einem vor dem letzten Gespenst über dem
 Rücken. Der direktorialen Erkenntnis, daß man Tote nicht lebendig
 machen kann, soll sich niemand verschließen; aber jeder, der's
 erlebt hat, darf bedauern, daß es auch mit Lebenden nicht gelingt,
 und klagen, wie schwer es einem wird, sich durch die Tressler-,
 Aslan- und Senderspoche durchzufretten. »Sie waren alle Origina-
 le«, belehrte Peter Altenberg ein heutiges »Ehrenmitglied«
 über die Vorgänger. Doch unter allen, trotz Mitterwurzer, jener
 das größte. (Um Speidels Wort umzukehren: Man sieht ihn neben
 ihr stehen und feiert ihn mit.)

1 5
 Sammlung
 L=Σ

Spielden

tenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — Nur um eine Eigen-
 tümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gabillons liebten
 es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann
 sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonen-
 ten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw.
 Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der
 kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch
 den Elan der französischen Sprechweise. — — ich erinnere nur an
 die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten
 der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt Ihr denn
 aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen«
 fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber
 denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice
 hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu
 auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der
 zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — —
 die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. — —

Derselbe,
 Nachruf für Ludwig Gabillon, 1897
 (ebenda)

— — Die Posse hätten wir wohl; wo aber bleibt das Lustspiel
 Shakespeares, wo Olivia und namentlich Viola? Eine Viola haben die
 Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater
 gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat
 uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid
 anmutiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spieles zu-
 gleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten
 Reinheit der Intentionen entspringt . . . Es ist nicht unsere Schuld,
 wenn unsere Gedanken, sooft von den Meiningern die Rede ist,
 immer burgwärts schweifen. — —

Ludwig Speidel, Epilog zum Gast-
 spiel der Meininger, 4. November 1875
 (»Schriften IV«, Meyer & Jessen, Berlin 1911)

Vollendung, Selbst (College Thompson), Maiten (Thomson).
 Nach dem Tode eines von dem letzten Gesandten über den
 Rücken der höchsten Einkünfte, das man sich nicht bedenklich
 machen kann, soll sich niemand verschließen; aber jeder, der's
 nicht gut bedacht, das es auch mit Bedenken nicht gelte,
 und höchst wie schwer es einem wird, sich durch die Unklar-
 heit und Unbestimmtheit durchzusetzen. Sie waren also Oligo-
 archie, welche aber während der heutigen Finanzmangel-
 über die Welt ging. Darin unter allen, was Mitarbeiter, jeder
 das gleiche. (Im folgenden Wort annehmen: Man stellt ihn neben
 die Seiten und stellt ihn mit.)

tadeln Einfluß auf den Gatten zusetzte. — — — Man will eine lie-
 benswürdig im Tausch der Sache handeln es sich. Die Gedächtnisse liebten
 es nicht, auf der eigenen Seite einzufließen, sie zu vermeiden und dann
 sehr leicht und leicht, oder immer deutlich über die abgelenkten be-
 tonen Subjekt hinübergehen, bis ein neuer Gegenstand, Aufbruch der neu-
 Diese Zusammenhänge ist der Farneseu eigen, und wie Gedächtnis der
 kühnliche Mann, einen französischen Namen hat, so hatte er auch
 den Sinn der französischen Sprache. — — — Ich erinnere mich an
 die ungeschickliche Worte, in der Frau Capillon in den ersten Worten
 der Partie: Man, Signor, handelt, wie viele Länder hat für den
 aufzugeben, wobei der ganze Maßstab mit dem Wort aufzugeben
 hat, ihrem Gegenstand den Handhabung hinüber. Man kann sich aber
 denken, welche Wirkung dieses Vorgehen im Gedächtnis und Einfluß
 hervorgerufen magte, wenn sie beide mit demselben und noch dazu
 auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, und einen Ton, der
 auf ein etwas hervorstechendes und Übertriebenes zu sich hat. — — —
 die beiden Sprachen die sprachliche Gegenüberstellung der gleichen Wörter. — — —

Deutsche
 Nachdruck der Ausgabe Capillon 1857
 (Köln)

— — — Die Folge davon ist wohl: wo aber nicht das Lauspiel
 Shakespeare, wo Ovid, was namentlich Vitor's eine Vitor haben die
 Meinungen nicht wohl aber haben wir sie wieder mit dem Rückwärts
 gehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Von Ovidien hat
 nur diese bekannte literarische Geschichte, und wir hat man im Rückblick
 anzunehmen anzunehmen und auf der höchsten Stufen der Epikure zu
 gehen, was höchste Mittel verbindet, welche die aus der höchsten
 Richtung der Intentionen entspricht. Es ist nicht unsere Schuld,
 wenn unsere Gedanken, nicht von den Metaphern die Seite ist
 immer paralytisch werden. — — —

Ludwig Schöler, Erlang, zum Gast
 zeit der Meinungen, 4. November 1875
 (Schmidt & Meyer & Jensen, Berlin 1871)

als net 1/2

Auf Judas Lütken, ein Königshofleben, erzählt von Ludwig Hevesi

(Antony Novy & Comp., Stuttgart, 1894)

20

1/a

— Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice sie geschwind in sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der Mann der feinsten Witterung für alles Theaterechte, der spürnasige Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen, Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolter, Hartmann, Bogumil Dawison nicht zu vergessen, nur so aus dem Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber, praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice,« schrieb sie später, »hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch, daß er das 'dumme Mädell' — als echter Franzose legte er die Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule genommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern und Bauernmädchen bequemen, denn der Direktor sagte: »Wer das Klein' nicht ährt, is das Gross' nicht wärth,« aber das dauerte nicht lange; in ihrem sechzehnten Jahre spielte sie bereits die höchsten Sentimentalen, sie wühlte in den Louisen, Klärchen, Julien, ja selbst die Donna Diana fiel, wie von selbst, dem geistreichen Mädchen zu.

1/c

Dieser erste Durchbruch ihrer Kunstnatur war einen Augenblick beinahe gehemmt worden durch den Eindruck, den sie von der Rachel bei ihrem Hamburger Gastspiel empfing. Sie bewunderte bis zur Selbstvernichtung. Sie verlor den Mut zu streben, dieser Unerreichbarkeit gegenüber. Im »Dekameron« hat sie nachmals diesen Gefühlen Worte geliehen . . . Zwei zarte und zähe, nervöse, bis zur Überschwenglichkeit schwärmerische und dabei doch kunstverständlich besonnene Schauspielerinnen, überdies Rasseverwandte und Glaubensgenossinnen, standen sich da gegenüber, die eine noch tief unten, die andere schon hoch oben. Was die über einander sagen, sagen sie zum Teil über sich selbst.*) —

1/m

*) Abgedruckt in Nr. 743—750 (Rachel. Von Zerline Gabillon. S. 59 ff.).

Schluchzend saß die junge Novize auf ihrem Platz, allein, als das Haus sich schon geleert hatte und die Lampen abgedreht waren. Zwei Tage später, am 17. August 1850, sollte sie ihr erstes Probespiel wagen als Parthenia im »Sohn der Wildnis«; aber alles Herz hatte sie plötzlich verlassen. Und nun steht sie wirklich als Parthenia auf der Bühne und man weist ihr den Platz, wo sie sich hinsetzen soll. Zögernd schickt sie sich dazu an, da erscheint/Regisseur Heinrich Marr. Sie stürzt auf ihn zu, mit einer Gebärde, die ein Verzweiflungsschrei ist. »Was gibt's denn, mein Kind?« fragt er erstaunt. — »Ach, Herr Marr,« schluchzt sie, »ich kann doch jetzt unmöglich auftreten, nachdem eben die göttliche Rachel . . .« Da lacht er hell auf und hält sich die Seiten. »Du, Närrchen, setz dich nur da nieder, mach den Mund auf und sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist; über die göttliche Rachel werden wir ein andermal reden!«

1/i

1/n

Aber noch lange träumte Zerline von Rachel. Sie wollte ihr nach und französische Schauspielerin werden; der Franzose Maurice trieb ihr das aus. H —

H 5

»Statur: mittelgroß, schlank. Gesicht: oval. Haare: blond. Augen: grau. Mund: proportioniert. Nase: dito. Besondere Kennzeichen: x.« So hat Zerline Gabillon ausgesehen, nach der Auffassung

des Reisepasses, dessen sie zu Ostern 1886 für ihre Orientreise bedurfte. Ein früherer Paß, für Italien, findet ihr Gesicht »länglich« und ihr Haar »dunkelblond«. In diesem Augenblicke, wo mir das Bild der jungen Künstlerin durch das Gedächtnis schwebt, drängt sich mir der Verdacht auf, daß alle Reisepässe formen- und farbenblind sein müssen. Dieses Haar, durch das noch im Alter die rotgoldene Flamme der Jugend hindurchschlug, schlechtweg »blond« zu nennen, ist ein Verbrechen gegen die Schönheit des Lebens; und »dunkelblond« gar ist gelinde Lästerung. In einer Briefftasche, die sie einst ihrem Manne gestickt, finde ich seinen Namenszug aus ihren Haaren. Wie Goldstickerei sieht es aus; altgold vielmehr. Wer die Künstlerin je als Hero, Lycisca oder unter einem anderen antikischen Namen gesehen, hat den Eindruck eines jener griechischen Tanagra-Figürchen, mit goldigem Haar und zart getönter Elfenbeinhaut, auf denen noch ein Nachschimmer der klassischen Goldelfenbein-Statuen zu liegen scheint. Und »grau« sollen ihre Augen gewesen sein. Sie waren es, insoferne Grau eine Sammlung feinsten Töne ist, die unter jeder Erregung anders aufschillern. Und kurzsichtige Augen überdies, auf deren Spiegel leichte, brütende Schatten und ein rätselhafter, unsteter Flimmer unausgesetzt wechself. Und vollends geistreiche Frauenaugen, aus denen der ewige April einer weiblichen Künstlerseele lächelnd droht und schmollend schmeichelt. Und keine »besonderen Kennzeichen«; gar keine. Einfach »x«. Da doch jeden Augenblick tausend Menschen zu finden wären, für tausend Eide, daß diese Frau aus lauter besonderen Kennzeichen bestanden hat. V

— — Zerline Würzburg war, kaum daß sie im September ihre Stellung angetreten, die Heldin des Tages. Die Wiener des Burgtheaters berauschten sich an dieser taufrischen, sonnenfunkelnden Jugend, an dem blühweißen, mousselinezarten, silberklingenden Goldschnittwesen dieser Schauspielerin, die ein anständiges Mädchen war und vor ihrer eigenen halbkindlich tändelnden Theaterkeckheit erröten konnte. Und die Kritik schrieb, was die Zuschauer sagten/ H — — Grillparzer hat sie ausdrücklich für seine beste Hero erklärt. Die Turmszene mit Leander, in ihrem sinnverwirrenden Gemisch von Schamigkeit und zärtlicher Hingebung, wird niemand vergessen, der sie gesehen. Die kleine Rolle der Lycisca in Halms »Fechter von Ravenna« zeigte dieses »Changeant« verschiedener, in einander spielender Empfindungen wie in einem winzigen Hohlspiegel gesammelt. Das pseudo-antike Blumenmädchen, das unter flüchtigem Liebesgetändel ein verfehltes Leben beklagt, Lust auf den Lippen, Pein im Herzen, jede ihrer Rosen weiß von ihren Tränen, rot von ihrem Herzblut — es war eine leidenschaftliche Elegie, obgleich zart wie ein Hauch, und dabei lauter gesprochene Musik. Kein Herz blieb ungerührt. Anton Rubinstein war von dieser Rölle besonders entzückt und beteuerte oft genug, es sei ihm wohl niemals etwas so ans Herz gespielt worden. Noch in später Zeit, als die Künstlerin ihn einst um ein Autograph bat, gerade bei Tische, da schrieb er ihr mit Bleistift auf ihr Menu die Worte: »Für die göttliche Lycisca« und darunter in russischer Schrift seinen Namen. — — Niemand hat bis dahin die Leonore Sanvitale im »Tasso« reizender gespielt, in ihrer heiteren Sinnlichkeit, die so anständig bleibt, ohne doch wieder an das Pedantische zu

V — ...
 ...
 ... (18, 19)
 ...

L
 #

H
 7
 7 x

*) ...
 ...
 ...

des Reichthums, dessen sie im Oebern 1880 für ihre Oebern-
drucke Ein Kupon-Papier hatten, findet im Oebern-
für ihre - unbedeutend. In diesem Ansehnlichen, wo wir die Bild der
jungen Künstlerin durch das Oebern-
Verständnis mit das alle Ansehnliche
Dieses hier, durch das auch im Alter die
Jugend nicht mehr schenken -
diesem gegen die Schönheit des Lebens; und -
große Lektüre, in einer Buchstabe, die sie
steht, nicht ich seinen Namen, was ihm
nicht er war; nicht ich seinen Namen, was
Lyoner oder nicht ich seinen Namen, was
den Eindruck eines jeden geschriebenen
Haut und zwei andere, auf denen noch im
schönem der Künstlerin Oebern-
große sollen ihre Werke gewesen sein.
eine Sammlung, welche Töne ist, die unter
ausführlich, die Künstlerin Augen
nützlich gewesen und die Künstlerin
wissen. Und welche Künstlerin, aus denen
Auch eine Künstlerin, welche Künstlerin
schonmal. Und keine Künstlerin; gar keine
z. B. die doch jeden Augenblick
zu haben die, daß diese Frau aus
Künstlerin besteht.

— Keine Würde war, kann das sie im
Stellung, an dem die Jahre Die Würde
theater, betrachtet sich in diesen
jeden, an dem Künstlerin, aus denen
schonmal. Und keine Künstlerin; gar keine
z. B. die doch jeden Augenblick
zu haben die, daß diese Frau aus
Künstlerin besteht.

[Faint handwritten notes in the left margin]

[Faint handwritten notes at the bottom of the page]

5

— Bei solchem stets verlarvten Sprechen ist Ironie die Hauptwürze und, wenn die Maske einmal gefallen, Hohn. Alles freilich in den höflichsten, ja bei geschichtlichen Personen in höfischen Formen; zierlich gespreizt oder säuberlich abgezirkelt, zeremonienhaft, frisiert, geschminkt; jeder Punkt ein Schönplästerchen, jedes Komma ein accroche-coeur, jede Bewegung eine Art Verbeugung, die mit der Anwendung eines Fußtrittes kämpft. — Man wird ihre muntere und herzliche Königin von Navarra nicht vergessen, und die modistischen Entzückungen und Verzweiflungen ihrer Frau von Méneville in den »Feenhänden«, und ihre Herzogin von Marlborough im »Glas Wasser«. — Ihre Hauptfigur in dieser Zeitspanne ist jedoch, neben Lady Tartuffe, die Gräfin Autreval im »Damenkrieg« (Scribe und Legouvé). Dieses Muster des damaligen Konversationsstücks ist ganz und gar ein Sprechkampf, ein elegantes Duell auf Zunge. Das ritterliche, fechtbodenmäßige Degenkreuzen zwischen der Gräfin und dem Polizeipräsidenten Baron Montrichard wurde mit Recht als Bravourstück betrachtet, und zwar nach beiden Seiten, als Herr Gabillon den Montrichard übernommen hatte. Die beiden in ganz wesentlichen Dingen so geistesverwandten Ehegatten führten den Kampf mit gleichem Ruhm. In so manchem ähnlichen Duett noch hat man sie bewundert, als Herzogin von Marlborough und Bolingbroke, nicht minder in »Flattersucht«, vor allem jedoch als Beatrice und Benedikt. Es war ein vorbestimmtes Paar.

*mit ein Eigennam
und kann als
solcher sowohl mit
2 wie 1 verbunden
werden.*

(2)

*L, wie mag A
grüßte sich
in ihr
Adrienne
de Couvreur*

— Ewig jung blieben vollends ihre Nerven-Humoresken. Man kann sie wohl so nennen, diese feinkomischen Stimmungs- oder vielmehr Verstimmungsbilder aus dem weiblichen Nervenleben. Die Vapeurs des vorigen und die Migränen des jetzigen Jahrhunderts, die Idiosynkrasien und halben Ohnmachten, kurz alles, wobei man früher zu »englischen Salzen« roch und jetzt den Geist des Antipyrins beschwört, spielte sie mit Passion.

*in
---*

— Dagegen schien sie in den neueren französischen Komödienmüttern noch immer unerreichbar. Franzosen erklärten, sie hätten die Frau von Thauzette in Dumas' »Denise« von keiner Französin besser oder auch nur so gut gesehen. — Ihre Glanzrolle in dieser Gruppe, vielleicht noch besser als die Thauzette, war die alte Herzogin von Réville in Paillerons »Welt, in der man sich langweilt«. Noch ganz ancien régime, freigeistig mit dem Maß der Anmut und weiblichen Würde, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, humoristische Komödien-Vorsehung, welche da ist, um die Unnatur zu strafen und die Natur zu belohnen. —

Jener Zug geistreicher Selbstverspottung, der gelegentlich durch die Charaktermalerei ihrer älteren Zeit ging, äußerte sich auch als Selbstverhäßlichkeit. Wenn es die Farben des Bildes erheischten, setzte sie, die so lange eine schöne Dame gewesen, einen Ehrenpunkt darein, sich zur vollkommensten Vogelscheuche zu machen. Daher waren ihre Hexen und was sonst in diese Art schlägt, etwas Besonderes. Ihre Hexe in Grillparzers »Traum ein Leben« war eine Berühmtheit. — Und am Ende dieser seltsamen Folge von Unholden stand die »Sorge« im zweiten Teil des »Faust«. Die war einfach ein Meisterstück des Schauerlichen. Wenn dieses aschgraue Etwas, das in seiner verschleierten, verschwimmenden Erscheinung wie unsichtbar aussah, ohne bemerkliche Schritte, geradeaus wie das Schicksal auf

Col

in
w. M. M.

Das Gensericus, der Kiltzhan, der Markus Kamen von seinem Hauptort
 began: "Kil ist, der P. ... - M. ... der ..."
 Die ... der ... der ... der ... der ...
 freud in ... der ... der ... der ... der ...
 mal ... ?!

La Roche a ... 26. März 1888

Zerline Gabillon

Zu ihrem hundertsten Geburtstag*)

(Güstrow, 19. August 1834 — Meran, 30. April 1892)

Von einem, der dies Wunder nur verglimmen sah, doch mit aller unerlebten Gewesenheit sich gegenwärtig erhielt (wie das länger erlebte Elementarereignis Charlotte Wolter), wird der Versuch unternommen, durch Berufung gleichfalls verstummter Stimmen von Gewicht die zarteste und dennoch durchdringendste hörbar zu machen; durch Verbindung nachgebildeter Züge ein Bild des Unvorstellbaren zu bieten. Für ~~diejenigen~~, die die Fülle des Tages nicht frech gemacht hat, sondern erst fähig und würdig, den Mangel zu fühlen und den Verlust. Entgegen einer Theaterzeit, deren Schieber, den Kulissen fremd, ihre Verrichtungen und Beratungen vor Pleite und größerm Untergang durch eine nichtswürdige Presse gebreitet und gedeutet, gewürdigt und gewalt finden; deren sichtbaren Nullen die tägliche Lumperei Entschädigung und das Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit stolzer Bewußtheit, so weit als nur möglich hinter der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt, den nichts mehr mit so teurem Leben verbindet, mit dem Kulturbegriff verbliebenen Deutschtums, verbliebenen Judentums, nichts mit einem Inhalt, noch unberührt von Betrieb und Gewalt.

H. Polka,

→ der H. ...

H. ...
H. ...

*) Diese Veröffentlichung, zu der bislang die Gelegenheit fehlte, wird nach einem Jahre schuldigermaßen nachgeholt.

L. ...

L. ...

Handwritten notes at the top of the page, including the name 'Ludwig' and some illegible text.

Lehrbuch

Im neuen deutschen Unterricht
Stuttgart im August 1884

Von einem der dies Wunder mit verbunden sah
hoch mit einer deutschen Gewandtheit sich zeigen
wird nicht (wie das immer wieder Elementar-
lektüre (Charaktere Wörter) wird der Versuch einer
namentlich durch Bedeutung schließlich verstanden
Stimmen von (Wörter) die rassist und (einmal)
dabei (wird) nicht als zu machen durch Verbindung
ausgesprochen (wie ein Bild des Universalität)
zu (sein) ist (wird) nicht die (wie) der (wie)
nicht (wie) gemacht ist, sondern erst (wie) und
wird (wie) den (wie) zu (wie) und (wie) (wie)
Eingabe einer (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
Klassen (wie) die (wie) (wie) (wie) (wie)
vor (wie) und (wie) (wie) (wie) (wie)
nicht (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
wird (wie) und (wie) (wie) (wie) (wie)
bei (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
Wunder (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
stark (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
der (wie) zu (wie) und (wie) (wie) (wie)
den (wie) nicht (wie) (wie) (wie) (wie)
mit (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
verfügen (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
nicht (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)

ist (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)
für (wie) (wie) (wie) (wie) (wie)

b 76

In demselben Glücksjahr 1853 hatten sich die beiden wunderschönsten Kinder Güstrows, Zerline Würzburg und Louis Gabillon, im Wiener Hoftheater zusammengefunden.

Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutschum, das ihnen Segen brachte. Sie fand es in Adolf Wilbrandt, dem selbst so weichen Rostocker, dem einzigen Burgtheaterdirektor, durch den sie sich nicht gekränkt und zurückgesetzt fühlte, der sie mit sanftem Arm aus dem interessanten Alter ins Fach der Mütter lockte. — —

Paul Schlenther,
Nachruf für Ludwig Gabillon, 1896

(zitiert in dem Buch von Helene Bettelheim-Gabillon, Hartleben, Wien 1900)

Manches Gute dieser Art hab' ich als Direktor erlebt; dahin rechn' ich auch das friedlich herzliche Einverständnis, in dem ich mit Zerline Gabillon lebte, gleichfalls bis zum Ende ungetrübt. Es war eine Überlieferung im Burgtheater, daß mit dieser klugen, feinen, aber nach feststehender Meinung herrschsüchtigen und scharzfingigen Frau kein Direktor auskommen könne. Sie hatte mit Laube und mit Dingelstedt viel gekämpft; sie hatte aber auch viel erlitten, das sie reizen mußte. Mit einer so mannigfach verbitterten und dabei gefährlich begabten Frau im besten Frieden zu leben, dazu war allerdings guter Wille nötig; nun, den hatte ich. Sie sah bald, daß ich mich bemühte, ihr vom Geist beherrschtes Talent zum Nutzen des Theaters und zu ihrer eigenen Freude zu verwerten. Ich fand Rollen für sie, in denen sie die Feuerwerke ihres Salondamenesprits treffsicher abbrennen oder sonst ihr Gutes und Bestes geben konnte; — — und so trug sie noch frischgrüne Johannistrieberfolge davon.

Adolf Wilbrandt (»Erinnerungen«
/ Cotta, Stuttgart 1905)

In dem französischen Schauspiel »Denise« hatte ich wieder einmal Gelegenheit, Frau Gabillon, die mir von jeher als eine der vollendetsten Schauspielerinnen des Burgtheaters galt, in einer ihrer Glanzrollen als Frau von Thauzette zu bewundern. Diese vornehme Künstlerin schuf stets aus dem Ganzen. Ihre Leistungen waren mit den erprobten Waffen ihres Geistes und ihrer großen Bühnenerfahrung stets einheitlich durchgeführt und siegreich stand sie da in dankbaren und undankbaren Aufgaben. Über eine feine Gestalt und große Distinktion verfügend, lag ihre Stärke in einer nuancenreich ausgebildeten Darstellung, in einer geschulten Mimik und in einer trefflich und scharf pointierenden Redeweise. Sie fand nicht nur, sie erfand in ihren Rollen, und es war gewiß nicht das Schlechtere, was sie auf diese Weise zutage förderte. Ihr Können war von einem durchdringenden, scharfen Kunstverstande geschliffen wie der feinste Brillant. — —

Drei gewaltige Schauspielerinnen waren Charlotte Wolter, Zerline Gabillon, Helene Hartmann. Die Vorzüge der großen Burgtheatertragödin waren ein starkes Naturell, hinreißendes Feuer, verzehrende Leidenschaft, ein edles, ausdrucksvolles Gesicht und Organ. Ihre Sprache, im Konversationsstücke oft unter einer gewissen Monotonie leidend, konnte im Tragischen bezaubern und erschüttern. Der göttliche Funke ihres gigantischen Talentes blitzte in allen ihren Schöpfungen. Frau Gabillon und Frau Hartmann waren als Künstlerinnen ihrer tragischen Kollegin ganz ebenbürtig. Beide schufen stets einheitliche, künstlerisch vollreife Leistungen. — —

Rudolf Tyrolt (»Aus dem Tagebuche
eines Wiener Schauspielers«
/ Braumüller, Wien 1904)

In demselben Gedächtnis 1857 haben sich die beiden wunder-
schönen Frauen Gussow, Johine Wiering und Louis Gadhlon im
Wasser Hottentot ertränkt.

Mitten im wunden Wien fanden beide ein Stück Friede-
sich, das ihnen Sorgen brachte. Sie fand er in Adolf Wiering, dem
ersten der wunden Kosterer, dem einzigen Burgbesitzer, durch
den sie sich nicht gekannt und unbekannt hätte, der sie mit
kühnem Arm aus dem interessanten Alter ins Fach der Mütter
lockte.

Paul Schlichter

Nachruf für Ludwig Gadhlon, 1886

(Nicht in dem Buch von Helene Balthasar-
Gadhlon, Hottentot, Wien 1900)

Manches Gutes hat sich an dem als Dichter erhabt; dahin
reicht, ist auch das freilich berückte Einverständnis, in dem ich
mit Johine Gadhlon lebte, hinsichtlich der nun Ende angeht. Es
war eine Überzeugung im Dichter, daß mit dieser Fügung, leben,
aber nach beständiger Meinung herrenschaftlich und schmerzhaft
für kein Dichter gekommen könne. Sie hatte mit Lande und mit
Dingestand viel Erfahrung; sie hatte aber auch viel Erfahrung, das sie
einen mehrer Mit hier so mannigfaltig vorstellten und dabei ge-
liefen besetzten Frau im besten Frieden zu leben, dann war allerdings
ganz Wille nötig; nun, den hatte ich. Sie sah bald, daß ich mich
beimble, im zum Gode bestimmten Takt, zum Nutzen der Dichter
und an ihre eigenen Fische zu verwerfen. Ich fand Rollen für sie,
in denen sie die Fährnisse ihrer Satiremenschen rechtlicher ab-
brannten oder ganz im Gode und besten geben konnte; — und
so war sie nach tiefgehender Johannitischerlage davon.

Adolf Wiering, Lehmann

(Gussow, Gadhlon 1886)

In dem freilichlichen Schicksal: Dichter, habe ich wieder ein-
mal übersehen, wie Gadhlon, die mit von jeder als eine der voll-
ständigen Schicksalstheorien der Dichters hat, in einer ihrer
Gedichten als Frau von Franzos zu bewahren. Diese vornehm
Rücktritt erbit erst aus dem Dichter ihre Leistungen waren mit
den erprobten Wollen ihres Godes und ihrer großen Bekenntnung
stets unendlich durchdringt und steigert stand sie zu dankbaren
und unbedingten Aufgeben. Über eine ihre Gadhlon und Gussow
Gadhlon verlor, lag ihre Stärke in einer mannigfaltig ausge-
dehnt Darstellung, in einer gewissen Mitleid und in einer tieflich
und sehr beherrschender Beweise, die fand nicht nur sie stand in
ihren Rollen, und es war gewiß nicht die Schicksale, was sie auf
diese Weise ansetz förderte. Im Gode war von einem durchdrin-
genden, rechten Kunstverstandes geschickter wie der letzte Dichter.

Dies gewaltige Schicksalstheorien waren Gadhlon, Johine
Gadhlon, Johine Wiering, im Fortsatz der großen Dichters-
Tugend waren ein starker Name, bewährtes Feuer, verstandes
Friede, ein edler, unbedruckter Geist und Organ, ihre
Sprache, in Konventionen als unter einer gewissen Monotonie,
lebend, konnte in tiefen, bestimmten und erschaffen. Der Gode
ihre Fische ihre eigenlichen Takt der in allen ihren
Schicksalen, Frau Gadhlon und Frau Wiering waren sie Kunde
ihnen ihrer tiefen Köpfe ganz überdringt. Beide schufen eine
einzigartige, freilichliche, vollste Lehren.

Rudolf Tyrolt, Aus dem Tagebuch

eines Wiener Schriftstellers

(Bismarck, Wien 1884)

— — Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Burleigh, war ihr die Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. — —

— — Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — — Zu den Zungenkämpfen mit Weislingen braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlußszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers, war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goethischen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete.

Handwritten signature
(kann ich
humbert)

Jacob Minor,
Nachruf für Charlotte Wolter, 1898
(»Aus dem alten und neuen Burgtheater«,
Amalthea-Verlag, Wien 1920)

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unverglichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist*) und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeu-

*) Der ihm eigentümliche macht seine Schilderungen, Tagebuchblätter, Urteile, Briefe zu einem zwar wenig bekannten, aber kostbaren Kapitel deutscher Literatur. Der andere war für Bühnengestaltungen entbehrlich, die in ihrer Einzigartigkeit (freilich mit den meisten der Stücke) nicht wiederkehren werden: Der Mann vom Felsen (»Der Traum, ein Leben«, Hagen (»Die Nibelungen«, Alba (»Egmont« und »Don Carlos«, Selbitz (»Götz«, Kattwald (»Weh dem, der lügt«, Junker Tobias (»Was ihr wollt«, Kalb (»Kabale und Liebe«, Wachtmeister und Buttler (»Wallenstein«, Bardolph und Northumberland (»Heinrich IV.«), Milota (»Ottokar«, König Claudius (»Hamlet«, Talbot (»Jungfrau«, Erdgeist (»Faust«, Don Lope (»Der Richter von Zalamea«, Polyphem (»Der Zyklus«, Dismas (»Der Tod im Stock«, Boffesen (»Landfrieden«, Lindenschmied (»Der Erbförster«, Oberst Sperling (»Griechisches Feuer«, Thompson (»Schach dem König«, Delobelle (»Fromont jun. und Risler sen.«), Abdallah (»Die guten Freunde«, Bevallan (»Ein verarmter Edelmann«, Choiseul (»Narciss«, Georg III. (»Pitt und Fox«) — nach fast einem halben Jahrhundert hörte ich jüngst plötzlich sein gedehntes »Was? quoi!«, während ich mich diesjähriger Königsnuancen des Werner Krauß nicht entsinnen kann —, Vaucourtois (»Die alten Junggesellen«, Oberst Berg (»Die Journalisten«, Baron Paumann (»Wilddiebe«, Neagoi (»Meister Manole«, Saweljew (»Kriemhild« von Meyer), Betrunkenere (»Ein

Handwritten notes:
} da
komponiert? ja!

11,
= 13 5

Handwritten mark:
Hohhe

Handwritten notes:
da mußte man
Krauß setzen (nicht
nicht mit aus.)

da mußte man
Krauß setzen (nicht
nicht mit aus.)

— Man im ersten Akt, in dem diphthongischen Duet mit
 "König" war die Frau Gabilon, mit der sie viele Jahre in der
 Kette abgewartet hat, weil überlegen. —
 — Aber auch in dem ersten Akt der Arbeit war meine
 Erziehung Frau Gabilon besser als die. — In den Augenblicken
 mit Weisheit sprach die Parteilinie weniger Temperament und
 Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schicksale
 fühlte der Tod unter den Händen der Feindin, dessen Heil-
 schichten sie in wachsender Angst vom Feinde aus beobachtet, und
 der größte Ausbruch unter den Händen der Wägen war wie ge-
 macht für die Wägen, welcher erst Dagest die Krone auf Grund
 der Göttlichen Bündelbildung so zurecht hat, das sich der
 Red der ganzen Rolle auf die Feindin.

Jacob Minor

Nachricht für Charlotte Wolff, 1803

(Aus dem alten und neuen Buchstaben
 alphabetischen Verzeichnis Wien 1803)

Das was ich oben den Plan genannt habe, den zusammen in
 der Regel eigenmächtigen geschweize hervor, die Gedichte mit seiner
 Frau gemein habe ich nicht zu lesen, wenn ich diese nicht
 geschrieben und einigen Frau, die ihrem Mann nicht an ließen, aber
 in Odel, und wohl auch zu Kunst überlegen war, einen sehr hohen

Der ihm eigenmächtigen macht seine Schicksalungen,
 Tageschicksal, Lüste, hieße zu einem zwar wenig bekannten,
 aber doch sehr bedeutenden Namen, der andere war in Hängen-
 gestaltungen einbüchlich, die in ihrer Blüthezeit hielten mit den
 meisten der Stücke nicht wiederkehren zu werden. Der Mann vom Leben
 (Der Traum, die Leben), tragen (Die Nibelungen), Alde
 (Ergom), und (Don Carlos), Selbitz (Golz), Kallwald (Wald
 dem, der liegt), Jankel Todis (Was ist die Welt), Kap (Kasale
 und Libel, Wächter und Hütler (Wächter), Halden
 und Vorhamband (König), Miltis (Ottol), König,
 Gaudis (König), Tabor (König), Kögel (König), Don
 (Der Richter von Zalmes), Poppen (Der Zyltop),
 Dama (Der Tod im Stock), Hofsen (König), hinde-
 schied (Der Erlös), Oberst Dering (Götter),
 Pater (Thompson), (König), Dabell (Thomson),
 Jun und Riter zu (König), (Die guten Freunde), Hevian
 (Ein verirrter Edelmann), Chosen (Neger), Georg II (König)
 und Kox) — nach hat einem halben Jahrhundert hörte ich häufig
 ditzlich sein geschicktes, Was? quoll, während ich mich
 diejähriger Königinnen des Kaiser Karls nicht ermannen
 kann — Vanconit (Die alten Jagdgesellschaft), Oberst Burg (Die
 Jounalisten), Baron Pannam (Wildschütz), Herzog (Kaiser)
 Manier, Sawjow (König), von Krey, Herrscher (Die

Volksfeind«), Seifert (»College Crampton«), Mattern (»Hannele«).
 Noch heute läuſt's einem vor dem letzten Gespenst über den Rücken. Der direktoriale Erkenntnis, daß man Tote nicht lebendig machen kann, soll sich niemand verschließen; aber jeder, der's ⁴⁾ erlebt hat, darf bedauern, daß es auch mit Lebenden nicht gelingen mag, und seufzen, wie schwer es einem wird, sich durch die Tressler-, Aslan- und Senders-Epoche durchzusetzen. »Sie waren alle Originale«, belehrte Peter Altenberg ein heutiges »Ehrenmitglied« über die Vorgänger. Doch unter allen, trotz Mitterwurzer, jener das größte. (Um Speidels Wort umzukehren: Man sieht ihn neben ihr stehen und feiert ihn mit.)

tenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — — Nur um eine Eigentümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gabillons liebten es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den Elan der französischen Sprechweise. — — ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt Ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — — die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. — —

Derselbe,
 Nachruf für Ludwig Gabillon, 1897
 (ebenda)

— — Die Posse hätten wir wohl; wo aber bleibt das Lustspiel Shakespeares, wo Olivia und namentlich Viola? Eine Viola haben die Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid anmutiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spieles zugleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten Reinheit der Intentionen entspringt . . . Es ist nicht unsere Schuld, wenn unsere Gedanken, sooft von den Meiningern die Rede ist, immer burgwärts schweifen. — —

Ludwig Speidel, Epilog zum Gastspiel der Meininger, 4. November 1875
 (»Schriften IV«, Meyer & Jessen, Berlin 1911)

l/in

Volksleben, Sellen (College, Champion), Maitzen (Hannover).
 Noch keine Hälfte einem von dem letzten Gesandten über den
 Jachten Der höchsten Erkenntnis; daß man sich nicht lebendig
 machen kann, soll sich niemand verschließen; aber jeder, der
 nicht hat, daß bedauern, daß es auch mit Lebenden nicht gelingen
 mag, und schenken, wie schwer es einem wird, gleich durch die Tugend,
 Asien- und Sündenflucht durchzuführen. Sie waren alle Ochi-
 nese, behalte Peter Alenberk ein heutiges Ehrenamt, gleich
 über die Vorgänger. Doch unter allen, kein Mitterwörter, kein
 das große (im höchsten Wort) umzusetzen: Man sieht die neuen
 ihr stehen und setzen ihn mit.)

landen bilden in der Gassen zu schreiben. — Nur um eine Eigen-
 thümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gedichte werden
 es nämlich, auf der rechten Seite anfallend lang zu werden und dann
 sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger schön-
 ten Sätze hinwegzusetzen, bis ein neuer Geist Anzeichen hat, was
 diese Sprache in den Franzosen eigen, und wie Gedichte, der
 kaisersächsischen Mann, eben französischen Namen, was, so hätte er auch
 den Ein der französischen Sprache. — Ich stänne mir zu
 die unerschöpfliche Weisheit in der Form Gedichte in den ersten Worten
 der Rede: Man sieht deutlich, wie viele Fächer hat, im dann
 aufzutreten, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort „aufgehoben“
 ist, ihrem Gegenstande den Nachdruck hinweg. Man kann sich aber
 denken, welche Wirkung dieses Lobes an Schönheit und Breite
 hervorgerufen wurde, wenn sie hätte aufeinander und noch dazu
 auf einen Fall, besonders von Gastmann waren, im einen Teil, der
 zudem zwei Händwerker und Überlebender zu sich hat. —
 die beiden kämpfen als ebenbürtige Gegner mit den stürmischen Willen.

Gedichte.
 Nachdruck für Ludwig Gadhlon, 1837
 (Leipzig)

Die Loree hatten wir wohl; wo aber blüht das Laubgold?
 Spätkeser, wo Ostin und immer, das Falsch? Ein Volk haben die
 Melanzer nicht wohl aber haben wir sie wieder auf dem höchsten
 gesehen, wo man die Schönheit kaum sehen wird: Ein Gadhlon hat
 aus diese reinste Himmelskugel, und die hat man die Himmelskugel
 zuwenden zugehört, und mit der höchsten Stille des Spieles zu-
 gleich jene höchste Freiheit verbunden gewesen, die aus der bewirkten
 Freiheit der Intention entspringt. Es ist nicht meine Schuld,
 wenn meine Gedanken, trotz von den Menschen die Rede ist,
 immer höchstens selbst sein.

Ludwig Gadhlon, Leipzig zum Jahr
 1837 der Meinungen, 4. November 1837
 (Schiller IV, 17. und 2. lesen, Berlin 1811)

I 79

Aus »Zerline Gabillon, Ein Künstlerleben,
erzählt von Ludwig Hevesi«

(Adolf. Bonz & Comp., Stuttgart, 1894)

1, ungriffen)

— — Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice sie geschwind an sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der Mann der feinsten Witterung für alles Theaterechte, der spürnasige Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen, Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolter, Hartmann, Bogumil Dawison nicht zu vergessen, nur so aus dem Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber, praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice,« schrieb sie später, »hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch, daß er das »dumme Mädell« — als echter Franzose legte er die Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule genommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern und Bauernmädchen bequemen, denn der Direktor sagte: »Wer das Klein' nicht ährt, is das Gross' nicht wärth,« aber das dauerte nicht lange; in ihrem sechzehnten Jahre spielte sie bereits die höchsten Sentimentalen, sie wählte in den Louisen, Klärchen, Julien, ja selbst die Donna Diana fiel, wie von selbst, dem geistreichen Mädchen zu.

Dieser erste Durchbruch ihrer Kunstnatur war einen Augenblick beinahe gehemmt worden durch den Eindruck, den sie von der Rachel bei ihrem Hamburger Gastspiel empfing. Sie bewunderte bis zur Selbstvernichtung. Sie verlor den Mut zu streben, dieser Unerreichbarkeit gegenüber. Im »Dekameron« hat sie nachmals diesen Gefühlen Worte geliehen . . . Zwei zarte und zähe, nervöse, bis zur Überschwenglichkeit schwärmerische und dabei doch kunstverständlich besonnene Schauspielerinnen, überdies Rasseverwandte und Glaubensgenossinnen, standen sich da gegenüber, die eine noch tief unten, die andere schon hoch oben. Was die über einander sagen, sagen sie zum Teil über sich selbst.*) — —

*) Abgedruckt in Nr. 743—750 (Rachel. Von Zerline Gabillon. S. 59 ff.).

Schluchzend saß die junge Novize auf ihrem Platz, allein, als das Haus sich schon geleert hatte und die Lampen abgedreht waren. Zwei Tage später, am 17. August 1850, sollte sie ihr erstes Probespiel wagen als Parthenia im »Sohn der Wildnis«; aber alles Herz hatte sie plötzlich verlassen. Und nun steht sie wirklich als Parthenia auf der Bühne und man weist ihr den Platz, wo sie sich hinsetzen soll. Zögernd schickt sie sich dazu an, da erscheint der Regisseur Heinrich Marr. Sie stürzt auf ihn zu, mit einer Gebärde, die ein Verzweiflungsschrei ist. »Was gibt's denn, mein Kind?« fragt er erstaunt. — »Ach, Herr Marr,« schluchzt sie, »ich kann doch jetzt unmöglich auftreten, nachdem eben die göttliche Rachel . . .« Da lacht er hell auf und hält sich die Seiten. »Du, Närrchen, setz dich nur da nieder, mach den Mund auf und sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist; über die göttliche Rachel werden wir ein andermal reden!«

Aber noch lange träumte Zerline von Rachel. Sie wollte ihr nach und französische Schauspielerin werden; der Franzose Maurice trieb ihr das aus. — —

»Statur: mittelgroß, schlank. Gesicht: oval. Haare: blond. Augen: grau. Mund: proportioniert. Nase: dito. Besondere Kennzeichen: x.« So hat Zerline Gabillon ausgesehen, nach der Auffassung

Die Geschichte der
 von Ludwig Heineke
 (Leipzig, 1841)

— Die vorliegende Arbeit ist die Frucht meiner
 im Laufe der Jahre gesammelten Erfahrungen. Ich habe
 mich bemüht, die Geschichte der vorliegenden
 Wissenschaft in ihrer Entwicklung darzustellen
 und die wichtigsten Stellen derselben zu
 beleuchten. Ich habe mich dabei an die
 Quellen der Geschichte der Wissenschaften
 gehalten, und mich bemüht, die
 wichtigsten Stellen derselben zu
 beleuchten. Ich habe mich dabei an die
 Quellen der Geschichte der Wissenschaften
 gehalten, und mich bemüht, die
 wichtigsten Stellen derselben zu
 beleuchten.

Die Geschichte der
 von Ludwig Heineke

— Die vorliegende Arbeit ist die Frucht meiner
 im Laufe der Jahre gesammelten Erfahrungen. Ich habe
 mich bemüht, die Geschichte der vorliegenden
 Wissenschaft in ihrer Entwicklung darzustellen
 und die wichtigsten Stellen derselben zu
 beleuchten. Ich habe mich dabei an die
 Quellen der Geschichte der Wissenschaften
 gehalten, und mich bemüht, die
 wichtigsten Stellen derselben zu
 beleuchten. Ich habe mich dabei an die
 Quellen der Geschichte der Wissenschaften
 gehalten, und mich bemüht, die
 wichtigsten Stellen derselben zu
 beleuchten.

des Reisepasses, dessen sie zu Ostern 1886 für ihre Orientreise bedurfte. Ein früherer Paß, für Italien, findet ihr Gesicht »länglich« und ihr Haar »dunkelblond«. In diesem Augenblicke, wo mir das Bild der jungen Künstlerin durch das Gedächtnis schwebt, drängt sich mir der Verdacht auf, daß alle Reisepässe formen- und farbenblind sein müssen. Dieses Haar, durch das noch im Alter die rotgoldene Flamme der Jugend hindurchschlug, schlechtweg »blond« zu nennen, ist ein Verbrechen gegen die Schönheit des Lebens; und »dunkelblond« gar ist gelinde Lästerung. In einer Brieftasche, die sie einst ihrem Manne gestickt, finde ich seinen Namenszug aus ihren Haaren. Wie Goldstickerei sieht es aus; altgold vielmehr. Wer die Künstlerin je als Hero, Lycisca oder unter einem anderen antikischen Namen gesehen, hat den Eindruck eines jener griechischen Tanagra-Figürchen, mit goldigem Haar und zart getönter Elfenbeinhaut, auf denen noch ein Nachschimmer der klassischen Goldelfenbein-Statuen zu liegen scheint. Und »grau« sollen ihre Augen gewesen sein. Sie waren es, insoferne Grau eine Sammlung feinsten Töne ist, die unter jeder Erregung anders aufschillern. Und kurzsichtige Augen überdies, auf deren Spiegel leichte, brütende Schatten und ein rätselhafter, unsteter Flimmer unausgesetzt wechseln. Und vollends geistreiche Frauenaugen, aus denen der ewige April einer weiblichen Künstlerseele lächelnd droht und schmolldend schmeichelt. Und keine »besonderen Kennzeichen«; gar keine. Einfach »x«. Da doch jeden Augenblick tausend Menschen zu finden wären, für tausend Eide, daß diese Frau aus lauter besonderen Kennzeichen bestanden hat. — — Und dann die Stimme, die der Reisepaß überhaupt nicht gehört hat. Diese silberhelle, biegsame, echt lyrische Stimme, die nie stark genug war für die Höhen tragischer Leidenschaft, aber durch einen seltsam süßen Klang das Ohr umgarnte, daß man sich unversehens geführt fühlte und darauf verzichtete, erschütterte zu sein.

— — Zerline Würzburg war, kaum daß sie im September ihre Stellung angetreten, die Heldin des Tages. Die Wiener des Burgtheaters berauschten sich an dieser taufrischen, sonnenfunkelnden Jugend, an dem blühweißen, mousselinezarten, silberklingenden Goldschnittwesen dieser Schauspielerin, die ein anständiges Mädchen war und vor ihrer eigenen halbkindlich tändelnden Theaterkeckheit erröten konnte. Und die Kritik schrieb, was die Zuschauer sagten. — — Grillparzer hat sie ausdrücklich für seine beste Hero erklärt. Die Turmszene mit Leander, in ihrem sinnverwirrenden Gemisch von Schämigkeit und zärtlicher Hingebung, wird niemand vergessen, der sie gesehen. Die kleine Rolle der Lycisca in Halms »Fechter von Ravenna« zeigte dieses »Changeant« verschiedener, in einander spielender Empfindungen wie in einem winzigen Hohlspiegel gesammelt. Das pseudo-antike Blumenmädchen, das unter flüchtigem Liebesgetändel ein verfehltes Leben beklagt, Lust auf den Lippen, Pein im Herzen, jede ihrer Rosen weiß von ihren Tränen, rot von ihrem Herzblut — es war eine leidenschaftliche Elegie, obgleich zart wie ein Hauch, und dabei lauter gesprochene Musik^{*)}. Kein Herz blieb ungerührt. Anton

73er 14 Jn

*) Vielleicht der Keim zu Wedekinds Lisiska/In »Totentanz«.

Rubinstein war von dieser Rolle besonders entzückt und beteuerte oft genug, es sei ihm wohl niemals etwas so ans Herz gespielt worden. Noch in später Zeit, als die Künstlerin ihn einst um ein Autograph bat, gerade bei Tische, da schrieb er ihr mit Bleistift auf ihr Menu die Worte: »Für die göttliche Lycisca« und darunter in russischer Schrift seinen Namen. — — Niemand hat bis dahin die Leonore Sanvitale im »Tasso« reizender gespielt, in ihrer heiteren Sinnlichkeit, die so anständig bleibt, ohne doch wieder an das Pedantische zu

len
 Ahn
 mit

streifen, unbefangen und verschmiltzt, tugendsam und lebenslustig zugleich.

Technisch beruhte diese Art und Weise, neben dem Einfluß der Rachel, auf dem »idealistischen« Stil der großen Sophie Schröder, die das deutsche Schauspiel wieder hoch über den bürgerlichen Realismus emporgeschwungen hatte. — — ✓

✓ 27. Jan

Einleitung (24)

In jener jungen Zeit freilich, an dem schönen Mädchen, waren selbst die Fehler schön. Als ich Fräulein Würzburg zum erstenmal sah, bei ihrem Budapester Gastspiel im Jahre 1854, galt sie alles in allem für tadellos. Deutlich höre ich noch jetzt den so persönlichen Klang ihrer Stimme, wenn das Käthchen von Heilbronn zum Grafen mit ihrem schüchternen, verwunderten, zärtlichen, flehenden Ausdruck — alles zugleich — »Mein hoher Herr« sagte. Die ganze Stadt wiederhallte von diesem: »Mein hoher Herr«, denn tausende Damen wetteiferten in Versuchen, es ihr so nachzupflöten. Ich sah sie erst neun Jahre später in Wien wieder. Sie stand auf dem Gipfel ihrer Jugendgröße und hatte bereits angefangen, sich jenes eigentümlich schillernde Mischfach zu schaffen, das man nur Gabillonfach nennen kann. — — Ein neues Gestirn, Charlotte Wolter, stieg soeben erst, erschreckend rasch, über den Sehkreis empor. Damals war Zerline Gabillon, die ideale femme de trente ans, im Leben wie auf der Bühne, die eigentlich Gefeierte des Hauses. Und sie hatte noch fast das ganze tragische Fach in der Hand; nur in einigen Rollen »alternierte« bereits Fräulein Wolter mit ihr. — —

17 (no)

Laube, dem ihr zäher Wille und kriegerischer Geist viel zu schaffen gab, wußte wohl, warum er sie stets vorschob, wenn es einen schweren, und am liebsten, wenn es einen undurchsichtigen Kain zu ziehen gab. Auch er erkannte in ihr, an seinen eigenen Hieb-, Stich- und Brandwunden, während er sie »im Tragischen immer tadeln mußte«, die in Deutschland noch nie dagewesene scharfe Dame für das moderne Fach, die Wolter des Lustspiels, könnte man sagen, wenn es nicht unrecht wäre, eine so ausgesprochene Eigenart mit fremder Etikette zu bekleben.

12

W -

— — In allen diesen Stücken fiel alles, was geistreich, pikant, weltedamhaft, polemisch und durchtrieben war, Frau Gabillon zu. Historisches Kostüm oder letztmoderne Toilette, ihre Kunst beherrschte alle Eleganzen von dritthalb Jahrhunderten. Ihre prickelnde Blutmischung, die sie im Leben zur vielumworbenen Salondame machte, erfüllte auch ihre Rollen. Ihre große Toilettenkunst, ihr Plaudergenie,

stellen, nachzugeben und vornehmlich jugendlich und lebhaft
zugleich

Technisch hergeleitet diese Art und Weise, neben dem Einfluß der
Fackel, auf dem idealistischen Sinn der großen Sophis Schöner, die
das deutsche Schicksal wieder durch ein ästhetisches Realismus
emporgeschwungen hätte.

In jener jüngeren Zeit lebte, zu dem schönen Mädchen, wie
schon die Fackel sagte. Als ich Friedrich Wagners zum ersten
mal bei ihrem hundertsten Geburtstag im Jahre 1854, kam sie alles in
allem für idealistischer Bewußtsein. Ich noch jetzt, den so persönlichen
Klang ihrer Stimme, wenn das Können von Festhalten zum Gehen
mit ihrem schmerzlichen, verunsicherten, zärtlichen, lebenden Aus-
druck.

— Alles zugleich. — Mein hoher Herr sagte, der große Mann
wiederholte von diesem: „Mein hoher Herr, dann hat nicht immer
wiederholte in Vorreden, es ist so nachher, und ich die Zeit
wiederholte in Vorreden, es ist so nachher, und ich die Zeit
wiederholte in Vorreden, es ist so nachher, und ich die Zeit

nein, dann sagte in Wien wieder, Sie stand auf dem Giebel ihrer
Jugendgröße und hatte bereits angefangen, sich jenen eigenartigen
schlechte Mischling zu schaffen, der man am Capitolischen Museum
kann. — Ein neues Gattin, Charlotte Wolff, die wieder kam,
wiederholte sich, über den Selbstheit unter Namen war Zahlen
Gehlen, die ideale konnte die letzte aus, im Leben wie auf der
Bühne, die eigentlich Geliebte des Hauses. Und sie hatte noch fast
das ganze tägliche Fach in der Hand; nur in einigen Stellen
altertümliche, herrliche Fächer mit ihr.

— Man, dem die reine Wille und kriegerische Geist viel zu
schlechte, wollte, wenn er sie nicht vorziehen, wenn er
ein schwerm und am liebsten, wenn es eben anders sein kann
zu stehen gab. Auch er erklärte in ihr, ein selten einigen Tisch,
Stich- und Brandwunden, während er sie im Tischchen immer
redete mußte, die in Deutschland nach die begabteste schaute
kann für das moderne Fach, und die Wille des Lebens, könnte
man sagen, wenn es nicht mehr wäre, das in auszusprechen
Eigenschaft, sondern Ethik zu bestehen.

— In allen diesen Stücken ist alles, was geistlich, ist
weltlich, potentiell und durchführbar war, eine Götter zu
Hilflicher-Kultur oder letztendlich, die Kunst, die
die Eigenschaften von durch die Jahrhunderte, die geistliche Bur-
mischung, die sie im Leben zur vollkommenen Selbsteinsicht
erhielt nach der Kollen, ihre große Fortschritt, die Pädagogik.

1854
1854
1854

ihr rascher Witz im Sprechen und Zuhören, ihre »Schärfe« und insbesondere die »Dame|in ihr: das waren Elemente, die sich selten so zusammenfinden. 10

— — Selbst ihre Goneril war etwas; schon durch ihr Anhören des väterlichen Fluches wußte sie zu wirken. Dann Schiller! Ihre Gräfin Terzky ist wohl ein Beweisstück gegen jeden Einwand. — — Sie spielte die Rolle sehr gern, denn sie fühlte darin ein Stück ihres eigenen energisch drängenden, hoch hinaus wollenden, streitbaren Wesens. — — Die eigentliche Schillersche Gabilonrolle der Jugendzeit war freilich die Eboli mit ihren sich herumschlängelnden Verführungskünsten. Die Scene, wo Posa sie mit dem Dolch bedroht, war einst berühmt, als Josef Wagner, der Schwarzlockg: im schwarzen Malteserkostüm, die geschmeidige Gestalt der Prinzessin, in lang nachschleppendem schwarzem Sammetkleide, wie er sie auf der Flucht einholt, federleicht über den linken Arm warf und den Dolch über ihrem Herzen blitzen ließ. Hart an der Wand, neben der Thüre links, gab das eine reine Silhouettenwirkung, schwarz auf weiß, die sich dem Auge für immer einprägte. — — Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie das Gabilonfach doch nach allen Seiten über das moderne Stück hinausgriff. 12

— — Indem sie als Fürstin Udaschkin (in »Graf Waldemar«) den durchkälten Fuß am Kaminfeuer wärmte, wußte sie die Wirkung eines Décolletés von heute zu machen. Wenn sie als Baronin Pfeffers (im »Sohn des Giboyer«) den Neffen des alten Marquis umstricken wollte, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte — sie trug schon damals den erst durch Sarah Bernhardt berühmt gewordenen langen Handschuh — da war sichtlich kein Entrinnen. 11

*Die Art, Kunst zu wirken in formidablen Schwingen
manche, und so viel wir nicht alle x primäre, und
begegnen ...*

im rascher Weir im Spritzen und Nadeln, ihre -Schilde- und ins-
besonders die -Dane in ihre das wachen Elemente, die sich sehen so
zusammenfinden.

— Solch ihre Gönner war etwas; schon durch ihr Ansehen
des vortrefflichen Flaches wachte sie zu wirken. Dann schließt ihre
Gefühl Tersch ist wohl ein Besatzstück gegen ihren Einwand. —
Sie spielte die Rolle sehr gern, denn sie hätte dann ein Stück ihres
eigenen ernstlich entgegen, doch hinaus woffenden, selbst
Wozens. — Die eigentliche Schicksale Gedächtnisse der Jugend-
zeit war freilich die Ficht mit ihren sich herausragenden Ver-
hängnissen. Die Scene, wo Rosa sie mit dem Dolch bedroht, war
einst bedient, als Josef Wagner, der Schwarzlocke, im schwarzen
Mantelkragen die geschwungene Gestalt der Panzerin, in lang nach-
schleppendem schwarzem Sammetkleide, wie er sie mit der Ficht
einholt, leuchtet über den Rücken Arm warf aus der Dolch hoch
hinaus blitzen hinter ihm. Fast in der Wand, neben der Thüre links,
gab das eine reine Stillebewegung, schwarz auf weiß, die sich dem
Auge für immer entzog. — Das Bedauern geistig, am zu
zeigen, wie der Gedanke noch nach sich sehen über das moderne
Stück hinweg.

— Indem sie als Patti Ueberrin (in Carl Widmann's)
den darstellten hat im Kammertheater wachte sie die Wirkung
eines Decretes von heute zu machen. Wenn sie als Patti Ueberrin
(im Sohn des Ojopfer) den Mitter des alten Margit mangelten
wollte, indem sie nun die Hand zum Kusse reichte — sie trug schon
damals den erst durch diesen Zeitpunkt bekannt gewordenen langen
Händschuh — da war sichtlich kein Entzinnen.

— Bei solchem stets verlarvten Sprechen ist Ironie die Hauptwürze und, wenn die Maske einmal gefallen, Hohn. Alles freilich in den höflichsten, ja bei geschichtlichen Personen in höfischen Formen; zierlich gespreizt oder säuberlich abgezirkelt, zeremonienhaft, frisiert, geschminkt; jeder Punkt ein Schönplästerchen, jedes Komma ein accroche-coeur, jede Bewegung eine Art Verbeugung, die mit der Anwendung eines Fußtrittes kämpft. — Man wird ihre herzliche und muntere Königin von Navarra nicht vergessen, und die modistischen Entzückungen und Verzweiflungen ihrer Frau von M^oneville in den »Feenhänden«, und ihre Herzogin von Marlborough im »Glas Wasser«, wie nach der pathetischen Seite hin ihre Adrienne Lecouvreur — Ihre Hauptfigur in dieser Zeitspanne ist jedoch, neben Lady Tartuffe, die Gräfin Autreval im »Damenkrieg« (Scribe und Legouvé). Dieses Muster des damaligen Konversationsstücks ist ganz und gar ein Sprechkampf, ein elegantes Duell auf Zunge. Das ritterliche, fechtbodenmäßige Degenkreuzen zwischen der Gräfin und dem Polizeipräsidenten Baron Montrichard wurde mit Recht als Bravourstück betrachtet, und zwar nach beiden Seiten, als Herr Gabillon den Montrichard übernommen hatte. Die beiden in ganz wesentlichen Dingen so geistesverwandten Ehegatten führten den Kampf mit gleichem Ruhm. In so manchem ähnlichen Duett noch hat man sie bewundert, als Herzogin von Marlborough und Bolingbroke, nicht minder in »Flattersucht«, vor allem jedoch als Beatrice und Benedikt. Es war ein vorbestimmtes Paar.

1/e
1.

— Ewig jung blieben vollends ihre Nerven-Humoresken. Man kann sie wohl so nennen, diese feinkomischen Stimmungs- oder vielmehr Verstimmungsbilder aus dem weiblichen Nervenleben. Die Vapeurs des vorigen und die Migränen des jetzigen Jahrhunderts, die Idiosynkrasien und halben Ohnmachten, kurz alles, wobei man früher zu »englischen Salzen« roch und jetzt den Geist des Antipyrins beschwört, spielte sie mit Passion. —

— Dagegen schien sie in den neueren französischen Komödienmüttern noch immer unerreichbar. Franzosen erklärten, sie hätten die Frau von Thauzette in Dumas' »Denise« von keiner Französin besser oder auch nur so gut gesehen. — Ihre Glanzrolle in dieser Gruppe, vielleicht noch besser als die Thauzette, war die alte Herzogin von Réville in Paillerons »Welt, in der man sich langweilt«. Noch ganz ancien régime, freigeistig mit dem Maß der Anmut und weiblichen Würde, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, humoristische Komödien-Vorsehung, welche da ist, um die Unnatur zu strafen und die Natur zu belohnen. —

Jener Zug geistreicher Selbstverspottung, der gelegentlich durch die Charaktermalerei ihrer älteren Zeit ging, äußerte sich auch als Selbstverhäßlichkeit. Wenn es die Farben des Bildes erheischen, setzte sie, die so lange eine schöne Dame gewesen, einen Ehrenpunkt darein, sich zur vollkommensten Vogelscheuche zu machen. Daher waren ihre Hexen und was sonst in diese Art schlägt, etwas Besonderes. Ihre Hexe in Grillparzers »Traum ein Leben« war eine Berühmtheit. — Und am Ende dieser seltsamen Folge von Unholden stand die »Sorge« im zweiten Teil des »Faust«. Die war einfach ein Meisterstück des Schauerlichen. Wenn dieses aschgraue Etwas, das in seiner verschleierten, verschwimmenden Erscheinung wie unsichtbar aussah, ohne bemerkliche Schritte, geradeaus wie das Schicksal auf

Fausts Thüre zuschwebte und »durchs Schlüsselloch« hineinschlüpfte — in der Dämmerung merkte man gar nicht, wie die Thüre sich zum Spalt öffnete — / da rieselte ein stummer Schauer durch das Haus. Und dann begann sie ihre einsilbige, eintönige Zwiesprach mit ihm, ein erschütterndes Gelispel aus dem Jenseits, bis zu den Worten: »Die Menschen sind im ganzen Leben blind, Nun, Fauste, werde du's am Ende,« und hauchte ihn an, daß er blind ward. Die Wirkung dieses Hauches, der, obgleich nicht einmal ein Laut oder Klang, durch das ganze Haus ging, stellt sich wohl kein Leser der Dichtung vor. Man schloß unwillkürlich die Augen, um nicht blind zu werden.

— — Das letztmal trat sie am 10. Dezember 1891 auf, im »Traum ein Leben«, als jene Hexe, die den tödlichen Schlummertrank bringt. — —

»Nun — und nie!« Das waren ihre letzten Worte auf der Bühne. — —

h
r

ganz vorher und
nachher the (auch Scene)

Frank's Tante nachwachte und „durchs Schlüsselloch“ hineinschlich
— in der Dämmerung merkte man gar nicht, wie die Türe sich
zum Spalt öffnete — da machte ein stummer Schauer durch das
Licht, das dann begann die tiefe einsichtige, eindringliche Zwiesprache mit
Ihr, die erschütternde Geheiß aus dem Innern, die zu den Worten:
„Die Menschen sind im ganzen Leben blind, Frau Frank, werde das
an Euch“ und hauchte ihn an, daß er blind wäre. Die Wirkung
dieser Worte, das, obwohl nicht einmal ein Laut oder Klang,
doch das ganze Herz ganz wohl kein Laut der Dichtung
vor. Man schloß unwillkürlich die Augen, um nicht
blind zu werden.

Das Geschehen hat sie am 10. Dezember 1891 zu, in
Traum ein Leben, als jene Worte, die den tödlichen Schlammstrahl
blüht —
Nun — und nicht! Das waren ihre letzten Worte zu der
Bauer —

10

[„Darin wird die Freund und die Verwandten nicht fehlen
 Ich will ein dankbares Wort von dem, was gesprochen ist!“ (La Roche
 an Bonnaffant.)

Keine Vertretung kultureller Interessen, keine
 Druckschrift der Stadt, in deren künstlerischem und
 gesellschaftlichem Leben sie durch vier Jahrzehnte
 dominiert hatte, nicht die Bühne, auf der jener
 Hauch gesprochen, jenes Schicksalswort verhaucht
 war, hat sich des Tages erinnert.

18
I "haben sich die Fäden der Handlung nicht gelöst
Sondern sie sind noch immer verbunden, wie sie waren, wie sie sind,
wie sie sein werden."
(aus dem Buch)

Keine Vertiefung kultureller Interessen, keine
Dramatik der Stadt, in deren künstlichem und
gesellschaftlichem Leben sie durch vier Jahrzehnte
dominiert hatte, nicht die Bühne, auf der jener
Hans gesprochen, jenes Schicksalwort verhandelt
war, hat sich das Tageserinner.

10

↳ « »Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! (La Roche an Sonnenthal.) Keine Vertretung kultureller Interessen, keine Druckschrift der Stadt, in deren künstlerischem und gesellschaftlichem Leben sie durch vier Jahrzehnte dominiert hatte, nicht die Bühne, auf der jener Hauch gesprochen, jenes Schicksalswort verhaucht war, hat sich des Tages erinnert.

10

»Denn rede der Freund und der Bewunderer
eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem,
was gewesen ist! (La Roche an Sonnenhal). Keine
Verstärkung kultureller Interessen, keine Durchdringung
der Stadt in deren künstlerischen und gesellschaft-
lichem Leben sie durch vier Jahrzehnte dominiert
hatte, nicht die Bühne, auf der jeder Hauch ge-
sprochen, jedes Schicksalswort verhaucht war, hat
sich des Tages erinnert.

Zerline Gabillon

Zu ihrem hundertsten Geburtstage*)

(Güstrow, 19. August 1834 — Meran, 30. April 1892)

[Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinen Kunstwerken sagen: »Dies ist, und es wird sein« — Nicht so der Schauspieler . . . Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und /Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! —

La Roche an Sonnenthal, 26. März 1880

Von einem, der dies Wunder nur verglimmen sah, doch mit aller unerlebten Gewesenheit sich gegenwärtig erhielt (wie das länger erlebte Elementarereignis Charlotte Wolter), wird der Versuch unternommen, durch Berufung gleichfalls verstummer Stimmen von Gewicht die zarteste und dennoch durchdringendste hörbar zu machen; durch Verbindung nachgebildeter Züge ein Bild des Unvorstellbaren zu bieten. Für solche, die die Fülle des Tages nicht frech gemacht hat, sondern erst fähig und würdig, den Mangel zu fühlen und den Verlust. Entgegen einer Theaterzeit, deren Schieber, den Kulissen fremd, ihre Verrichtungen und Beratungen vor Pleite und größerem Untergang durch eine nichtswürdige Presse gebreitet und gedeutet, gewürdigt und gewalkt finden; deren sichtbaren Nulzen das tägliche Papier Entschädigung und das Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit stolzer Bewußtheit, so weit als nur möglich hinter der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt, den nichts mehr mit so teurem Leben verbindet, mit dem Kulturbegriff verschollenen Deutschtums, verschollenen Judentums, nichts mit einem Inhalt, noch unberührt von Betrieb und Gewalt.

*) Diese Veröffentlichung, zu der bislang die Gelegenheit gefehlt hat, wird nach einem Jahre schuldigermaßen nachgeholt.

(Brockhaus gibt allerdings 1835 an)

— — Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Burleigh, war ihr die Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. — —

— — Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — — Zu den Zungenkämpfen mit Weislingen braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlußszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers, war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goethischen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete.

Jacob Minor,
Nachruf für Charlotte Wolter, 1898
(»Aus dem alten und neuen Burgtheater«,
Amalthea-Verlag, Wien 1920)

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unvergeßlichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist*) und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeu-

*) Der ihm eigentümliche macht seine Schilderungen, Tagebuchblätter, Urteile, Briefe zu einem zwar wenig bekannten, aber kostbaren Kapitel deutscher Literatur. Der andere war für Bühnengestaltungen entbehrlich, die in ihrer Einzigartigkeit (freilich mit den meisten der Stücke) nicht wiederkehren werden: Der Mann vom Felsen (»Der Traum, ein Leben«), Hagen (»Die Nibelungen«), Alba (»Egmont« und »Don Carlos«), Selbitz (»Götz«), Kattwald (»Weh dem, der lügt«), Junker Tobias (»Was ihr wollt«), Kalb (»Kabale und Liebe«), Wachtmeister und Buttler (»Wallenstein«), Bardolph und Northumberland (»Heinrich IV.«), Milota (»Ottokar«), König Claudius (»Hamlet«), Talbot (»Jungfrau«), Erdgeist (»Faust«), Don Lope (»Der Richter von Zalamea«), Polyphem (»Der Zyklop«), Dismas (»Der Tod im Stock«), Boffesen (»Landfrieden«), Lindenschmied (»Der Erbförster«), Oberst Sperling (»Griechisches Feuer«), Thompson (»Schach dem König«), Delobelle (»Fromont jun. und Risler sen.«), Abdallah (»Die guten Freunde«), ~~Bevallan~~ ^{H 1} ~~(»Ein verarmter Edelmann«)~~ Choiseul (»Narciss«), Georg III. (»Pitt und Fox«) — nach fast einem halben Jahrhundert hörte ich jüngst plötzlich sein gedehntes »Was? quoi!«, während ich mich diesjähriger Königsnuancen des Werner Krauß nicht entsinnen kann —, Vaucourtois (»Die alten Junggesellen«), Oberst Berg (»Die Journalisten«), Baron Paumann (»Wilddiebe«), Neagoi (»Meister Manole«), Saweljew (»Kriemhild« von Meyer), Betrunkener (»Ein

11
11
Krauß

H 1
H 2

7
L

anfangend mit sein Jung,

— Nur im ersten Akt in dem diplomatischen Duell mit
 Buntzky, war für die Frau Ocellion, mit der sie viele Jahre in der
 Rolle abgewechselt hat, weit bestritten. —
 — Aber auch in den ersten Akten der Abtheilung war meines
 Bruchens Frau Ocellion besser am Platze. — In den Augenblicke
 mit Wahnwitz, besaß die Darstellerin weniger Temperament und
 Leidenschaft als überhaupt Galt und Verstand. Die Selbstzweifel
 behielten ihr Fort unter den Händen des Kommissars, dessen Heran-
 zutreten sie in wachsender Angst vom Tische aus beobachtet und
 der geistliche Ansehen unter den Händen des Wüthers, was wie ge-
 macht für die Wüther, welcher zur Hingabe die Szene auf Grund
 der geistlichen Hingabe, so zugeht hat, daß sich der
 für die ganze Rolle auf sie zugeht.

Jacob Miller
 Herausg. in Charlotten Wölter, 1838
 (Lied den alten und neuen Buhler,
 Anstalts-Verlag, Wien 1830)

Das was ich oben den Frau genannt habe, ist unendlich in
 der höchst eigenartigen Sprache, die Ocellion mit seiner
 Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich diese unzer-
 trennlich und einzigen Frau die kein Mann nicht in Fesseln aber
 an Ocellion, und wohl auch in Kunst absetzen war, einen sehr hohen

*) Der ihm eigenthümliche macht seine Schilderungen,
 Tschachtel, Uthelle, Biers zu einem zwar wenig bekannten,
 aber köstlichen Kapitel deutscher Literatur. Der andere war für ihn ein-
 gerathener, erfindlich, die in ihrer Einzigartigkeit endlich mit den
 meisten der Schriftsteller wiederkehren werden. (Der Mann vom Tische
 (Der Traum ein Leben), (Die Hühner), (Acht
 (Ermont) und (Don Carlos), (Selbst), (Golt), (Karl), (Was
 dem der Lust), (Junker Tobias), (Was für wollt), (Karl), (Kobele
 und Liebe), (Wachmacher) und (Hühner), (Wahnsinn), (Baldig
 and Nordmanntand), (Hansich W.), (Nils), (Othello), (Auge
 Claudius), (Hank), (Tabor), (Jaschke), (Erlage), (Lange), (Joh
 Lope), (Der Fehler von Zimere), (Polypen), (Der), (Zirkel),
 Dumas), (Der Tod im Stock), (Böhmen), (Lindens), (Lind-
 schmid), (Der Epheuse), (Obers), (Speier), (Güschter),
 Feuer), (Thompson), (Schnach dem Kahl), (Gabelle), (Tromont
 Jan, und Kister sen.), (Abdalla), (Die guten Freunde), (Bewein
 *) Ein vornehmer Edelmann (Walden), (König), (Georg III.), (Hilf
 und Fox) — nach fast einem halben Jahrhundert habe ich häufig
 glücklich sein Gedichtes, Was? auch, I während ich mich
 deselbigen Königsmanne des Wüther, Kien, meist einmühen
 kann — Vancopis (Die alten Angewiesenen), (Obers), (Hilf), (Die
 Jomastelen), (Zun Panama), (Walden), (Walden), (Mittelw
 Manote), (Zweifel), (Kleinbild), (von Kier), (Hühner), (Ein

Aufgefangen von der Frau

7 a

Volksfeind«), Seifert (»College Crampton«), ^{Matern} (»Hannele«). Noch heute läuft's einem vor dem letzten Gespenst über den Rücken. Der direktorialen Erkenntnis, daß man Fote nicht lebendig machen kann, soll sich niemand verschließen; aber jeder, der sie erlebt hat, darf bedauern, daß es auch mit Lebenden nicht gelingen mag, und seufzen, wie schwer es einem wird, sich durch die Tressler-, Aslan- und Senders-Epoche durchzuretten. »Sie waren alle Originale«, belehrte Peter Altenberg ein heutiges »Ehrenmitglied« über die Vorgänger. Doch unter allen, trotz Mitterwurzer, jener das größte. (Um Speidels Wort umzukehren: Man sieht ihn neben ihr stehen und feiert ihn mit.)

tenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — Nur um eine Eigentümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gabillons liebten es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den Elan der französischen Sprechweise. — — ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt Ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — — die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. — —

Derselbe,
Nachruf für Ludwig Gabillon, 1897
(ebenda)

— — Die Posse hätten wir wohl; wo aber bleibt das Lustspiel Shakespeares, wo Olivia und namentlich Viola? Eine Viola haben die Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid anmutiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spieles zugleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten Reinheit der Intentionen entspringt . . . Es ist nicht unsere Schuld, wenn unsere Gedanken, sooft von den Meinigern die Rede ist, immer burgwärts schweifen. — —

Ludwig Speidel, Epilog zum Gastspiel der Meininger, 4. November 1875
(»Schriften IV«, Meyer & Jessen, Berlin 1911)

Vollständ. Zeller (=College Campion), Blatten (=Hannoch).
 Noch heute läuft etwas vor dem letzten Gespenst über den
 Rücken Der drehelsteten Lärmendes das man Fote nicht lebendig
 machen kann soll sich niemand verschließen; aber jeder der sie
 erschallt hat, darf bedeuten, daß es auch mit Lebenden nicht gelingen
 mag, und andere wie schwer es einem wird, sich durch die Taster,
 Acker und andere Rechte durchzuführen. Sie waren alle Olygi-
 nater, bestimmte Fete Ähnung ein heutiges, Zusammenhängend
 über die Vorgänge. Doch unter allen, hoch Mittelwörter, jeder
 das größte (im Spätselb Wort umzusetzen: Man sieht ihn neben
 die Aehren und steht im Licht).

und ein Kinnel auf der Gabel zu machen. — — — Man um eine Eger-
 lundlicher im Tempo der Zeit, handelt es sich. Die Gabeln haben
 es nämlich, und der besten Lüge zufällig sich zu verweisen und dann
 sehr leicht und elegant, über immer deutlich über die weniger be-
 ten Gabeln hinwegzusetzen, die ein neues Gabel, Adelsamt hat war.
 Diese Spackweise ist das Farnen eines, und wie Gabeln, die
 Farnenweise Mann, wenn Farnen Namen tag, so kann er auch
 den Ein der Farnenweise Spackweise. — — Ich erweise mir an
 die unerschöpfliche Weise in der Frau Gabeln in den ersten Worten
 der Farnen: Man, Signor Farnen, wie viele Farnen hat die Frau
 aufgegeben, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort aufgegeben
 ist. In dem Gespenst der Farnenweise kann man sich über
 denken, welche Farnen dieses Farnen als Farnen und Farnen
 bezeichnen mußte, wenn sie beide auf Farnen und noch dazu
 auf einen ganz besondern Farnenweise, auf dem Farnen
 zudem eines Farnenweise und Farnenweise zu sich hat. — —
 die beiden Farnenweise als obendieses Geistes auf der Farnen Weise.

Geistliche
 Nach dem Ludwig Gabeln 1837
 (Gabeln)

— — Die Farnen sehen wir wohl; wo aber steht das Lustspiel
 Shakespeare, wo Olyvi und nammentlich Farnen die Farnen die
 Farnen nicht, wohl aber haben wir die Farnen auf dem Farnenweise
 gesehen, wie man sie zuweilen kann sehen, wie Farnen Gabeln ist
 und diese Farnen Farnenweise Farnenweise, und sie hat ein Farnenweise
 nammentlich Farnenweise und mit der Farnenweise Farnenweise zu
 Farnen Farnen Farnenweise Farnenweise, die aus der Farnenweise
 Farnenweise der Farnenweise Farnenweise. — — Es ist nicht meine Farnenweise,
 wenn manne Gedanken, soch von den Farnenweise die Farnen ist
 immer Farnenweise Farnenweise.

Ludwig Gabeln, Farnen zum Gabeln
 spin der Farnenweise, 4. November 1835
 (=Schneid IV, Meyer & Lerner, Heft 191)

Spricht man von Ludwig Gabillon, so kann man es kaum thun, ohne an Zerline Gabillon zu denken, die uns ohnedies in einem anmutigen Buche von Ludwig Hevesi, das in diesen Tagen erschienen ist, nahegebracht wird. Wir haben einmal versucht, den Eindruck zu fixieren, den Zerlinens erstes Auftreten im Burgtheater hervorgebracht hat. Wie ein erquickender Luftzug von Jugend und Schönheit wirkte ihr Erscheinen auf den Brettern der Burg. Auf einem schlank und schwellend gebauten Körper, der die reinsten Verhältnisse theils zeigte, theils verriet, saß, von einem zierlichen Halse getragen, ein schön geformter Kopf mit einem mädchenhaft vollen, blühenden Gesicht, dessen semitisch angelegte Züge in das nachbarliche Ideal des griechischen Profils mit eigentümlichem Reiz hinüberspielten. In dieser frischen Jugendlichkeit und dieser Dämmerung von Formen lag eine Romantik, die das Publikum entzückte. Alle Welt war verliebt in sie, selbst die Kritik; aber nur der jugendliche Recke Ludwig Gabillon fand Gnade vor ihren Augen und durfte gemeinsam mit ihr die süßen Bitternisse ehelichen und theatralischen Zusammenlebens genießen. In dem Buche von Hevesi wird dieses Verhältnis mit einer Wahrheitsliebe geschildert, die nur noch mit dem Takte, womit die Wahrheit gesagt wird, übertroffen werden dürfte. Mit der heftigsten, mit einer dem Haß verwandten Leidenschaft, wie wenn Feuer und Wasser aneinander geraten, liebten sich die beiden; aber sie stritten nur, um sich wieder zu versöhnen; und nahezu vierzig Jahre, bis zum Tode Zerlinens, sind sie sich unentbehrlich gewesen und haben mit unverbrüchlicher Treue zueinander gehalten. Das Jubiläum Gabillons wird ihm nur durch den einen Gedanken getrübt, daß er es nicht zugleich mit seiner Gattin feiern kann. Sie fehlt ihm auf der Bühne, wie er sie im Leben vermißt. Er hat so lange gemeinsam mit ihr gearbeitet, er ist ihr in der langen Zeit, da sie sich von der tragischen Liebhaberin bis zur scharfen Dame entwickelt hat, in die Tragödie nachgestiegen und in das Lustspiel nachgegangen. Sie, die große Künstlerin, hätte ihm nicht fehlen dürfen bei seinem Jubiläum, aber man sieht sie neben ihm stehen und man feiert sie mit. ++

any

ann

in in

Derselbe (Ludwig Gabillon, Vierzig Jahre Burgtheater, 31. Okt. 1893, ebenda)

— — In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmannschaftliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Dankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben, deren Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegenden Zetteln gedenken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden. Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. — —

in in
- Justizrat

L. 5. Nov.

Ludwig Gabillon, 1893
(an den Bürgermeister, zitiert von Helene Bettelheim-Gabillon)

Epistel man von Ludwig Gyllen, so kann man es kaum im
 ohne ein Xanthus Gyllen zu lesen, die uns schenkt, in einem zu
 und ein Buch von Ludwig Hessel, das in diesen Tagen erschienen
 ist, herbeigeholt wird. Wir haben einmal versucht, den Eindruck zu
 fassen, den Xanthus' erste Aufsätze im hauptstadt hervorgebracht
 hat. Wie ein republikanischer Lektüre von Jugend und Schönen wirkt
 die Richtung der Buch. Auf einem so stark und schönem
 schwellend gehalten Körper, der die meisten Verhältnisse toll zeigt,
 tritt vor, daß von einem reinen literarischen ein schon zu
 ferner Kopf mit einem mächtigen, kalten, klaren
 dessen zentralen angestrichen ist die aesthetische Ideal der
 einer Fülle der gesammelten, das in der neuesten in dieser
 diesen Jagdgründen und diese Dämmerung von Fenstern ist eine
 Romantik, die das Publikum reizt. Die Welt war verflochten in
 sind Gänge vor ihren Augen und durch gemeinsam mit in die
 politische stehen und politischen Zusammenhänge gestalten in
 der Gänge von Hoven wird diese Verhältnisse mit einer Weisheit
 liebe beschränkt, die nur noch ein Jahr, wenn die Wahrheit
 zeigt wird, geschritten werden sollte. Mit der richtigen ein
 dem die verwunden Lektüre, wie wenn Feuer und Wasser ein
 einander gegen, ziehen sich die beiden, aber sie stehen nur, um
 sich wieder zu verbinden; noch andere etwas Jahre, die zum Ende
 Zielzeit, sind sie sich unerschrocken gewesen und haben mit ihrer
 höchsten Treue, zueinander gehalten. Das höchste Gyllen, was
 für nur durch den einen Gedanken erfüllt, hat es nicht angeht
 mit einer Gyllen, kann sie nicht sein, mit der Dämmer, wie er
 sie im Leben vertritt. Er hat so lange gemeinsam mit ihr gestrebt,
 er ist in der letzten Zeit, da die Zeit von der trübsamen Lieb
 haben die zur schönen Form entwickelt hat, in die Freigabe nach
 gegeben und in die Freiheit nachzugehen, die die große Königin
 im Jahre hat nicht, ist, zu haben, hat seinem Tod, aber man
 nicht, in einen den stehen und sein hat sie mit.

Geschiebe (Ludwig Gyllen) Xanthus
 Jahre Bismarck's. 31. Okt. 1883
 (Ebenfalls)

In der Folge der Freunde, mit denen die landmann
 schellischen Weltweisen mich befreundet hat, kann ich nicht die Ge
 danken nicht erweichen, welche unendliche Freude wurde für Gyllen
 Empfindung, die mich befreundet hat, seine Freude gehabt,
 dass dies Leben mit so vielen, mich tiefbewegenden Jahren
 für die Freiheit im Gedanken und ihrer Lieb, hat sie zu werden.
 Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, ein und ich und ein
 atemberaubendes (trug) Kind ihrer Vaterstadt Dannew.

Ludwig Gyllen, 1883
 (an den Bismarck, nicht von Hoven
 (Ebenfalls Gyllen))

Aus »Zerline Gabillon, Ein Künstlerleben, erzählt von Ludwig Hevesi«

(Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, 1894, vergriffen)

— — Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice sie geschwind an sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der Mann der feinsten Witterung für alles Theaterechte, der spürnasige Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen, Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolter, Hartmann, Bogumil Dawison nicht zu vergessen, nur so aus dem Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber, praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice!« schrieb sie später, »hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch, daß er das »dumme Mädell« — als echter Franzose legte er die Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule genommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern und Bauernmädchen bequemen, denn der Direktor sagte: »Wer das Klein' nicht ährt, is das Gross' nicht wärth,« aber das dauerte nicht lange; in ihrem sechzehnten Jahre spielte sie bereits die höchsten Sentimentalen, sie wühlte in den Louisen, Klärchen, Julien, ja selbst die Donna Diana fiel, wie von selbst, dem geistreichen Mädchen zu.

Handwritten scribble

Dieser erste Durchbruch ihrer Kunstnatur war einen Augenblick beinahe gehemmt worden durch den Eindruck, den sie von der Rachel bei ihrem Hamburger Gastspiel empfing. Sie bewunderte bis zur Selbstvernichtung. Sie verlor den Mut zu streben, dieser Unerreichbarkeit gegenüber. Im »Dekamerone« hat sie nachmals diesen Gefühlen Worte geliehen. . . Zwei zarte und zähe, nervöse, bis zur Überschwenglichkeit schwärmerische und dabei doch kunstverständlich besonnene Schauspielerinnen, überdies Rasseverwandte und Glaubensgenossinnen, standen sich da gegenüber, die eine noch tief unten, die andere schon hoch oben. Was die über einander sagen, sagen sie zum Teil über sich selbst.*) — —

*) Abgedruckt in Nr. 743—750 (Rachel. Von Zerline Gabillon. S. 59 ff.).

Schluchzend saß die junge Novize auf ihrem Platz, allein, als das Haus sich schon geleert hatte und die Lampen abgedreht waren. Zwei Tage später, am 17. August 1850, sollte sie ihr erstes Probespiel wagen als Parthenia im »Sohn der Wildnis«; aber alles Herz hatte sie plötzlich verlassen. Und nun steht sie wirklich als Parthenia auf der Bühne und man weist ihr den Platz, wo sie sich hinsetzen soll. Zögernd schickt sie sich dazu an, da erscheint der Regisseur Heinrich Marr. Sie stürzt auf ihn zu, mit einer Gebärde, die ein Verzweiflungsschrei ist. »Was gib't denn, mein Kind?« fragt er erstaunt. — »Ach, Herr Marr,« schluchzt sie, »ich kann doch jetzt unmöglich auftreten, nachdem eben die göttliche Rachel . . .« Da lacht er hell auf und hält sich die Seiten. »Du, Närrchen, setz dich nur da nieder, mach den Mund auf und sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist; über die göttliche Rachel werden wir ein andermal reden!«

Aber noch lange träumte Zerline von Rachel. Sie wollte ihr nach und französische Schauspielerin werden; der Franzose Maurice trieb ihr das aus. — —

Statur: mittelgroß, schlank. Gesicht: oval. Haare: blond. Augen: grau. Mund: proportioniert. Nase: dito. Besondere Kennzeichen: x. So hat Zerline Gabillon ausgesehen, nach der Auffassung

Handwritten mark

Das Verhältniß der beiden Geschlechter
von Ludwig Heineke

(Abon. Bonn & Comp. Stuttgart, 1851, 2 Bände)

— Sie war keine Katholikin, wie ich, die Tochter Mannes
die gewohnt an sein bezaubertes Wesen nahm. Ich bin Mann, der
Mann der feinsten Welt ist: der Phantasie, der geistigen
Künste und der Wissenschaft, der in einer Welt, wo hundert
tausend Dilettanten die Wissenschaften mit vergeblichen Tugenden,
Größen und Kränzen wie die Götter, nachhaken, die Wissenschaft
höher zu führen nicht zu verstehen, wo so viel dem
Armen schicklich. Er hat auch seinen Wissenschaftler, Mein Lehrer,
gelehrter Dilettant und feiner Mann, schicklich ist er nicht,
ihnen nicht recht ist im Leben; und wie dankt ihr ihm heute noch,
daß er das deutsche Alter — als solcher Kränze hat er die
Fingerringe auf die letzte Seite — so stark in die Schranken
kommen? Sie magte sich selbst zu den höchsten Kammerherren
und Hofräthen bewegen, dem die Dilettanten sagten: „Wer das
Klein nicht hat, ist das Große nicht wert.“ Aber das dünnte nicht
lange; in ihrem weichen Leben ergriff die höchste die höchsten
Stellen in den höchsten, höchsten, höchsten, höchsten, höchsten,
die hohen Dilettanten, wie von selbst, dem geistlichen Mischen zu.
Dieser neue Dilettant hat, nach dem was ich Augenblicke
beinahe gekannt werden durch den Eindruck, den sie von der
Recht der hohen Wissenschaft empfand. Sie bewunderte die
zu ihrer Zeit. Sie war der Welt zu dieser, ihrer Glück-
seligkeit gekleidet im Dilettanten, hat sie niemals diesen
Geistes, ihren geistigen, zwei Jahre und vier, vier, die zu
Geistlichen, wissenschaftlichen, und dabei doch Wissenschaftler,
bekannte Wissenschaftler, höchste Wissenschaftler und Dilettanten,
gekennzeichnet, stand sie da gekleidet, die eine noch hat, die
schicklich schon hoch oben. Was die Welt stand, sagen, sagen die
zum Teil sich selbst? —

Die Wissenschaft in der Zeit von Katholik und Katholik

Schicklich war die junge Mode zu ihrem Leben, nicht die
das man sich schon gekannt hatte und die Lampen geblieben waren.
Zwei Tage später, am 17. August 1850, sollte die für einen Prophe-
tismus im Leben der Wissenschaft; aber alles hat sich
sie glücklich verlassen. Und was stellt sie wirklich als Partei an
der Bühne und man weiß die der Welt, wo sie sich bewegen soll.
Zögern schicklich ist sich dann auf die Erde der höchsten Wissenschaft
Man, die steht sich an mit einer Dilettanten, die ein Vorwissen-
schaftler ist. Wie viele, denn, mein Kind, ich sage, — Ach,
Man hat, schicklich ist sich dann hoch, hoch, hoch, hoch, hoch,
nachdem über die göttliche Macht, die Macht der Welt auf sich
sich die Seiten. Ein Mann, wie dich auf die Erde, man, die
Mund an und spricht, wie die der Schicklich geworden ist; über die
göttliche Macht werden wir ein andermal reden.

Aber noch junge Wissenschaft Katholik von Katholik. Sie wollte die
nach und nach die Wissenschaften werden, der Prozess, die
tief in das Innere —
Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik,
Augen, man, man, man, man, man, man, man, man, man, man, man,
Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik,
Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik, Katholik,

des Reisepasses, dessen sie zu Ostern 1886 für ihre Orientreise bedurfte. Ein früherer Paß, für Italien, findet ihr Gesicht »länglich« und ihr Haar »dunkelblond«. In diesem Augenblicke, wo mir das Bild der jungen Künstlerin durch das Gedächtnis schwebt, drängt sich mir der Verdacht auf, daß alle Reisepässe formen- und farbenblind sein müssen. Dieses Haar, durch das noch im Alter die rotgoldene Flamme der Jugend hindurchschlug, schlechtweg »blond« zu nennen, ist ein Verbrechen gegen die Schönheit des Lebens; und »dunkelblond« gar ist gelinde Lästerung. In einer Brieftasche, die sie einst ihrem Manne gestickt, finde ich seinen Namenszug aus ihren Haaren. Wie Goldstickerei sieht es aus; altgold vielmehr. Wer die Künstlerin je als Hero, Lycisca oder unter einem anderen antiken Namen gesehen, hat den Eindruck eines jener griechischen Tanagra-Figürchen, mit goldigem Haar und zart getönter Elfenbeinhaut, auf denen noch ein Nachschimmer der klassischen Goldelfenbein-Statuen zu liegen scheint. Und »grau« sollen ihre Augen gewesen sein. Sie waren es, insofern Grau eine Sammlung feinsten Töne ist, die unter jeder Erregung anders aufschillern. Und kurzsichtige Augen überdies, auf deren Spiegel leichte, brütende Schatten und ein rätselhafter, unsteter Flimmer unausgesetzt wechseln. Und vollends geistreiche Frauenaugen, aus denen der ewige April einer weiblichen Künstlerseele lächelnd droht und schmolldem schmeichelt. Und keine »besonderen Kennzeichen«; gar keine. Einfach »x«. Da doch jeden Augenblick tausend Menschen zu finden wären, für tausend Eide, daß diese Frau aus lauter besonderen Kennzeichen bestanden hat. — — Und dann die Stimme, die der Reisepaß überhaupt nicht gehört hat. Diese silberhelle, biegsame, echt lyrische Stimme, die nie stark genug war für die Höhen tragischer Leidenschaft, aber durch einen seltsam süßen Klang das Ohr umgarnte, daß man sich unversehens gerührt fühlte und darauf verzichtete, erschüttert zu sein.

— — Zerline Würzburg war, kaum daß sie im September ihre Stellung angetreten, die Heldin des Tages. Die Wiener des Burgtheaters berauschten sich an dieser taufrischen, sonnenfunkelnden Jugend, an dem blühweißen, mousselinezarten, silberklingenden Goldschnittwesen dieser Schauspielerin, die ein anständiges Mädchen war und vor ihrer eigenen halbkindlich tändelnden Theaterkeckheit erröten konnte. Und die Kritik schrieb, was die Zuschauer sagten. — — Grillparzer hat sie ausdrücklich für seine beste Hero erklärt. Die Turmszene mit Leander, in ihrem sinnverwirrenden Gemisch von Schämigkeit und zärtlicher Hingebung, wird niemand vergessen, der sie gesehen. Die kleine Rolle der Lycisca in Halms »Fechter von Ravenna« zeigte dieses »Changeant« verschiedener, in einander spielender Empfindungen wie in einem winzigen Hohlspiegel gesammelt. Das pseudo-antike Blumenmädchen, das unter flüchtigem Liebesgetändel ein verfehltes Leben beklagt, Lust auf den Lippen, Pein im Herzen, jede ihrer Rosen weiß von ihren Tränen, rot von ihrem Herzblut — es war eine leidenschaftliche Elegie, obgleich zart wie ein Hauch, und dabei lauter gesprochene Musik^{*)}. Kein Herz blieb ungerührt. Anton

^{*)} Vielleicht die Anregung zu Wedekinds Lisiska im »Totentanz«. Rubinstein war von dieser Rolle besonders entzückt und beteuerte oft genug, es sei ihm wohl niemals etwas so ans Herz gespielt worden. Noch in später Zeit, als die Künstlerin ihn einst um ein Autograph bat, gerade bei Tische, da schrieb er ihr mit Bleistift auf ihr Menu die Worte: »Für die göttliche Lycisca« und darunter in russischer Schrift seinen Namen. — — Niemand hat bis dahin die Leonore Sanvitale im »Tasso« reizender gespielt, in ihrer heiteren Sinnlichkeit, die so anständig bleibt, ohne doch wieder an das Pedantische zu

H. de Rain 7

6
~~31~~

streifen, unbefangen und verschmitzt, tugendsam und lebenslustig zugleich.

Technisch beruhte diese Art und Weise, neben dem Einfluß der Rachel, auf dem »idealistischen« Stil der großen Sophie Schröder, die das deutsche Schauspiel wieder hoch über den bürgerlichen Realismus emporgeschwungen hatte. — Auf ihrem eigensten Gebiete, im modernen Salon, angelangt, wußte die Künstlerin das Erbe ihrer Jambenzeit mit heiterem Geist zu nützen; für die Grandezza ihrer hochgeborenen Damen, wie für die Gespreiztheit ihrer bürgerlichen Reifröckseelen, in Schauspiel und Lustspiel, wurde diese pathetische Note zu einem wertvollen satirischen Behelf, der ganz ihr Eigentum blieb.

In jener jungen Zeit freilich, an dem schönen Mädchen, waren selbst die Fehler schön. Als ich Fräulein Würzburg zum erstenmal sah, bei ihrem Budapester Gastspiel im Jahre 1854, galt sie alles in allem für tadellos. Deutlich höre ich noch jetzt den so persönlichen Klang ihrer Stimme, wenn das Käthchen von Heilbronn zum Grafen mit ihrem schüchternen, verwunderten, zärtlichen, flehenden Ausdruck — alles zugleich — »Mein hoher Herr« sagte. Die ganze Stadt widerhallte von diesem: »Mein hoher Herr«, denn Tausende von Damen wetteiferten in Versuchen, es ihr so nachzuflöten. Ich sah sie erst neun Jahre später in Wien wieder. Sie stand auf dem Gipfel ihrer Jugendgröße und hatte bereits angefangen, sich jenes eigentümlich schillernde Mischfach zu schaffen, das man nur Gabillionfach nennen kann. — Ein neues Gestirn, Charlotte Wolter, stieg soeben erst, erschreckend rasch, über den Sehkreis empor. Damals war Zerline Gabillon, die ideale femme de trente ans, im Leben wie auf der Bühne, die eigentlich Gefeierte des Hauses. Und sie hatte noch fast das ganze tragische Fach in der Hand; nur in einigen Rollen »alternierte« bereits Fräulein Wolter mit ihr. —

— Laube, dem ihr zäher Wille und kriegerischer Geist viel zu schaffen gab, wußte wohl, warum er sie stets vorschob, wenn es einen schweren, und am liebsten, wenn es einen undankbaren Karren zu ziehen gab. Auch er erkannte in ihr, an seinen eigenen Hieb-, Stich- und Brandwunden, während er sie »im Tragischen immer tadeln mußte«, die in Deutschland noch nie dagewesene scharfe Dame für das moderne Fach — die Wolter des Lustspiels, könnte man sagen, wenn es nicht unrecht wäre, eine so ausgesprochene Eigenart mit fremder Etikette zu bekleben.

— In allen diesen Stücken fiel alles, was geistreich, pikant, weltedamenhafte, polemisch und durchtrieben war, Frau Gabillon zu. Historisches Kostüm oder letztmoderne Toilette, ihre Kunst beherrschte alle Eleganz von dritthalb Jahrhunderten. Ihre prickelnde Blutmischung, die sie im Leben zur vielumworbenen Salondame machte, erfüllte auch ihre Rollen. Ihre große Toilettenkunst, ihr Plaudergenie,

stellen, anzuzeigen und verzeichnen, logischen und feineren
ausgleich.

Technisch besaß diese Art und Weise neben dem Einfluß der
Fächer auf dem akademischen Feld der großen Segne, die
für deutsche Gedankkraft wieder hoch über den bisherigen Bestanden
emporgeschwungen war. — Auf ihrem eigenen Gebiet in
modernem Gebrauche, wählte die Kunstlehre des Lateinischen
Lernens mit bestem Verstande zu helfen; für die Geschichte ihrer
hochgeborenen Häuser, wie für die Geschichte ihrer süßlichen
Kaiserthümer, in Schatz und Laster, wurde diese Philologie
Nutz zu einem weit über natürlichen Maß, der ganz im Einklange blieb.

In jeder jungen Zeit, welche in das schöne Mädchen waren
sofort die Fächer schon. Als ich in Leipzig, Waisburg zum ersten
mal, bei ihrem höchsten Beispiele im Jahre 1854, war ich nicht
allein für solchen Beschäftigung noch nicht, aber zu geschwehen
Klang ihrer Stimme, wenn das Mädchen von Theorien vom Götzen
mit ihrem schwebenden verwehrenden, rührenden, heilsamen Anblicke
— diese ruhige — die über hohes Licht, das ganze Licht
vertheilte von diesem: nicht höher Licht, denn Laster der von Linsen
weiterhin in Verstand, es ist so wunderbar, ich sah sie erst
nach Jahre vorher in Wien wieder. Sie stand auf dem Gipfel ihrer
Lebensgröße und hatte bereits angefangen, sich ganz eigenständig
schillernde Menschheit zu erheben, die mit der Geduld nicht
kann. — Ein neues Gedicht, das die Worte, das Gedicht war,
verbreitend, fand dort den höchsten Empor, damals war Zeitliche
Lebend, die diese keine die keine aus im Leben, wie auf der
höhe, die eigentlich Geistes der Laster. Und sie noch hat
das ganze deutsche Fach in der Land; nur in einigen Schulen
schillernde, deutsche, deutsche Wörter mit ihr. —

— Lande, dem im Jahre Wille und Forderung, Geis wird zu
schaffen, daß, welche wohl, wenn er sie stets vorher, wenn es
einen anderen, und im Jahre, wenn es einen anderen Namen
zu haben, daß, auch er, würde in ihr, an seinen einen, Licht,
Stück und Wandlungen, während er sie zum Tag, seinen
Laster, mußte, die in Deutschland, noch die bedeutende, schickte
Lande für das moderne Fach. — die Worte der Laster, die
man, wenn er nicht immer, wie, eine so sorgfältige
Eigenschaft mit deutscher Bildung zu besitzen.
— In allen diesen Stücken, die alles, was gediegt, gleich,
vertheilt, gebildet und herbeilied, von dem Geiste zu
Historische, können oder ist, in der Laster, die Kunst, deutsche
die Laster, von dem Laster, die Laster, die Laster, die
mischung, die sie im Laster, zu vertheilt, die Laster, die
entwille, noch für, die Laster, die Laster, die Laster, die

111
112

ihr rascher Witz im Sprechen und Zuhören, ihre »Schärfe« und insbesondere die »Dame« in ihr: das waren Elemente, die sich selten so zusammenfinden.

— — Selbst ihre Goneril war etwas; schon durch ihr Anhören des väterlichen Fluches wußte sie zu wirken. Dann Schiller! Ihre Gräfin Terzky ist wohl ein Beweisstück gegen jeden Einwand. — — Sie spielte die Rolle sehr gern, denn sie fühlte darin ein Stück ihres eigenen energisch drängenden, hoch hinaus wollenden, streitbaren Wesens. — — Die eigentliche Schillersche Gabilonrolle der Jugendzeit war freilich die Eboli mit ihren sich heranschlingelnden Verführungskünsten. Die Scene, wo Posa sie mit dem Dolch bedroht, war einst berühmt, als Josef Wagner, der Schwarzlockige im schwarzen Malteserkostüm, die geschmeidige Gestalt der Prinzessin, in lang nachschleppendem schwarzem Sammetkleide, wie er sie auf der Flucht einholt, federleicht über den linken Arm warf und den Dolch über ihrem Herzen blitzen ließ. Hart an der Wand, neben der Thüre links, gab das eine reine Silhouettenwirkung, schwarz auf weiß, die sich dem Auge für immer einprägte. — — Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie das Gabilonfach doch nach allen Seiten über das moderne Stück hinausgriff.

— — Ihre Art, sinnliche Farben in homöopathischen Dosen verwenden, mit so viel wie nichts alles zu gewinnen, war eine Besonderheit. — — Indem sie als Fürstin Udaschkin (in »Graf Waldemar«) den durchkälteten Fuß am Kaminfeuer wärmte, wußte sie die Wirkung eines Décolletés von heute zu machen. Wenn sie als Baronin Pfeiffers (im »Sohn des Giboyer«) den Neffen des alten Marquis umstricken wollte, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte — sie trug schon damals den erst durch Sarah Bernharat berühmt gewordenen langen Handschuh — da war sichtlich kein Entrinnen. L

v. v. m.

/ "

L --

die rassistische Welt im Gespräch und Lachen, im „Schicksal“ und im Besonderen die „Damen“ in ihr; das waren Elemente, die sich schon so zusammensetzten.

— Selbst ihre Gerechtigkeit war etwas; schon durch die Anbahnung des vaterländischen Kampfes wollte sie zu wirken. Dann Schiller! Ihre Größe lag nicht im Bewusstsein gegen jeden Feind, — Sie spielte die Rolle sehr gern, dann die Rolle dann im Stück ihres eigenen, erregten, tragenden, hoch hinaus wühlenden, stehenden Wesens. — Die eigentliche Schillerische Leidenschaft der Jugendzeit war nicht die Liebe mit ihren sich herauschlagenden Verhältnissen, sondern die Liebe mit dem Dicht. Die Liebe war nicht die Liebe, die sie mit dem Dicht befreundet, was sie als die Liebe der Schwärzlinge im schwachen, ungeschickten, die geschwätzige Gestalt der Prinzessin, in lang nachschlingenden schwarzen Sammetkleide, wie er sie auf der Flucht durch den Wald über den Rücken kam und den Dicht über diese Person hinweg hat, ließ er der Welt, neben der Liebe, gab das eine reine Selbstverwirklichung, selbst die Welt, die sich dann zeigte, wie das Dichtliche doch nach allen Seiten über das moderne Stück hinausgeht.

— Ihre Art, sinnliche Farben in romantisches Dösen zu verwandeln, mit so viel wie nichts alles zu gewinnen, was eine Begeisterung ist, — Indem sie die ersten Liebesbriefe für Graf Waldemar (den dunkelsten Tod am Kampfboden) schrieb, wußte sie die Wirkung eines Dichters vor heute zu machen. Wenn sie als Frauen Pöbelers (im Sohn des Olympos) den Küssen der alten Mädchen entgegen wollte, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte — sie trat schon damals den erst durch Satin behandelten Gewandenen langen Kleider — da war natürlich kein Fortschritt.

— — Bei solchem stets verlarvten Sprechen ist Ironie die Hauptwürze und, wenn die Maske einmal gefallen, Hohn. Alles freilich in den höflichsten, ja bei geschichtlichen Personen in höfischen Formen; zierlich gespreizt oder säuberlich abgezirkelt, zeremonienhaft, frisiert, geschminkt; jeder Punkt ein Schönplasterchen, jedes Komma ein accroche-coeur, jede Bewegung eine Art Verbeugung, die mit der Anwandlung eines Fußtrittes kämpft. — — Man wird ihre herzliche und muntere Königin von Navarra nicht vergessen, und die modistischen Entzückungen und Verzweigungen ihrer Frau von Mènevillè in den »Feenhänden«, und ihre Herzogin von Marlborough im »Glas Wasser«, wie nach der pathetischen Seite hin ihre Adrienne Lecouvreur — — Ihre Hauptfigur in dieser Zeitspanne ist jedoch, neben Lady Tartuffe, die Gräfin Antreval im »Damenkrieg« (Scribe und Legouvé). Dieses Muster des damaligen Konversationsstücks ist ganz und gar ein Sprechkampf, ein elegantes Duell auf Zunge. Das ritterliche, fechtbodenmäßige Degenkreuzen zwischen der Gräfin und dem Polizeipräsidenten Baron Montrichard wurde mit Recht als Bravourstück betrachtet, und zwar nach beiden Seiten, als Herr Gabillon den Montrichard übernommen hatte. Die beiden in ganz wesentlichen Dingen so geistesverwandten Ehegatten führten den Kampf mit gleichem Ruhm. In so manchem ähnlichen Duett noch hat man sie bewundert, als Herzogin von Marlborough und Bolingbroke, nicht minder in »Flattersucht«, vor allem jedoch als Beatrice und Benedikt. Es war ein vorbestimmtes Paar.

le

— — Ewig jung blieben vollends ihre Nerven-Humoresken. Man kann sie wohl so nennen, diese feinkomischen Stimmungs- oder vielmehr Verstimmungsbilder aus dem weiblichen Nervenleben. Die Vapeurs des vorigen und die Migränen des jetzigen Jahrhunderts, die Idiosynkrasien und halben Ohnmachten, kurz alles, wobei man früher zu »englischen Salzen« roch und jetzt den Geist des Antipyrins beschwört, spielte sie mit Passion. — —

— — Dagegen schien sie in den neueren französischen Komödienmüttern noch immer unerreichbar. Franzosen erklärten, sie hätten die Frau von Thauzette in Dumas' »Denise« von keiner Französin besser oder auch nur so gut gesehen. — — Ihre Glanzrolle in dieser Gruppe, vielleicht noch besser als die Thauzette, war die alte Herzogin von Réville in Paillerons »Welt, in der man sich langweilt«. Noch ganz ancien régime, freigeistig mit dem Maß der Anmut und weiblichen Würde, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, humoristische Komödien-Vorsehung, welche da ist, um die Unnatur zu strafen und die Natur zu belohnen. — —

Jener Zug geistreicher Selbstverspottung, der gelegentlich durch die Charaktermalerei ihrer älteren Zeit ging, äußerte sich auch als Selbstverhäßlichung. Wenn es die Farben des Bildes erheischten, setzte sie, die so lange eine schöne Dame gewesen, einen Ehrenpunkt darein, sich zur vollkommensten Vogelscheuche zu machen. Daher waren ihre Hexen und was sonst in diese Art schlägt, etwas Besonderes. Ihre Hexe in Grillparzers »Traum ein Leben« war eine Berühmtheit. — — Und am Ende dieser seltsamen Folge von Unholden stand die »Sorge« im zweiten Teil des »Faust«. Die war einfach ein Meisterstück des Schauerlichen. Wenn dieses aschgraue Etwas, das in seiner verschleierte, verschwimmenden Erscheinung wie unsichtbar aussah, ohne bemerkliche Schritte, geradeaus wie das Schicksal auf

9

(Ist von Li
alle Wörtern
wird?)

1! -
Fausts Thüre zuschwebte und »durchs Schlüsselloch« hineinschlüpfte — in der Dämmerung merkte man gar nicht, wie die Thüre sich zum Spalt öffnete —, da rieselte ein stummer Schauer durch das Haus. Und dann begann sie ihre einsilbige, eintönige Zwiesprach mit ihm, ein erschütterndes Gelispel aus dem Jenseits, bis zu den Worten: »Die Menschen sind im ganzen Leben blind, Nun, Fauste, werde du's am Ende!« und hauchte ihn an, daß er blind ward. Die Wirkung dieses Hauches, der, obgleich nicht einmal ein Laut oder Klang, durch das ganze Haus ging, stellt sich wohl kein Leser der Dichtung vor. Man schloß unwillkürlich die Augen, um nicht blind zu werden.

— — Das letztemal trat sie am 10. Dezember 1891 auf, in »Traum ein Leben«, als jene Hexe, die den tödlichen Schlummerkrank bringt. — —

»Nun — und nie!« Das waren ihre letzten Worte auf der Bühne. — —

1.1) (?)

1.1) (?)

/2

Pan's Thüre auswich und die Schlüsselloch- hinstechende
— in der Dämmung merkte man gar nicht, wie die Thüre sich
zum Spalt öffnete —, da herrschte ein stummer Schauer durch das
Haus. Und dann begann sie ihre einseitige, einhändige Zwiesprach mit
ihm, die erschütternde Collage aus dem Jenseits, die zu den Worten:
„Die Menschen sind im ganzen Leben blind. Nun, Panste, werde du's
am Ende! und bachte ihn an, daß er blind war! Die Wirkung
dieses Pan'schen, der, obgleich nicht einmal ein Laut oder Klang,
durch das ganze Haus ging, stellt sich wohl kein Leser der Dichtung
vor. Man schloß unwillkürlich die Augen, um nicht
blind zu werden.

— Das letztemal trat sie am 10. December 1831 auf, in
Tübingen ein Leben, als jene Texte, die den höchsten Schimmerpunkt
bilden. —
Nun — und nie! — Da waren ihre letzten Worte auf der
Bühne. —

10

~~Drum rede der Freund und der Bewunderer~~ L...
 eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem,
 was gewesen ist! ~~« (La Roche an Sonnenthal.)~~
 Keine Vertretung kultureller Interessen, keine Druck- 17
 schrift der Stadt, in deren künstlerischem und gesell-
 schaftlichem Leben sie durch vier Jahrzehnte dominiert
 hatte, nicht die Bühne, auf der jener Hauch ge-
 sprochen, jenes Schicksalswort verhaucht war,
 hat sich des Tages erinnert.

10

~~Die Kunst des Zeichnens ist ein dankbares Wort von dem
keine Verbindung kultureller Interessen keine Dichtung
schafft der Stadt in deren künstlerischen und geistlichen
schaffenden Leben sie durch vier Jahrhunderte dominant
hatte nicht die Bühne auf der kein Mensch es
sprechen eines Schicksals verbannt war
ist sich das Tages erinnert~~

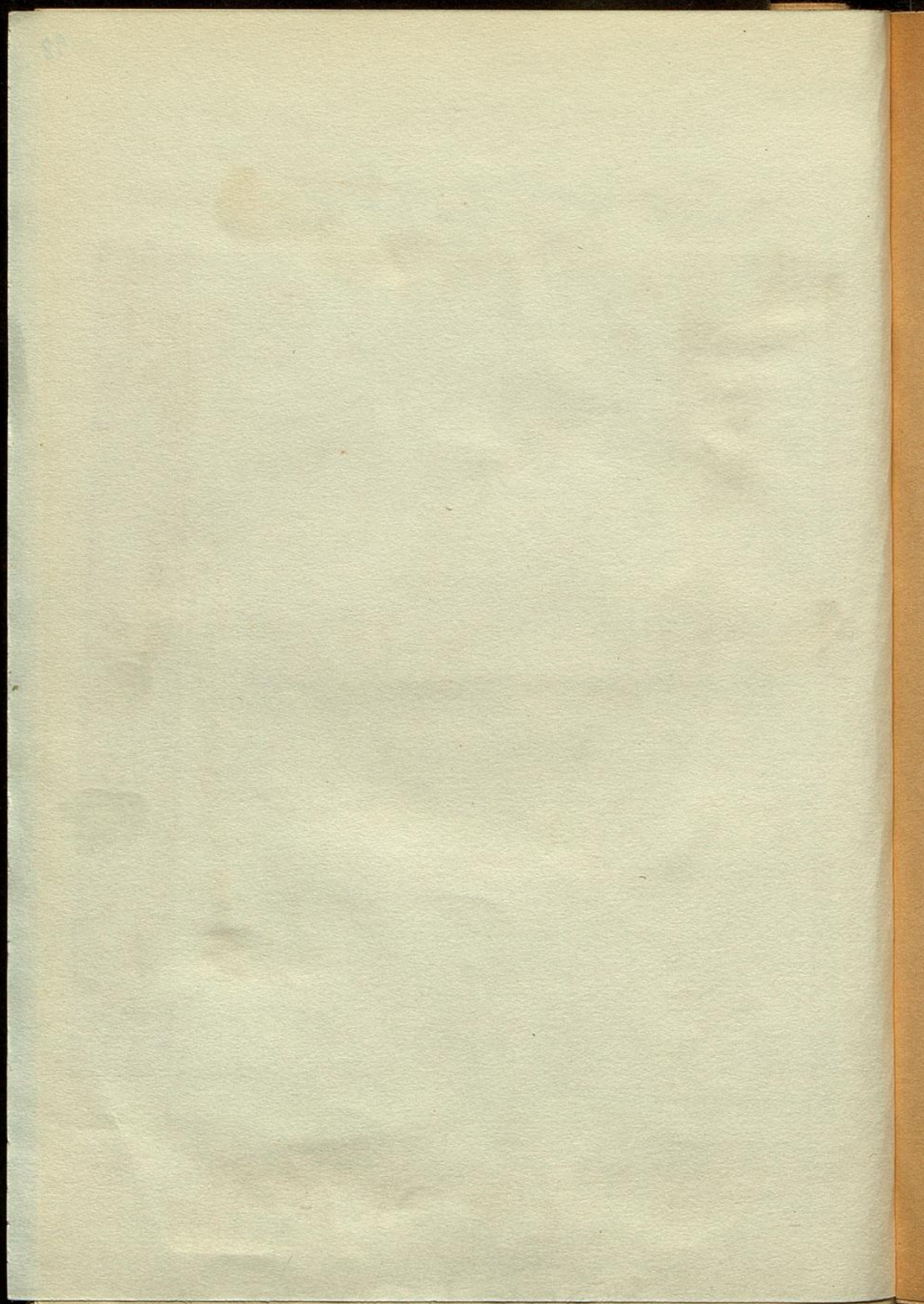
2
[

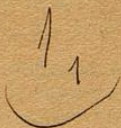
Hand 4 separate but it is the same
in 2. funktion; was jetzt
wird

† Du wirst finden, daß wir das, was sich Fortschritt nennt, deshalb schmerzlich betrachten, weil wir in Wahrheit nichts haben, was man als Fortschritt ansehen kann; du wirst bemerken, daß ich viele Dinge satirisch betrachte, aber mit der Bitternis der Ohnmacht dessen, der, ohne sie bessern zu können, sie so beschreibt, wie er sie sieht, und nicht, wie er sie ersehnt; du wirst sehen, daß uns Fortschritt etwas anderes bedeutet als der großen Mehrheit: nicht Maschinen, Eisen, Dampf, gerade Linien, Bequemlichkeit; sondern Ästhetik für die Augen, Poesie für das Leben, Ideen für den Geist und tiefste Kunst für unsre Erhebung. Du wirst sehen, daß entgegen allem Schwindel des Heute es uns freut, das Erbe der Vergangenheit durchzugehen, um ihre Blüten zu suchen und mit ihnen eine neue Kunst zu formen; eine Kunst, die nicht mit tandhafter Aufmachung die Dummen verblendet; eine geistige Kunst voll echter Feinheiten; eine Kunst, die wir in unserem Land verehrt sehen wollten und deren erste Diener und letzte Künstler wir wären. †

Santjago Rusiñ 1

Ante dem Herrmann 7. u. Ho jas de la vida u





Du wirst finden, daß wir das, was sich Fortschritt nennt, deshalb schmerzlich betrachten, weil wir in Wahrheit nichts haben, was man als Fortschritt ansehen kann; du wirst bemerken, daß ich viele Dinge satirisch betrachte, aber mit der Bitternis der Ohnmacht dessen, der, ohne sie bessern zu können, sie so beschreibt, wie er sie sieht, und nicht, wie er sie ersehnt; du wirst sehen, daß uns Fortschritt etwas anderes bedeutet als der großen Mehrheit: nicht Maschinen, Eisen, Dampf, gerade Linien, Bequemlichkeit; sondern Ästhetik für die Augen, Poesie für das Leben, Ideen für den Geist und tiefste Kunst für unsre Erhebung. Du wirst sehen, daß entgegen allem Schwindel des Heute es uns freut, das Erbe der Vergangenheit durchzugehen, um ihre Blüten zu suchen und mit ihnen eine neue Kunst zu formen; eine Kunst, die nicht mit tandhafter Aufmachung die Dummen verblendet; eine geistige Kunst voll echter Feinheiten; eine Kunst, die wir in unserem Land verehrt sehen wollten und deren erste Diener und letzte Künstler wir wären.

Santiago Rusiñol

(Aus dem Vorwort zu »Ho jas de la vida«)

1 (1)

V 11

Zerline Gabillon

Zu ihrem hundertsten Geburtstag*)

(Güstrow, 19. August 1834 — Meran, 30. April 1892)

Der Baumeister, der Bildhauer, der Maler kann von seinen Kunstwerken sagen: »Dies ist, und es wird sein« — Nicht so der Schauspieler . . . Sein Kunstwerk geht dahin, wie das Lächeln über das Gesicht eines Menschen. Drum rede der Freund und der Bewunderer eines seltenen Talents ein dankbares Wort von dem, was gewesen ist! —

La Roche an Sonnenthal, 26. März 1880

Von einem, der dies Wunder nur verglimmen sah, doch mit aller unerlebten Gewesenheit sich gegenwärtig erhielt (wie das länger erlebte Elementarereignis Charlotte Wolter), wird der Versuch unternommen, durch Berufung gleichfalls verstummer Stimmen von Gewicht die zarteste und dennoch durchdringendste hörbar zu machen; durch Verbindung nachgebildeter Züge ein Bild des Unvorstellbaren zu bieten. Für solche, die die Fülle des Tags nicht frech gemacht hat, sondern erst fähig und würdig, den Mangel zu fühlen und den Verlust. Entgegen einer Theaterzeit, deren Schieber, den Kulissen fremd, ihre Verrichtungen und Beratungen vor Pleite und größerem Untergang durch eine nichtswürdige Presse gebreitet und gedeutet, gewürdigt und gewalkt finden; deren sichtbaren Nulzen das tägliche Papier Entschädigung und das Wunder der Technik Verewigung gewährt. Und mit stolzer Bewußtheit, so weit als nur möglich hinter der Zeit zu bleiben und hinter einem Fortschritt, den nichts mehr mit so teurem Leben verbindet, mit dem Kulturbegriff verschollenen Deutschtums, verschollenen Judentums, nichts mit einem Inhalt, noch unberührt von Betrieb und Gewalt.

*) Diese Veröffentlichung, zu der bislang die Gelegenheit gefehlt hat, wird nach einem Jahre schuldigermaßen nachgeholt. (Brockhaus gibt allerdings 1835/an.)

18. Gustav

In demselben Glücksjahr 1853 hatten sich die beiden wunderbarsten Kinder Güstrows, Zerline Würzburg und Louis Gabillon, im Wiener Hoftheater zusammengefunden.

Mitten im weichen Wien fanden beide ein Stück Niederdeutschum, das ihnen Segen brachte. Sie fand es in Adolf Wilbrandt, dem selbst so weichen Rostocker, dem einzigen Burgtheaterdirektor, durch den sie sich nicht gekränkt und zurückgesetzt fühlte, der sie mit sanftem Arm aus dem interessanten Alter ins Fach der Mütter lockte. — —

Paul Schlenther,
Nachruf für Ludwig Gabillon, 1896

(zitiert in dem Buch von Helene Bettelheim-Gabillon, Hartleben, Wien 1900)

Manches Gute dieser Art hab' ich als Direktor erlebt; dahin rechn' ich auch das friedlich herzliche Einverständnis, in dem ich mit Zerline Gabillon lebte, gleichfalls bis zum Ende ungetrübt. Es war eine Überlieferung im Burgtheater, daß mit dieser klugen, feinen, aber nach feststehender Meinung herrschsüchtigen und scharfzüngigen Frau kein Direktor auskommen könne. Sie hatte mit Laube und mit Dingelstedt viel gekämpft; sie hatte aber auch viel erlitten, das sie reizen mußte. Mit einer so mannigfach verbitterten und dabei gefährlich begabten Frau im besten Frieden zu leben, dazu war allerdings guter Wille nötig; nun, den hatte ich. Sie sah bald, daß ich mich bemühte, ihr vom Geist beherrschtes Talent zum Nutzen des Theaters und zu ihrer eigenen Freude zu verwerten. Ich fand Rollen für sie, in denen sie die Feuerwerke ihres Salondamenesprits treffsicher abbrennen oder sonst ihr Gutes und Bestes geben konnte; — — und so trug sie noch frischgrüne Johannistrieberfolge davon.

Adolf Wilbrandt, »Erinnerungen«
(Cotta, Stuttgart 1905)

In dem französischen Schauspiel »Denise« hatte ich wieder einmal Gelegenheit, Frau Gabillon, die mir von jeher als eine der vollendetsten Schauspielerinnen des Burgtheaters galt, in einer ihrer Glanzrollen als Frau von Thauzette zu bewundern. Diese vornehme Künstlerin schuf stets aus dem Ganzen. Ihre Leistungen waren mit den erprobten Waffen ihres Geistes und ihrer großen Bühnenerfahrung stets einheitlich durchgeführt und siegreich stand sie da in dankbaren und undankbaren Aufgaben. Über eine feine Gestalt und große Distinktion verfügend, lag ihre Stärke in einer nuancenreich ausgebildeten Darstellung, in einer geschulten Mimik und in einer trefflich und scharf pointierenden Redeweise. Sie fand nicht nur, wie er fand in ihren Rollen, und es war gewiß nicht das Schlechtere, was sie auf diese Weise zutage förderte. Ihr Können war von einem durchdringenden, scharfen Kunstverstande geschliffen wie der feinste Brillant. — —

Drei gewaltige Schauspielerinnen waren Charlotte Wolter, Zerline Gabillon, Helene Hartmann. Die Vorzüge der großen Burgtheatertragödin waren ein starkes Naturell, hinreißendes Feuer, verzehrende Leidenschaft, ein edles, ausdrucksvolles Gesicht und Organ. Ihre Sprache, im Konversationsstücke oft unter einer gewissen Monotonie leidend, konnte im Tragischen bezaubern und erschüttern. Der göttliche Funke ihres gigantischen Talentos blitzte in allen ihren Schöpfungen. Frau Gabillon und Frau Hartmann waren als Künstlerinnen ihrer tragischen Kollegin ganz ebenbürtig. Beide schufen stets einheitliche, künstlerisch vollreife Leistungen. — —

Rudolf Tyrolt, »Aus dem Tagebuche
eines Wiener Schauspielers«
(Braumüller, Wien 1904)

2

— Nur im ersten Akt, in dem diplomatischen Duell mit Burleigh, war ihr ~~die~~ Frau Gabillon, mit der sie viele Jahre in der Rolle abgewechselt hat, weit überlegen. —

— Aber auch in den ersten Akten der Adelheid war meines Erachtens Frau Gabillon besser am Platz. — Zu den Zungenkämpfen mit Weislingen braucht die Darstellerin weniger Temperament und Leidenschaft als überlegenen Geist und Verstand. Die Schlußszene freilich, der Tod unter den Händen des Fehmrichters, dessen Heranschleichen sie in wachsender Angst vom Fenster aus beobachtet, und der gräßliche Aufschrei unter den Händen des Würgers, war wie gemacht für die Wolter, welcher erst Dingelstedt die Szene auf Grund der Goethischen Bühnenbearbeitung so zugerichtet hat, daß sich der Ruf der ganzen Rolle auf sie gründete.

Jacob Minor,

Nachruf für Charlotte Wolter, 1898

(»Aus dem alten und neuen Burgtheater«, Amalthea-Verlag, Wien 1920)

Das was ich oben den Elan genannt habe, trat namentlich in der höchst eigentümlichen Sprechweise hervor, die Gabillon mit seiner Frau gemein hatte. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieser unverglichen und einzigen Frau, die ihrem Mann nicht an Herzen, aber an Geist*) und wohl auch an Kunst überlegen war, einen sehr bedeu-

*) Der ihm eigentümliche macht seine Schilderungen, Tagebuchblätter, Urteile, Briefe zu einem zwar wenig bekannten, aber kostbaren Kapitel deutscher Literatur. Der andere war für Bühnengestaltungen entbehrlich, die in ihrer Einzigartigkeit, freilich in den meisten der Stücke, nicht wiederkehren werden: Der Mann vom Eisen (»Der Traum, ein Leben«), Hagen (»Die Nibelungen«), Alba (»Egmont« und »Don Carlos«), Selbitz (»Götz«), Kattwald (»Weh dem, der lügt«), Junker Tobias (»Was ihr wollt«), Kalb (»Kabale und Liebe«), Wachtmeister und Buttler (»Wallenstein«), Bardolph und Northumberland (»Heinrich IV.«), Milota (»Ottokar«), König Claudius (»Hamlet«), Talbot (»Jungfrau«), Erdgeist (»Faust«), Don Lope (»Der Richter von Zalamea«), Polyphem (»Der Zyklop«), Dismas (»Der Tod im Stock«), Boffesen (»Landfrieden«), Lindenschmied (»Der Erbförster«), Oberst Sperling (»Griechisches Feuer«), Thompson (»Schach dem König«), Delobelle (»Fromont jun. und Risler sen.«), Abdallah (»Die guten Freunde«), Choiseul (»Narcis«), Georg III. (»Pitt und Fox«) — nach fast einem halben Jahrhundert hörte ich jüngst plötzlich sein gedehntes »Was? quoi!«, ausgreifend wie sein Gang, während ich mich diesjähriger Königsnuancen des Junggesellen«, Oberst Berg (»Die Journalisten«), Baron Paumann (»Wilddiebe«), Neagoi (»Meister Manole«), Saweljew (»Kriemhild« von Meyer), Betrunkener (»Ein

↓ w.

29

H - n
✓

Volksfeind«), Seifert («College Crampton»), und Mattern («Hannele«) ~~noch~~ heute läuft's einem vor dem Gespenst über den Rücken. Der direktorialen Erkenntnis, daß man Tote nicht lebendig machen kann, soll sich niemand verschließen; aber jeder, der sie erlebt hat, darf bedauern, daß es auch mit Lebenden nicht gelingen mag, und seufzen, wie schwer es einem wird, sich durch die Tressler-, Aslan- und Senders-Epoche durchzufretten. »Sie waren alle Originale«, belehrte Peter Altenberg ein heutiges »Ehrenmitglied« über die Vorgänger. Doch unter allen, trotz Mitterwurzer, jener das größte. (Um Speidels Wort umzukehren: Man sieht ihn neben ihr stehen und feiert ihn mit.)

tenden Einfluß auf den Gatten zuschreibe. — — Nur um eine Eigentümlichkeit im Tempo der Rede handelt es sich. Die Gabillons liebten es nämlich, auf der betonten Silbe auffallend lang zu verweilen und dann sehr leicht und elegant, aber immer deutlich über die weniger betonten Silben hinwegzueilen, bis ein neuer Gipfel Aufenthalt bot usw. Diese Sprechweise ist den Franzosen eigen, und wie Gabillon, der kerndeutsche Mann, einen französischen Namen trug, so hatte er auch den Elan der französischen Sprechweise. — — ich erinnere nur an die unnachahmliche Weise, in der Frau Gabillon in den ersten Worten der Beatrice: »Nun, Signor Benedikt, wie viele Feinde habt Ihr denn aufgefressen«, wobei der ganze Nachdruck auf das Wort »aufgefressen« fiel, ihrem Gegenspieler den Handschuh hinwarf. Man kann sich aber denken, welche Wirkung dieses Ehepaar als Benedikt und Beatrice hervorbringen mußte, wenn sie beide auf denselben und noch dazu auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der zudem etwas Herausforderndes und Übertreibendes an sich hat. — — die beiden kämpften als ebenbürtige Gegner mit den gleichen Waffen. — —

Derselbe,
Nachruf für Ludwig Gabillon, 1897
(ebenda)

— — Die Posse hätten wir wohl; wo aber bleibt das Lustspiel Shakespeares, wo Olivia und namentlich Viola? Eine Viola haben die Meininger nicht, wohl aber haben wir sie wieder auf dem Burgtheater gesehen, wie man sie anderwärts kaum sehen wird. Frau Gabillon hat uns diese reizende Hosenrolle gespielt, und nie hat man ein Beinkleid anmutiger ausgefüllt und mit der höchsten Sittigkeit des Spieles zugleich jene höchste Freiheit verbunden gesehen, die aus der bewußten Reinheit der Intentionen entspringt. . . . Es ist nicht unsere Schuld, wenn unsere Gedanken, sooft von den Meinigern die Rede ist, immer burgwärts schweifen. — —

Ludwig Speidel, Epilog zum Gastspiel der Meininger, 4. November 1875
(»Schriften IV«, Meyer & Jessen, Berlin 1911)

(Mann-
 Vorkämpfer), Sellen (College Champion), und Matten (Man-
 nach dem Tod's einem vor dem Gespenst über den
 Rücken der höchsten Erkenntnis das man Tod nicht überdauern
 machen kann sich aber niemand verächtlich; aber jeder, der sie
 erhebt hat, hat bedauern, das er auch mit Lebenden nicht zugehen
 mag, und schreit, wie schwer es einem wird, sich durch die Trübsal-
 Asten und Stufen-Fuchte durchzusetzen. Sie waren die Oligo-
 nach, höchste Poles Alchemie die heilige, Erasmussche
 über die Vorgänger. Doch einer eben, mit Mitternacht, kann
 das Geiste (Cm Spindel's Wort umzusetzen. Man stellt ihn neben
 die Asten und hoch bei ihm.)

W
 ✓

laden Klänge auf den Latten inschreiben. — Ein um das Leben
 trübsallich im Tempo der Zeit, es sich die Fäden lösen
 es mancher, mit der bekümmten Stirn, schließend lag er verweilt und dann
 sein Licht und Leben, aber immer deutlich über die vergangen Jahre
 der Stufen hinwegzusehen, für ein neues Leben, Ansehen, das war
 das Spindel's in den Trübsaligen, mit wie trüblich, der
 Kropfbreite Mann, einen menschlichen Mann, lag er habe er auch
 den Blick der menschlichen Spindel's. — Ein anderer war an
 die menschliche Weise, in der Frau Fashion in der ersten Worten
 der Trübsal. Man Spindel's, wie viele Trübsal hat in dem
 aufgehoben, wohl der ganze Menschheit in der Welt, aufgehoben
 hat ihren Gespenst, der den Menschen trübsal, man kann sich über
 denken, welche Wirkung dieses Gespenst als Menschheit und Bestie
 hervorgerufen mag, wenn sie beide auf denselben und noch dann
 auf einen ganz besonderen Ton gestimmt waren, auf einen Ton, der
 jedem einen Menschen, und Derselben, so will hat. —
 die besten Menschen zu demselben Gespenst mit den gleichen Willen. —

Spindel's
 Natural im Ludwig Gaddison 1877
 (Abdruck)

— Die Füsse hielten sie wohl; wo über die die Trübsal
 Spindel's, wo Oligo und menschlich, wie's ihm Vorkämpfer haben die
 Menschheit nicht, wohl aber haben wir sie wieder mit dem Durschnitte
 gesehen, wie man die Trübsaligen kaum sehen wird, man Gaddison hat
 uns diese trübsalige Trübsaligkeit gegeben, und sie hat man die Trübsal
 trübsalige Menschheit, und mit der höchsten Stufen, der Stufen, zu
 einem, man hat die Trübsal, verbunden gesehen, die man hat bewiesen
 werden, der Trübsaligen entgegen. Es ist nicht unsere Schuld,
 wenn unsere Gedanken, noch von den Menschen die Rede ist,
 immer häufiger schwellen. —

Ludwig Spindel's, Erläuterung zum Gaddison
 seit der Gründung, 4. November 1875
 (Schmidt's, Meyer's, Lohmeyer, Berlin 1911)

Spricht man von Ludwig Gabillon, so kann man es kaum tun, ohne auch an Zerline Gabillon zu denken, die uns ohnedies in einem anmutigen Buche von Ludwig Hevesi, das in diesen Tagen erschienen ist, nahegebracht wird. Wir haben einmal versucht, den Eindruck zu fixieren, den Zerlinens erstes Auftreten im Burgtheater hervorgebracht hat. Wie ein erquickender Luftzug von Jugend und Schönheit wirkte ihr Erscheinen auf den Brettern der Burg. Auf einem schlank und schwellend gebauten Körper, der die reinsten Verhältnisse teils zeigte, teils verriet, saß, von einem zierlichen Halse getragen, ein schön geformter Kopf mit einem mädchenhaft vollen, blühenden Gesicht, dessen semitisch angelegte Züge in das nachbarliche Ideal des griechischen Profils mit eigentümlichem Reiz hinüberspielten. In dieser frischen Jugendlichkeit und dieser Dämmerung von Formen lag eine Romantik, die das Publikum entzückte. Alle Welt war verliebt in sie, selbst die Kritik; aber nur der jugendliche Recke Ludwig Gabillon fand Gnade vor ihren Augen und durfte gemeinsam mit ihr die süßen Bitternisse ehelichen und theatralischen Zusammenlebens genießen. In dem Buche von Hevesi wird dieses Verhältnis mit einer Wahrheitsliebe geschildert, die nur noch von dem Takte, womit die Wahrheit gesagt wird, übertroffen werden dürfte. Mit der heftigsten, mit einer dem Haß verwandten Leidenschaft, wie wenn Feuer und Wasser aneinander geraten, liebten sich die beiden; aber sie stritten nur, um sich wieder zu versöhnen; und nahezu vierzig Jahre, bis zum Tode Zerlinens, sind sie sich unentbehrlich gewesen und haben mit unverbrüchlicher Treue zueinander gehalten. Das Jubiläum Gabillons wird ihm nur durch den einen Gedanken getrübt, daß er es nicht zugleich mit seiner Gattin feiern kann. Sie fehlt ihm auf der Bühne, wie er sie im Leben vermißt. Er hat so lange gemeinsam mit ihr gearbeitet, er ist ihr in der langen Zeit, da sie sich von der tragischen Liebhaberin bis zur scharfen Dame entwickelt hat, in die Tragödie nachgestiegen und in das Lustspiel nachgegangen. Sie, die große Künstlerin, hätte ihm nicht fehlen dürfen bei seinem Jubiläum, aber man sieht sie neben ihm stehen und man feiert sie mit.

Derselbe (Ludwig Gabillon, Vierzig Jahre Burgtheater, 31. Okt. 1893/1111)
(ebenda) (C)

— — In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmannschaftliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Dankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben, derer Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegendem Zartgefühl gedenken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden. Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. — —

Ludwig Gabillon, 5. Nov. 1893
(an den Bürgermeister, zitiert von Helene Bettelheim-Gabillon)

Späher man von Ludwig Götting, so kann man es kaum tun,
 ohne auch zu Götting zu denken, die uns ebenfalls in einem an-
 nungigen Buche von Ludwig Hezel, das in diesen Tagen erschienen
 ist, nachgelesen wird. Wir haben einmal versucht, den Händel zu
 führen, den Zeitungsreiser führten im Haupttheater in Vorposten
 hat. Wie ein eigentlicher Lektüre von Johann und Schömann will
 im Fischen auf den Bäumen der Burg. Auf einem schmale und
 schwebend gehalten Körper, der die letzten Verhältnisse zeigt,
 teil verlor, sah von einem zeitlichen Hüte getragen, ein schön ge-
 formter Kopf mit einem mächtigen vollen, rötlichen Gesicht,
 dessen sanftlich angelegte Lüge in das nachdenkliche Ideal der geistli-
 chen Profis mit eleganten Ritz nachgezeichnet. In diesen
 fischen Inzuchtlichkeit und diese Färbung von Form ist ein
 Romanik, die das Publikum anzieht. Alle Welt war verflocht in es,
 schied die Fichte; aber nur der Jugendliche Herr Ludwig Götting
 fand Gnade vor ihren Augen und durfte gemeinsam mit in die schein-
 lichsten Reden und theoretischen Zusammenhänge gehen. In
 dem Jahre von Hezel wird dieses Verhältnis mit einer Wärme-
 liebe geschildert, die nur noch von dem Jahre, wenn die Wärme-
 geist wird, bestritten werden dürfte. Mit der richtigen und einer
 dem Hab vorwärtigen Leidenschaft, wie wenn Feuer und Wasser an-
 einander gehen, ließen sich die beiden; aber sie stießen nur, um
 sich wieder zu verbinden; und nahen wenig Jahre, bis zum Tode
 Zeitens, sind sie den unerschütterlich gewesen und haben mit unzer-
 rüttelbarer Treue zueinander gehalten. Das Jährliche Göttingen wird
 für nur durch den einen Gedanken getrieben, daß es nicht möglich
 mit seiner Göttinge sein kann. Sie trüb ihm auf der Bühne, wie es
 sie im Leben vertritt. Er hat sie lange gemeinsam mit der Göttinger
 er ist in der letzten Zeit, da sie sich von der Tragedie löst,
 haben die zu erfahren. Das entwickelt hat, in die Tragedie nach-
 gezogen und in das Lustspiel nachgezogen. Sie die große Kunst-
 die hätte ihm nicht fehlen dürfen bei seinem Tode, aber man
 stellt sie neben sich stehen und man hat sie mit.

Der selbe (Ludwig Götting) Wieweg
 Jahre Hinführet, 31. Okt. 1833
 (Ephod)

— In der Folge der Freunde, die denen die Gedemans-
 schenlichen Wohlwollen nicht zueinander hat, kann ich nicht die Ge-
 danken nicht erweisen: welche menschliche Freude würde im Göttinger
 Ehrenangabe mancher hochgelehrten Frau Zelle gemacht haben,
 deren das Leben mit so tiefem nach selbstverleihen Langweiligkeit
 kan sie verdient die Gedemans hat allen Jod, das Sie im spenden.
 Sie war eine hochgelehrte, wunderbarst freie, reich und edel und ein
 zugehöriges Treue Kind ihrer Vaterstadt Götting.

Ludwig Götting, 3. Nov. 1833
 in den Göttinger, Wien vor Händel
 (Ludwig Götting)

— — In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmannschaftliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben, derer Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegendem Zartgefühl gedenken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden. Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. — —

Ludwig Gabillon, 5. Nov. 1893
(an den Bürgermeister, zitiert von Helene
Bettelheim-Gabillon)



Zerline

Aus »Zerline Gabillon, Ein Künstlerleben,
erzählt von Ludwig Hevesie

(Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, 1894, vergriffen)

— — Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice sie geschwind an sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der Mann der feinsten Witterung für alles Theaterechte, der spürnasige Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen, Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolter, Hartmann, Bogumil Dawison nicht zu vergessen, nur so aus dem Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber, praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice,« schrieb sie später, »hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch, daß er das 'dumme Mädell' — als echter Franzose legte er die Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule genommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern und Bauernmädchen bequemen, denn der Direktor sagte: »Wer das Klein' nicht ährt, is das Gross' nicht wärth,« aber das dauerte nicht lange; in ihrem sechzehnten Jahre spielte sie bereits die höchsten Sentimentalen, sie wühlte in den Louisen, Klärchen, Julien, ja selbst die Donna Diana fiel, wie von selbst, dem geistreichen Mädchen zu.

Dieser erste Durchbruch ihrer Kunstnatur war einen Augenblick beinahe gehemmt worden durch den Eindruck, den sie von der Rachel bei ihrem Hamburger Gastspiel empfing. Sie bewunderte bis zur Selbstvernichtung. Sie verlor den Mut zu streben, dieser Unerreichbarkeit gegenüber. Im »Dekamerone« hat sie nachmals diesen Gefühlen Worte geliehen . . . Zwei zarte und zähe, nervöse, bis zur Überschwenglichkeit schwärmerische und dabei doch kunstverständlich besonnene Schauspielerinnen, überdies Rasseverwandte und Glaubensgenossinnen, standen sich da gegenüber, die eine noch tief unten, die andere schon hoch oben. Was die über einander sagen, sagen sie zum Teil über sich selbst.*) — —

*) Abgedruckt in Nr. 743—750 (Rachel. Von Zerline Gabillon. S. 59 ff.).

Schluchzend saß die junge Novize auf ihrem Platz, allein, als das Haus sich schon geleert hatte und die Lampen abgedreht waren. Zwei Tage später, am 17. August 1850, sollte sie ihr erstes Probespiel wagen als Parthenia im »Sohn der Wildnis«; aber alles Herz hatte sie plötzlich verlassen. Und nun steht sie wirklich als Parthenia auf der Bühne und man weist ihr den Platz, wo sie sich hinsetzen soll. Zögernd schickt sie sich dazu an, da erscheint der Regisseur Heinrich Marr. Sie stürzt auf ihn zu, mit einer Gebärde, die ein Verzweiflungsschrei ist. »Was gibt's denn, mein Kind?« fragt er erstaunt. — »Ach, Herr Marr,« schluchzt sie, »ich kann doch jetzt unmöglich auftreten, nachdem eben die göttliche Rachel . . .« Da lacht er hell auf und hält sich die Seiten. »Du, Närrchen, setz dich nur da nieder, mach den Mund auf und sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist; über die göttliche Rachel werden wir ein andermal reden!«

Aber noch lange träumte Zerline von Rachel. Sie wollte ihr nach und französische Schauspielerin werden; der Franzose Maurice trieb ihr das aus. — —

»Statur: mittelgroß, schlank. Gesicht: oval. Haare: blond. Augen: grau. Mund: proportioniert. Nase: ditø. Besondere Kennzeichen: x.« So hat Zerline Gabillon ausgesehen, nach der Auffassung

Das Verhältniß der Künstler zu den Kunstverleibern
von
Gottfried von Leibniz
(aus dem Jahre 1714, v. Müller)

Die Kunstverleiber sind die Leute, die die Kunstwerke
für den Verkauf zubereiten, und die Künstler sind die
Leute, die die Kunstwerke schaffen. Die Kunstverleiber
sind die Leute, die die Kunstwerke für den Verkauf
zubereiten, und die Künstler sind die Leute, die die
Kunstwerke schaffen. Die Kunstverleiber sind die Leute,
die die Kunstwerke für den Verkauf zubereiten, und die
Künstler sind die Leute, die die Kunstwerke schaffen.

Die Kunstverleiber sind die Leute, die die Kunstwerke
für den Verkauf zubereiten, und die Künstler sind die
Leute, die die Kunstwerke schaffen. Die Kunstverleiber
sind die Leute, die die Kunstwerke für den Verkauf
zubereiten, und die Künstler sind die Leute, die die
Kunstwerke schaffen. Die Kunstverleiber sind die Leute,
die die Kunstwerke für den Verkauf zubereiten, und die
Künstler sind die Leute, die die Kunstwerke schaffen.

des Reisepasses, dessen sie zu Ostern 1886 für ihre Orientreise bedurfte. Ein früherer Paß, für Italien, findet ihr Gesicht »länglich« und ihr Haar »dunkelblond«. In diesem Augenblicke, wo mir das Bild der jungen Künstlerin durch das Gedächtnis schwebt, drängt sich mir der Verdacht auf, daß alle Reisepässe formen- und farbenblind sein müssen. Dieses Haar, durch das noch im Alter die rotgoldene Flamme der Jugend hindurchschlug, schlechtweg »blond« zu nennen, ist ein Verbrechen gegen die Schönheit des Lebens; und »dunkelblond« gar ist gelinde Lästerung. In einer Brieftasche, die sie einst ihrem Manne gestickt, finde ich seinen Namenszug aus ihren Haaren. Wie Goldstickerei sieht es aus; altgold vielmehr. Wer die Künstlerin je als Hero, Lycisca oder unter einem anderen antikischen Namen gesehen, hat den Eindruck eines jener griechischen Tanagra-Figürchen, mit goldigem Haar und zart gelönter Elfenbeinhaut, auf denen noch ein Nachschimmer der klassischen Goldelfenbein-Statuen zu liegen scheint. Und »grau« sollen ihre Augen gewesen sein. Sie waren es, insoferne Grau eine Sammlung feinsten Töne ist, die unter jeder Erregung anders aufschillern. Und kurzsichtige Augen überdies, auf deren Spiegel leichte, brütende Schatten und ein rätselhafter, unsteter Flimmer unausgesetzt wechseln. Und vollends geistreiche Frauenaugen, aus denen der ewige April einer weiblichen Künstlerseele lächelnd droht und schmolldend schmeichelt. Und keine »besonderen Kennzeichen«; gar keine. Einfach »x«. Da doch jeden Augenblick tausend Menschen zu finden wären, für tausend Eide, daß diese Frau aus lauter besonderen Kennzeichen bestanden hat. — — Und dann die Stimme, die der Reisepaß überhaupt nicht gehört hat. Diese silberhelle, biegsame, echt lyrische Stimme, die nie stark genug war für die Höhen tragischer Leidenschaft, aber durch einen seltsam süßen Klang das Ohr umgarnte, daß man sich unversehens gerührt fühlte und darauf verzichtete, erschüttert zu sein.

— — Zerline Würzburg war, kaum daß sie im September ihre Stellung angetreten, die Heldin des Tages. Die Wiener des Burgtheaters berauschten sich an dieser taufrischen, sonnenfunkelnden Jugend, an dem blühweißen, mousselinezarten, silberklingenden Goldschnittwesen dieser Schauspielerin, die ein anständiges Mädchen war und vor ihrer eigenen halbkindlich tändelnden Theaterkeckheit erröten konnte. Und die Kritik schrieb, was die Zuschauer sagten. — — Grillparzer hat sie ausdrücklich für seine beste Hero erklärt. Die Turmszene mit Leander, in ihrem sinnverwirrenden Gemisch von Schämigkeit und zärtlicher Hingebung, wird niemand vergessen, der sie gesehen. Die kleine Rolle der Lycisca in Halms »Fechter von Ravenna« zeigte dieses »Changeant« verschiedener, in einander spielender Empfindungen wie in einem witzigen Hohlspiegel gesammelt. Das pseudo-antike Blumenmädchen, das unter flüchtigem Liebesgetändel ein verfehltes Leben beklagt, Lust auf den Lippen, Pein im Herzen, jede ihrer Rosen weiß von ihren Tränen, rot von ihrem Herzblut — es war eine leidenschaftliche Elegie, obgleich zart wie ein Hauch, und dabei lauter gesprochene Musik*). Kein Herz blieb ungerührt. Anton

*) Vielleicht der Keim zur »Lisiska« in Wedekinds »Totentanz«.

Rubinstein war von dieser Rolle besonders entzückt und beteuerte oft genug, es sei ihm wohl niemals etwas so ans Herz gespielt worden. Noch in später Zeit, als die Künstlerin ihn einst um ein Autograph bat, gerade bei Tische, da schrieb er ihr mit Bleistift auf ihr Menu die Worte: »Für die göttliche Lycisca« und darunter in russischer Schrift seinen Namen. — — Niemand hat bis dahin die Leonore Sanvitale im »Tasso« reizender gespielt, in ihrer heiteren Sinnlichkeit, die so anständig bleibt, ohne doch wieder an das Pedantische zu

Konrad

6

streifen, unbefangen und verschmitzt, tugendsam und lebenslustig zugleich.

) Umbr.

Technisch beruhte diese Art und Weise, neben dem Einfluß der Rachel, auf dem »idealistischen« Stil der großen Sophie Schröder, die das deutsche Schauspiel wieder hoch über den bürgerlichen Realismus emporgeschwungen hatte. — — Auf ihrem eigensten Gebiete, im modernen Salon, angelangt, wußte die Künstlerin das Erbe ihrer Jambenzeit mit heiterem Geist zu nützen; für die Grandezza ihrer hochgeborenen Damen, wie für die Gespreiztheit ihrer bürgerlichen Reifrockseelen, in Schauspiel und Lustspiel, wurde diese pathetische Note zu einem wertvollen satirischen Behelf, der ganz ihr Eigentum blieb.

In jener jungen Zeit freilich, an dem schönen Mädchen, waren selbst die Fehler schön. Als ich Fräulein Würzburg zum erstenmal sah, bei ihrem Budapester Gastspiel im Jahre 1854, galt sie alles in allem für tadellos. Deutlich höre ich noch jetzt den so persönlichen Klang ihrer Stimme, wenn das Käthchen von Heilbronn zum Grafen mit ihrem schüchternen, verwunderten, zärtlichen, flehenden Ausdruck — alles zugleich — »Mein hoher Herr« sagte. Die ganze Stadt widerhallte von diesem: »Mein hoher Herr«, denn Tausende von Damen wetteiferten in Versuchen, es ihr so nachzublöten. Ich sah sie erst neun Jahre später in Wien wieder. Sie stand auf dem Gipfel ihrer Jugendgröße und hatte bereits angefangen, sich jenes eigentümlich schillernde Mischfach zu schaffen, das man nur Gabillonfach nennen kann. — — Ein neues Gestirn, Charlotte Wolter, stieg soeben erst, erschreckend rasch, über den Sehkreis empor. Damals war Zerline Gabillon, die ideale femme de trente ans, im Leben wie auf der Bühne, die eigentlich Gefeierte des Hauses. Und sie hatte noch fast das ganze tragische Fach in der Hand; nur in einigen Rollen »alternierte« bereits Fräulein Wolter mit ihr. — —

— — Laube, dem ihr zäher Wille und kriegerischer Geist viel zu schaffen gab, wußte wohl, warum er sie stets vorschob, wenn es einen schweren, und am liebsten, wenn es einen undankbaren Karren zu ziehen gab. Auch er erkannte in ihr, an seinen eigenen Hieb-, Stich- und Brandwunden, während er sie »im Tragischen immer tadeln mußte«, die in Deutschland noch nie dagewesene scharfe Dame für das moderne Fach — die Wolter des Lustspiels, könnte man sagen, wenn es nicht unrecht wäre, eine so ausgesprochene Eigenart mit fremder Etikette zu bekleben.

— — In allen diesen Stücken fiel alles, was geistreich, pikant, weltedamenhaft, polemisch und durchtrieben war, Frau Gabillon zu. Historisches Kostüm oder letztmoderne Toilette, ihre Kunst beherrschte alle Eleganz von dritthalb Jahrhunderten. Ihre prickelnde Blutmischung, die sie im Leben zur vielumworbenen Salondame machte, erfüllte auch ihre Rollen. Ihre große Toilettenkunst, ihr Plaudergenie,

stehen, unbedungen und vortheilhaft, tugendhaft und lebendigkeit
zugleich.

Technisch bewirkt diese Art und Weise, neben dem Einfluß der
Nachol, auf dem theilhaftesten Still der großen Schöpfung, die
das deutsche Schicksal wieder hoch über den bürgerlichen Realismus
emporgeschwungen habe. — Auf ihrem eigenen Gebiete, im
modernen Salon, angebracht, warte die Künstlerin der Erde ihrer
Landsmann mit heiligem Gulte zu nähren; für die Gewerkschaft ihrer bürgerlichen
hochgeborenen Dänen, wie für die Gewerkschaft ihrer bürgerlichen
Reichthümer, in Schamhaft und Lasterhaft, warte diese politische
Note zu einem weitläufigen zehnten Heft, der kann im Eigentum über.

In jeder neuen Zeit heilich, an dem schönen Mädchen, waren
selbst die Feinde selbst. Als ich Pissarin Würzburg zum erstenmal
sah, bei ihrem höchsten Gastspiel, im Jahre 1854, kam sie alle in
allem für indische Dänisch, wie ich noch jetzt dem so persönlichen
Klang ihrer Stimme, wenn das Können von Heiligung zum Gelingen
mit ihrem erachteten, vornehmsten zünftlichen, festenden Anstand
— alle zugleich — nicht höher liest, sagt Die ganze Stadt
widerstrebte von diesem: „Mia höher hier“, dem Tausende von Dänen
widerstehen in Versuchen, es für so nachtheilhaft, ist es als ein
wunderbar in Wien wieder. Sie stand auf dem Gipfel ihrer
Kunstgröße und hatte bereits angefangen, sich jenseitig
schillernde Mischung zu schellen, das man zur Gedächtnis nennen
kann. — Ein neues Götter, Epochen, Welter, über geben erst,
erschreckend nach, über den Zeitgeist, immer damals war Zeitgeist
Götter, die ideale Lamm, de tröde nur im Leben wie auf der
Bühne, die epische Götter der Lamm. Und die hatte noch fast
das ganze deutsche Fach in der Hand; nur die einzigen Rollen
allein, welche die Pissarin Welter zu ist. —

— Lände, dem die zehne Willkür und Liegendheit Gott viel zu
schellen gab, warte wohl, wenn es ein Jahr verweilt, wenn es
einen schwebt, und am liebsten, wenn es zwei nachgehenden Karten
zu sehen gab. — und er schwebt in ihr, an einem einem Heft,
Stück und Bandwunder, während er die im Tauschen immer
schellen müßte, die in Deutschland noch die Lagerweise, scharte
Dame für das moderne Fach — die Welter des Liebes, können
man sagen, wenn es nicht anders wäre, eine so ungeschickliche
Eigenschaft mit keiner Eitelkeit zu bedecken.

— In allen diesen Stücken hat alle, wie geistlich, gilt,
während, politisch und heuchelich war, Frau Dablin zu
historischer Kontin oder fortwährende Töffe, die Kunst bedachte
alle Eigenschaften von dänisch, jahreswunder, ihre politische Bild
mischung, die sie im Leben zu vielmehr, Zehntausend machte,
schulle nach ihre Rollen, ihre große Töffe, die Pissarin

ihr rascher Witz im Sprechen und Zuhören, ihre ›Schärfe‹ und insbesondere die ›Dame‹ in ihr: das waren Elemente, die sich selten so zusammenfinden.

— — Selbst ihre Goneril war etwas; schon durch ihr Anhören des väterlichen Fluches wußte sie zu wirken. Dann Schiller! Ihre Gräfin Terzky ist wohl ein Beweisstück gegen jeden Einwand. — Sie spielte die Rolle sehr gern, denn sie fühlte darin ein Stück ihres eigenen energisch drängenden, hoch hinaus wollenden, streitbaren Wesens. — — Die eigentliche Schillersche Gabillonrolle der Jugendzeit war freilich die Eboli mit ihren sich heranschlingelnden Verführungskünsten. Die Scene, wo Posa sie mit dem Dolch bedroht, war einst berühmt, als Josef Wagner, der Schwarzlockige im schwarzen Malteserkostüm, die geschmeidige Gestalt der Prinzessin, in lang nachschleppendem schwarzem Sammetkleide, wie er sie auf der Flucht einholt, federleicht über den linken Arm warf und den Dolch über ihrem Herzen blitzen ließ. Hart an der Wand, neben der Thüre links, gab das eine reine Silhouettenwirkung, schwarz auf weiß, die sich dem Auge für immer einprägte. — — Diese Beispiele genügen, um zu zeigen, wie das Gabillonfach doch nach allen Seiten über das moderne Stück hinausgriff.

— — Ihre Art, sinnliche Farben in homöopathischen Dosen zu verwenden, mit so viel wie nichts alles zu gewinnen, war eine Besonderheit. — — Indem sie als Fürstin Udaschkin (in ›Graf Waldemar‹) den durchkälteten Fuß am Kaminfeuer wärmte, wußte sie die Wirkung eines Décolletés von heute zu machen. Wenn sie als Baronin Pfeffers (im ›Sohn des Giboyer‹) den Neffen des alten Marquis umstricken wollte, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte — sie trug schon damals den erst durch Sarah Bernhardt berühmt gewordenen langen Handschuh — da war sichtlich kein Entrinnen. — —

The first part of the report is devoted to a general description of the country and its resources. It is followed by a detailed account of the various industries and occupations of the people. The third part of the report is devoted to a description of the government and its administration. The fourth part of the report is devoted to a description of the education and social conditions of the people. The fifth part of the report is devoted to a description of the military and naval forces of the country. The sixth part of the report is devoted to a description of the foreign relations of the country. The seventh part of the report is devoted to a description of the public health and sanitation of the country. The eighth part of the report is devoted to a description of the public works and infrastructure of the country. The ninth part of the report is devoted to a description of the public finance and taxation of the country. The tenth part of the report is devoted to a description of the public opinion and political movements of the country. The eleventh part of the report is devoted to a description of the public safety and security of the country. The twelfth part of the report is devoted to a description of the public order and discipline of the country. The thirteenth part of the report is devoted to a description of the public morality and ethics of the country. The fourteenth part of the report is devoted to a description of the public religion and superstitions of the country. The fifteenth part of the report is devoted to a description of the public art and literature of the country. The sixteenth part of the report is devoted to a description of the public science and technology of the country. The seventeenth part of the report is devoted to a description of the public history and traditions of the country. The eighteenth part of the report is devoted to a description of the public geography and topography of the country. The nineteenth part of the report is devoted to a description of the public climate and weather of the country. The twentieth part of the report is devoted to a description of the public flora and fauna of the country. The twenty-first part of the report is devoted to a description of the public minerals and resources of the country. The twenty-second part of the report is devoted to a description of the public population and demographics of the country. The twenty-third part of the report is devoted to a description of the public language and dialects of the country. The twenty-fourth part of the report is devoted to a description of the public customs and traditions of the country. The twenty-fifth part of the report is devoted to a description of the public festivals and holidays of the country. The twenty-sixth part of the report is devoted to a description of the public sports and games of the country. The twenty-seventh part of the report is devoted to a description of the public music and dance of the country. The twenty-eighth part of the report is devoted to a description of the public drama and theater of the country. The twenty-ninth part of the report is devoted to a description of the public cinema and television of the country. The thirtieth part of the report is devoted to a description of the public radio and communication of the country. The thirty-first part of the report is devoted to a description of the public postal and telegraph services of the country. The thirty-second part of the report is devoted to a description of the public railway and road transport of the country. The thirty-third part of the report is devoted to a description of the public air and sea transport of the country. The thirty-fourth part of the report is devoted to a description of the public energy and power supply of the country. The thirty-fifth part of the report is devoted to a description of the public water supply and irrigation of the country. The thirty-sixth part of the report is devoted to a description of the public housing and urban planning of the country. The thirty-seventh part of the report is devoted to a description of the public parks and recreation of the country. The thirty-eighth part of the report is devoted to a description of the public libraries and museums of the country. The thirty-ninth part of the report is devoted to a description of the public archives and records of the country. The fortieth part of the report is devoted to a description of the public printing and publishing of the country. The forty-first part of the report is devoted to a description of the public education and training of the country. The forty-second part of the report is devoted to a description of the public health and medical services of the country. The forty-third part of the report is devoted to a description of the public law and justice of the country. The forty-fourth part of the report is devoted to a description of the public administration and government of the country. The forty-fifth part of the report is devoted to a description of the public economy and industry of the country. The forty-sixth part of the report is devoted to a description of the public agriculture and farming of the country. The forty-seventh part of the report is devoted to a description of the public fishing and hunting of the country. The forty-eighth part of the report is devoted to a description of the public mining and extraction of the country. The forty-ninth part of the report is devoted to a description of the public manufacturing and processing of the country. The fiftieth part of the report is devoted to a description of the public services and utilities of the country. The fifty-first part of the report is devoted to a description of the public infrastructure and facilities of the country. The fifty-second part of the report is devoted to a description of the public safety and security of the country. The fifty-third part of the report is devoted to a description of the public order and discipline of the country. The fifty-fourth part of the report is devoted to a description of the public morality and ethics of the country. The fifty-fifth part of the report is devoted to a description of the public religion and superstitions of the country. The fifty-sixth part of the report is devoted to a description of the public art and literature of the country. The fifty-seventh part of the report is devoted to a description of the public science and technology of the country. The fifty-eighth part of the report is devoted to a description of the public history and traditions of the country. The fifty-ninth part of the report is devoted to a description of the public geography and topography of the country. The sixtieth part of the report is devoted to a description of the public climate and weather of the country. The sixty-first part of the report is devoted to a description of the public flora and fauna of the country. The sixty-second part of the report is devoted to a description of the public minerals and resources of the country. The sixty-third part of the report is devoted to a description of the public population and demographics of the country. The sixty-fourth part of the report is devoted to a description of the public language and dialects of the country. The sixty-fifth part of the report is devoted to a description of the public customs and traditions of the country. The sixty-sixth part of the report is devoted to a description of the public festivals and holidays of the country. The sixty-seventh part of the report is devoted to a description of the public sports and games of the country. The sixty-eighth part of the report is devoted to a description of the public music and dance of the country. The sixty-ninth part of the report is devoted to a description of the public drama and theater of the country. The seventieth part of the report is devoted to a description of the public cinema and television of the country. The seventy-first part of the report is devoted to a description of the public radio and communication of the country. The seventy-second part of the report is devoted to a description of the public postal and telegraph services of the country. The seventy-third part of the report is devoted to a description of the public railway and road transport of the country. The seventy-fourth part of the report is devoted to a description of the public air and sea transport of the country. The seventy-fifth part of the report is devoted to a description of the public energy and power supply of the country. The seventy-sixth part of the report is devoted to a description of the public water supply and irrigation of the country. The seventy-seventh part of the report is devoted to a description of the public housing and urban planning of the country. The seventy-eighth part of the report is devoted to a description of the public parks and recreation of the country. The seventy-ninth part of the report is devoted to a description of the public libraries and museums of the country. The eightieth part of the report is devoted to a description of the public archives and records of the country. The eighty-first part of the report is devoted to a description of the public printing and publishing of the country. The eighty-second part of the report is devoted to a description of the public education and training of the country. The eighty-third part of the report is devoted to a description of the public health and medical services of the country. The eighty-fourth part of the report is devoted to a description of the public law and justice of the country. The eighty-fifth part of the report is devoted to a description of the public administration and government of the country. The eighty-sixth part of the report is devoted to a description of the public economy and industry of the country. The eighty-seventh part of the report is devoted to a description of the public agriculture and farming of the country. The eighty-eighth part of the report is devoted to a description of the public fishing and hunting of the country. The eighty-ninth part of the report is devoted to a description of the public mining and extraction of the country. The ninetieth part of the report is devoted to a description of the public manufacturing and processing of the country. The ninety-first part of the report is devoted to a description of the public services and utilities of the country. The ninety-second part of the report is devoted to a description of the public infrastructure and facilities of the country. The ninety-third part of the report is devoted to a description of the public safety and security of the country. The ninety-fourth part of the report is devoted to a description of the public order and discipline of the country. The ninety-fifth part of the report is devoted to a description of the public morality and ethics of the country. The ninety-sixth part of the report is devoted to a description of the public religion and superstitions of the country. The ninety-seventh part of the report is devoted to a description of the public art and literature of the country. The ninety-eighth part of the report is devoted to a description of the public science and technology of the country. The ninety-ninth part of the report is devoted to a description of the public history and traditions of the country. The hundredth part of the report is devoted to a description of the public geography and topography of the country.

— Bei solchem stets verlarvten Sprechen ist Ironie die Hauptwürze und, wenn die Maske einmal gefallen, Hohn. Alles freilich in den höflichsten, ja bei geschichtlichen Personen in höfischen Formen; zierlich gespreizt oder säuberlich abgezirkelt, zeremonienhaft, frisirt, geschminkt; jeder Punkt ein Schönplästerchen, jedes Komma ein *accroche-coeur*, jede Bewegung eine Art Verbeugung, die mit der Anwendung eines Fußtrittes kämpft. — Man wird ihre herzliche und muntere Königin von Navarra nicht vergessen, und die modistischen Entzückungen und Verzweiflungen ihrer Frau von Mèneville in den »Feenhänden«, und ihre Herzogin von Marlborough im »Glas Wasser«, wie nach der pathetischen Seite hin ihre Adrienne Lecouvreur —. Ihre Hauptfigur in dieser Zeitspanne ist jedoch, neben Lady Tartuffe, die Gräfin Autreval im »Damenkrieg« (Scribe und Legouvé). Dieses Muster des damaligen Konversationsstücks ist ganz und gar ein Sprechkampf, ein elegantes Duell auf Zunge. Das ritterliche, fechtbodenmäßige Degenkreuzen zwischen der Gräfin und dem Polizeipräsidenten Baron Montrichard wurde mit Recht als Bravourstück betrachtet, und zwar nach beiden Seiten, als Herr Gabillon den Montrichard übernommen hatte. Die beiden in ganz wesentlichen Dingen so geistesverwandten Ehegatten führten den Kampf mit gleichem Ruhm. In so manchem ähnlichen Duett noch hat man sie bewundert, als Herzogin von Marlborough und Bolingbroke, nicht minder in »Flattersucht«, vor allem jedoch als Beatrice und Benedikt. Es war ein vorbestimmtes Paar.

— Ewig jung blieben vollends ihre Nerven-Humoresken. Man kann sie wohl so nennen, diese feinkomischen Stimmungs- oder vielmehr Verstimmungsbilder aus dem weiblichen Nervenleben. Die Vapeurs des vorigen und die Migränen des jetzigen Jahrhunderts, die Idiosynkrasien und halben Ohnmachten, kurz alles, wobei man früher zu »englischen Salzen« roch und jetzt den Geist des Antipyrins beschwört, spielte sie mit Passion. —

— Dagegen schien sie in den neueren französischen Komödienmüttern noch immer unerreichbar. Franzosen erklärten, sie hätten die Frau von Thauzette in Dumas' »Denise« von keiner Französin besser oder auch nur so gut gesehen. — Ihre Glanzrolle in dieser Gruppe, vielleicht noch besser als die Thauzette, war die alte Herzogin von Réville in Paillerons »Welt, in der man sich langweilt«. Noch ganz *ancien régime*, freigeistig mit dem Maß der Anmut und weiblichen Würde, Kopf und Herz auf dem rechten Fleck, humoristische Komödien-Vorsehung, welche da ist, um die Unnatur zu strafen und die Natur zu belohnen. —

Jener Zug geistreicher Selbstverspottung, der gelegentlich durch die Charaktermalerei ihrer älteren Zeit ging, äußerte sich auch als Selbstverhäßlichung. Wenn es die Farben des Bildes erheischten, setzte sie, die so lange eine schöne Dame gewesen, einen Ehrenpunkt darein, sich zur vollkommensten Vogelscheuche zu machen. Daher waren ihre Hexen und was sonst in diese Art schlägt, etwas Besonderes. Ihre Hexe in Grillparzers »Traum ein Leben« war eine Berühmtheit. — Und am Ende dieser seltsamen Folge von Unholden stand die »Sorge« im zweiten Teil des »Faust«. Die war einfach ein Meisterstück des Schauerlichen. Wenn dieses aschgraue Etwas, das in seiner verschleierten, verschwimmenden Erscheinung wie unsichtbar aussah, ohne bemerkliche Schritte, geradeaus wie das Schicksal auf-

Hauptwerke und wenn die Marke einem kühlen, Hohn Alles lässlich
 in der höchsten, ja bei geschichtlichen Personen in höchsten
 Formen nicht gezeigt, oder ständlich bezüglich zusammenhängend
 nicht, sondern jeder Punkt ein Gedächtniszeichen, jedes Komma
 ein Anzeichen, jede Bewegung eine Art Verbindung, die mit der
 Einwirkung eines fünften Sinnes. — Man wird eine heuchliche
 und maniere Königin von Navarra nicht vergessen, und die modisch-
 schen Entschlossenheit und Fortschritte ihrer Zeit von Ménéville in
 den „Festhalten“, und die Fortschritt von Marborough im „Ode
 Wasser“, wie auch der geistlichen Seite für ihre Abtönung
 Lecornier. — Die Hauptwerke in dieser Zeit sind jedoch neben
 Lamy, Ferville, die „Götter“, „Antiquar“, „Gänge und
 (Lange), „Das Meer“, das damaligen Kunstwissenschaften ist ganz
 und vor ein Gespräch, ein einzelnes Gedicht und das
 Hohl, lehrbuchmäßige Gegenstände zwischen der Götter und dem
 Politischen, haben sich verändert, wurde mit Recht als Brauer-
 stoff betrachtet, und zwar nach beiden Seiten, als hier Götter den
 Mönchlich gesprochen haben. Der helden in ganz wesentlichen
 Dingen so geschwehrt, haben können den Kampf mit
 gleichen Ruhm, in so manchen Stellen dort noch hat man sie
 behandelt, die Fortschritt von Marborough und Hohl, nicht
 mehr in „Festhalten“, vor allem jedoch als heuchlich und heuchlich.
 Es war ein vornehmliches Werk.

— Etwas jung dürfen vollends ihre Hauptwerke
 Man kann sie wohl so nennen, diese langweiligen Zusammenhänge oder
 vielmehr Zusammenhangs, wie dem weiblichen Hervorheben. Die
 Vorgehen der vorigen und die nächsten der folgenden Jahrhunderte, die
 Hohl, nicht nur haben, sondern auch, und ist der Anfang der
 schön, nicht als ein Werk. —

— Dasjenige, welches die das neuere französische
 Kompositionen noch immer würdigen, Franzosen erließen, als
 bilden die Form von Tante in „Dante“, „Dante“, von seiner Form
 sein besser oder auch nur zu gut gesehen. — Die Franzosen in
 dieser Gattung, vielleicht noch besser als die Theorien, wie die die
 Fortschritt von Rellie in Falliers Welt, in der man sich langweilt.
 Noch ganz neuen Regeln, teilweise mit dem Mann die Kunst und
 weiblichen Wirt, Kohl und Holz auf dem neuen Tisch, hantieren.
 eine Komische-Vorstellung, welche in ist, um die Götter zu stellen
 und die Kunst zu bestehen. —

Jeder Zug geistlicher Selbstverleugung, der geistlich durch
 die Charaktere, hat ihnen Zeit gibt, haben sich auch in
 Selbstverleugung. Wenn es die Fächer der Bildung erheben,
 sieht sie, die so lange eine schöne Dame gewesen, einen Theorien,
 darin, sich zu vollkommenen Vorträgen zu machen. Der
 wenn ihre Hexen und was sonst in dem ist, nicht, was Franz-
 diese ihre Hexe in Göttern, wenn die Hexen war die Be-
 rühmtheit. — Und am Ende dieser sehr langen Folge von Jahren
 stand die „Hexe“, im zweiten Teil der „Hexe“. Die war einfach die
 Melancholie des Schopenhauer. Wenn dieses zweite Werk, das in
 seiner verschiedenen, verschiedenen, verschiedenen, was nicht
 zueinander, ohne bemerkliche Schritte, geriet, wie das Schicksal der

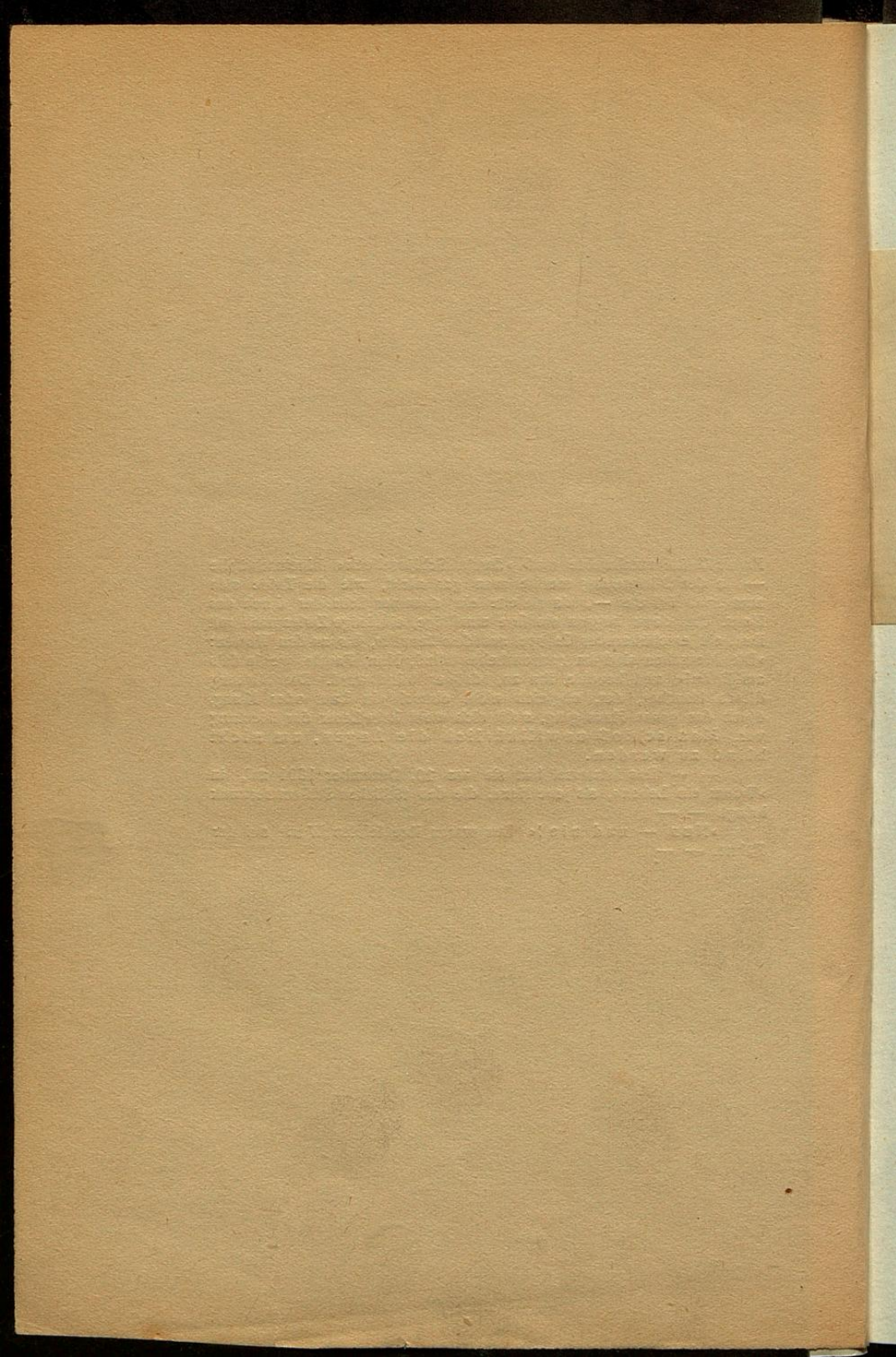
9

Fausts Thüre zuschwebte und »durchs Schlüsselloch« hineinschlüpfte — in der Dämmerung merkte man gar nicht, wie die Thüre sich zum Spalt öffnete —, da rieselte ein stummer Schauer durch das Haus. Und dann begann sie ihre einsilbige, eintönige Zwiesprach mit ihm, ein erschütterndes Gekispel aus dem Jenseits, bis zu den Worten: »Die Menschen sind im ganzen Leben blind, Nun, Fauste, werde du's am Ende!« und hauchte ihn an, daß er blind ward. Die Wirkung dieses Hauches, der, obgleich nicht einmal ein Laut oder Klang, durch das ganze Haus ging, stellt sich wohl kein Leser der Dichtung vor. Man schloß unwillkürlich die Augen, um nicht blind zu werden.

-«

— — Das letztmal trat sie am 10. Dezember 1891 auf, in »Traum ein Leben«, als jene Hexe, die den tödlichen Schlummertrank bringt. — —
 »Nun — und nie!« Das waren ihre letzten Worte auf der Bühne. — —

Umbre.



10

- Kultur

Keine Vertretung ~~geistiger~~ Interessen, keine Druckschrift der Stadt, in deren künstlerischem und gesellschaftlichem Leben sie durch vier Jahrzehnte dominiert hatte, nicht die Bühne, auf der jener Hauch gesprochen, jenes Schicksalswort verhaucht war, hat sich des Tages erinnert.

/i

113
Abzug mit meinem
Kleber

— — In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmannschaftliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben, derer Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegendem Zartgefühl gedenken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden. Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. — —

Ludwig Gabillon, 5. Nov. 1893
(an den Bürgermeister, zitiert von Helene Bettelheim-Gabillon)

Ein rein und feines und großes Gedächtnis!
Das ist es was mir und allen da Güstrow
wichtigsten fallen. (Goethe)

Zerline Gabillon
Maurice im Aug.
1884.

Aus »Zerline Gabillon, Ein Künstlerleben,
erzählt von Ludwig Hevesic

(Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, 1894, vergriffen)

— — Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice sie geschwind an sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der Mann der feinsten Wilterung für alles Theaterechte, der spürnasige Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen, Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolter, Hartmann, Bogumil Dawison nicht zu vergessen, nur so aus dem Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber, praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice,« schrieb sie später, »hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch, daß er das »dumme Mädell« — als echter Franzose legte er die Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule genommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern

— — In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmann-
schaftliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Ge-
dankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower
Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben,
derer Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegendem Zartgefühl geden-
ken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden.
Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein
anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. — —

Ludwig Gabillon, 5. Nov. 1893
(an den Bürgermeister, zitiert von Helene
Bettelheim-Gabillon)

Ein mir und Frau zu große Gedanke!
Ich ist es mir und Frau die Götter
welchen folgen (Goethe)

1894
Ludwig Gabillon

Aus »Zerline Gabillon, Ein Künstlerleben,
erzählt von Ludwig Hevesi«

(Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, 1894, vergriffen)

— — Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice
sie geschwind an sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der
Mann der feinsten Witterung für alles Theaterechte, der spürnasige
Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert
deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen,
Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolfer,
Hartmann, Bogumil Dawison nicht zu vergessen, nur so aus dem
Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber,
praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice,« schrieb sie später,
»hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch,
daß er das 'dumme Mädell' — als echter Franzose legte er die
Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule ge-
nommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern

Das Klischee wird hergestellt.
Der Klischee wieder benutzt, da das Original
Reproduktionen so beliebt ist, von Original
die Hauptbetonung machen.

Faint, illegible text at the top of the page, possibly a header or introductory paragraph.

Second block of faint, illegible text.

Third block of faint, illegible text.

Fourth block of faint, illegible text.

Fifth block of faint, illegible text.

Sixth block of faint, illegible text.

Seventh block of faint, illegible text.

Eighth block of faint, illegible text.

Ninth block of faint, illegible text.

Tenth block of faint, illegible text.

Eleventh block of faint, illegible text.

Twelfth block of faint, illegible text.

7

4

— — In der Fülle der Freuden, mit denen Ihr landsmannschaffliches Wohlwollen mich überhäuft hat, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: welche unsägliche Freude würde Ihr Güstrower Erinnerungsblatt meiner heißgeliebten Frau Zerline gemacht haben, derer Ihre Zeilen mit so feinem, mich tiefbewegendem Zartgefühl gedenken. Sie verdient Ihr Gedenken und alles Lob, das Sie ihr spenden. Sie war eine hochbegabte, wunderbare Frau, rein und edel und ein anhängliches treues Kind ihrer Vaterstadt Güstrow. — —

Ludwig Gabillon, 5. Nov. 1893
 (an den Bürgermeister / zitiert von Helene Bettelheim-Gabillon)

L von Güstrow

*

*Ein rein und feines und großes Gedächtnis!
 Das ist ab und zu mit mir auch von der Götter
 möhlichen Fülle. (Goethe)*

Zerline Gabillon
 1893

*

Aus »Zerline Gabillon, Ein Künstlerleben, erzählt von Ludwig Hevesi«

(Adolf Bonz & Comp., Stuttgart, 1894, vergriffen)

L 93/

11

— — Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice sie geschwind an sein berühmtes Theater nahm. Chéri Maurice, der Mann der feinsten Witterung für alles Theaterechte, der spürnasige Entdecker und praktische Trainer, der in einer Welt, wo hundert deutsche Direktoren ihr Leben mit vergeblichem Suchen verbringen, Größen und Raritäten wie die Goßmann, Seebach, Boßler, Wolter, Hartmann, Bogumil Dawson nicht zu vergessen, nur so aus dem Ärmel schüttelte. Er hat auch Zerline Würzburg gemacht. »Mein lieber, praktischer Direktor und Freund Chéri Maurice«, schrieb sie später, »hielt mich recht fest im Zügel; und wie danke ich's ihm heute noch, daß er das 'dumme Mädell' — als echter Franzose legte er die Hauptbetonung auf die letzte Silbe — so streng in die Schule genommen.« Sie mußte sich anfangs zu den kleinsten Kammerjungfern

Faint, illegible text at the top of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

DEPARTMENT OF THE INTERIOR
BUREAU OF LAND MANAGEMENT
WASHINGTON, D. C.

Faint, illegible text in the lower half of the page, possibly bleed-through from the reverse side.

und Bauernmädchen bequemen, denn der Direktor sagte: »Wer das Klein' nicht ährt, is das Gross' nicht wärth,« aber das dauerte nicht lange; in ihrem sechzehnten Jahre spielte sie bereits die höchsten Sentimentalen, sie wühlte in den Louisen, Klärchen, Julien, ja selbst die Donna Diana fiel, wie von selbst, dem geistreichen Mädchen zu.

Dieser erste Durchbruch ihrer Kunstnatur war einen Augenblick beinahe gehemmt worden durch den Eindruck, den sie von der Rachel bei ihrem Hamburger Gastspiel empfing. Sie bewunderte bis zur Selbstvernichtung. Sie verlor den Mut zu streben, dieser Unerreichbarkeit gegenüber. Im »Dekameron« hat sie nachmals diesen Gefühlen Worte geliehen . . . Zwei zarte und zähe, nervöse, bis zur Überschwenglichkeit schwärmerische und dabei doch kunstverständlich besonnene Schauspielerinnen, überdies Rasseverwandte und Glaubensgenossinnen, standen sich da gegenüber, die eine noch tief unten, die andere schon hoch oben. Was die über einander sagen, sagen sie zum Teil über sich selbst.*). — —

*) Abgedruckt in Nr. 743—750 (Rachel. Von Zerline Gabillon. S. 59 ff.).

Schluchzend saß die junge Novize auf ihrem Platz, allein, als das Haus sich schon geleert hatte und die Lampen abgedreht waren. Zwei Tage später, am 17. August 1850, sollte sie ihr erstes Probespiel wagen als Parthenia im »Sohn der Wildnis«; aber alles Herz hatte sie plötzlich verlassen. Und nun steht sie wirklich als Parthenia auf der Bühne und man weist ihr den Platz, wo sie sich hinsetzen soll. Zögernd schickt sie sich dazu an, da erscheint der Regisseur Heinrich Marr. Sie stürzt auf ihn zu, mit einer Gebärde, die ein Verzweiflungsschrei ist. »Was gibt's denn, mein Kind?« fragt er erstaunt. — »Ach, Herr Marr,« schluchzt sie, »ich kann doch jetzt unmöglich auftreten, nachdem eben die göttliche Rachel . . .« Da lacht er hell auf und hält sich die Seiten. »Du, Närrchen, setz dich nur da nieder, mach den Mund auf und sprich, wie dir der Schnabel gewachsen ist; über die göttliche Rachel werden wir ein andermal reden!«

Aber noch lange träumte Zerline von Rachel. Sie wollte ihr nach und französische Schauspielerin werden; der Franzose Maurice trieb ihr das aus. — —

»Statur: mittelgroß, schlank. Gesicht: oval. Haare: blond. Augen: grau. Mund: proportioniert. Nase: dito. Besondere Kennzeichen: x.« So hat Zerline Gabillon ausgesehen, nach der Auffassung

17
1850
19
20

Nachschrift

HA

Dieses Fazit bedarf einer Einschränkung. Es beruht auf der richtigen Annahme, daß der Gedenktag dem Vorjahr zugehört hat; die hinreichend gestützt wird durch das Buch Ludwig Hevesis, der im Verein mit den Töchtern ~~berühmt war~~, »Zug um Zug eines denkwürdigen Menschenbildes zu sammeln« (nicht ohne ~~sogar~~ den Reisepaß zu beachten). Seine Angabe ist glaubwürdig ~~und~~ die Wendung: »Sie war keine fünfzehn Jahre alt, als Direktor Maurice . . .« eine offenbar übertreibende Behauptung ~~ist~~. Die ~~sich~~ anschließende Datierung des ersten Auftretens wird durch eine autobiographische Skizze bestätigt, die von der Tochter Helene

→ Helge
→ 17
→ 18

4, 1850/51
→ 1850
→ 1850
→ 1850

1850
Helene M
in 1850/51

(»Im Zeichen des alten Burgtheaters«, Wiener Literarische Anstalt 1921) mitgeteilt wurde:

11
12

Ich bin geboren in Güstrow, erzogen in Hamburg und dort am 17. August 1850, sechzehn Jahre alt, im Stadttheater als Parthenia aufgetreten. — —

Auf die irri-ge Angabe eines Theaterlexikons gestützt, ist nun am 18. August 1935 in der »Wiener Zeitung« ein Aufsatz von Armin Friedmann erschienen, der das Burgtheater gesehen hat und die Merkwürdigkeit hervorhebt daß die beste Gräfin Terzky der deutschen Bühne . . . just in der Wallenstein-Stadt Güstrow zur Welt kam . . .

Ich selbst (der es gleichfalls einst in noch unversehrter Mecklenburger Landschaft sah) höre noch, wie sie die Worte von einer andern Wallenstein-Stadt: /der Karthause, die er selbst gestiftet, /zu Gitschin/ gesprochen hat/ und um dieser/ Verknüpfung willen, besonders aber um jene Ergänzung zu ergänzen (die den Fall Daniel Spitzer betrifft), ~~soll~~ der Abschluß der Gedenkworte zitiert/ sein/ durch die der Autor wie die Zeitung abermals »das geistige Wien überrascht und beschämt hat«:

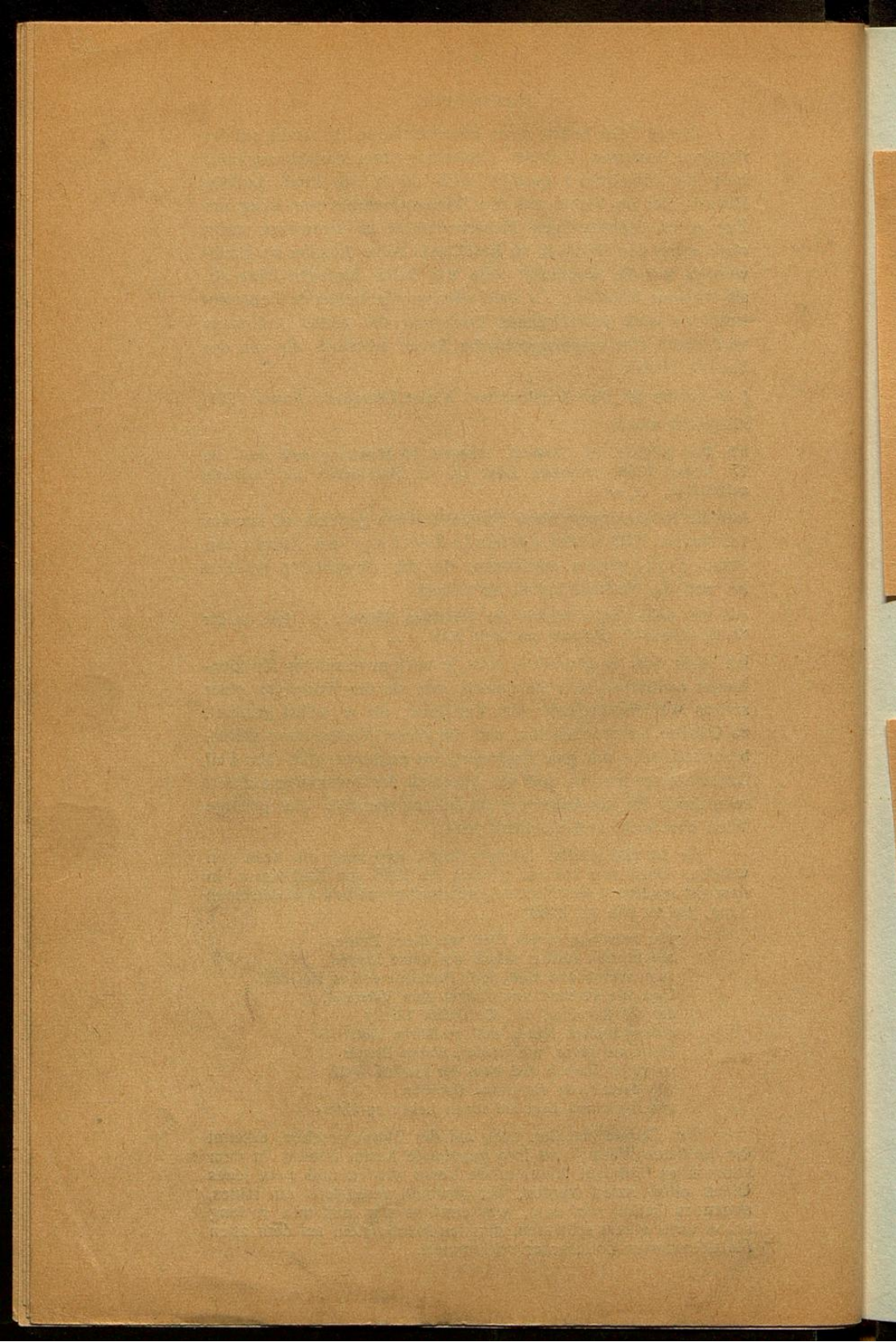
13
14

Sie ist viel gelobt, hochgepriesen und auch oft besungen worden. Doch von keinem schöner als 1926 von Karl Kraus in dem ihr ins längst geschloss'ne Grab nachgesandten wundersamen Sang, wo es von ihr heißt:

Nie schwirrte so ein Pfeil wie deine Zunge,
nie klirrten Messer scharf wie deine Lippen,
zum Schluß und Kuß doch Petschaft deines Herzens.
Und wie verband sich Anmut dem Verstand,
der die Regentin, der die Gräfin Terzky
staatsmännisch führen und verführen ließ.
Doch nie zuvor, nie wieder, waren Bretter
so voller Rausch und Reiz der großen Welt
wie damals, da die Dame Gabillon
mit Blick und Laut auf ihnen Leben sprühte.«

Wer Zerline Gabillon noch auf der Bühne gesehen, erkennt ihr höchstes Wesen und ihre geheimste Natur freudig in dem strömenden Wohllaut dieser edlen Verse wieder, und wem jenes Glück nicht zuteil worden, der gewinnt wenigstens ein reines, ahnendes Gefühl von dem, was einstens war und nun so lang schon unter einem schweren, dunklen Marmorstein auf dem alten Matzleinsdorfer Gottesacker schlummert.

→ 1850



Symone Weil

Von dem Ruhme des berühmtesten Menschen gehört immer etwas der Blödsichtigkeit der Bewunderer zu; und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtsein, daß sie von einigen, die weniger Ruhm, aber mehr Geist haben, durchgesehen werden, ihren ganzen Ruhm vergällt. Eigentlich ruhiger Genuß des Lebens kann nur bei Wahrheit bestehen.

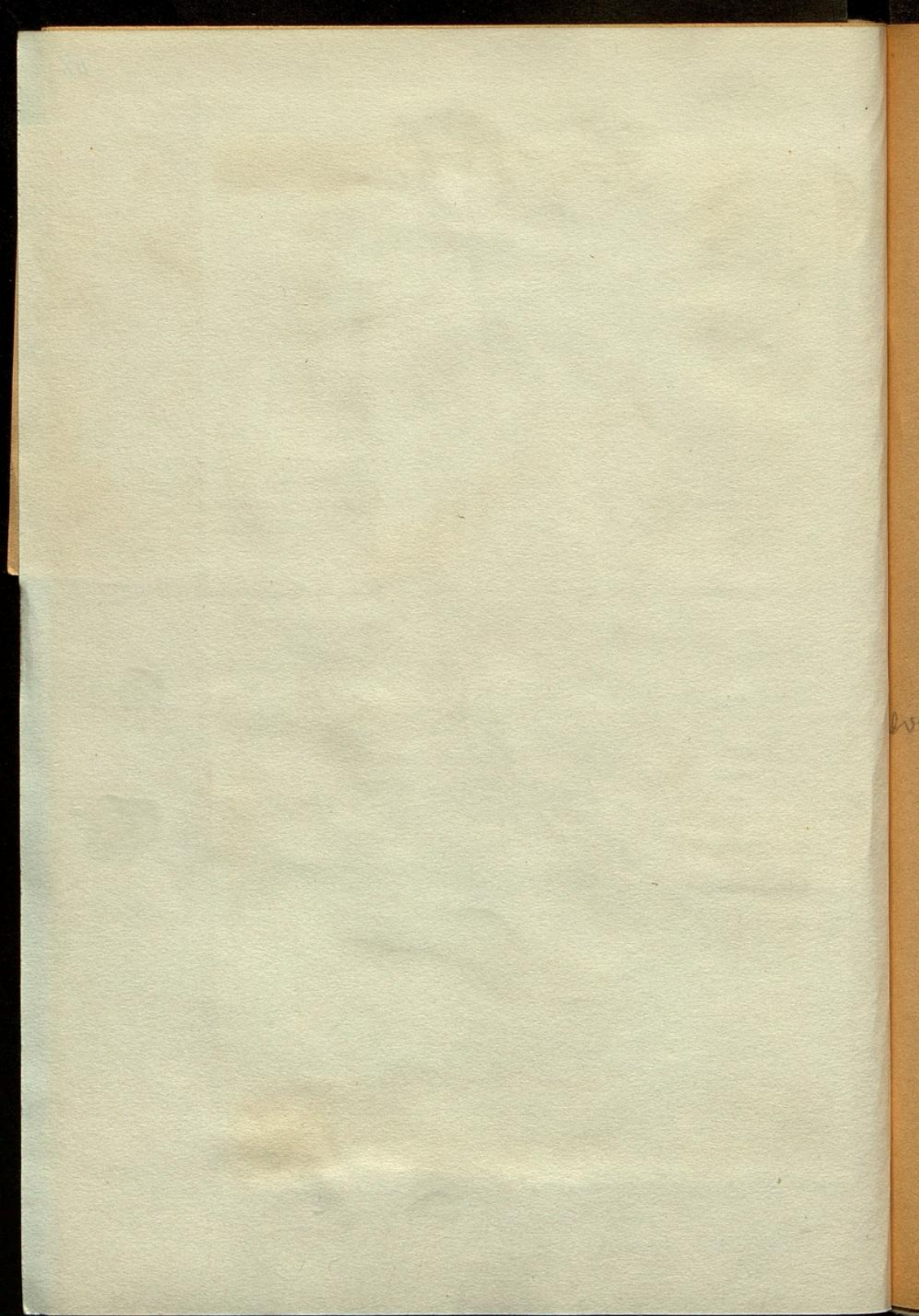
X

G. Chr. Lichtenberg

45

Ich kann nicht leugnen, mein Mißtrauen gegen den Geschmack unserer Zeit ist bei mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen. Täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kellerassel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht, daß ich keinem mehr ohne Prüfung glaube.

G. Chr. Lichtenberg



Von dem Ruhme der berühmtesten Menschen gehört immer etwas der Blödsichtigkeit der Bewunderer zu; und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtsein, daß sie von einigen, die weniger Ruhm, aber mehr Geist haben, durchgesehen werden, ihren ganzen Ruhm vergällt. ~~Eigentlich ruhiger Genuß des Lebens kann nur bei Wahrheit bestehen.~~

*

Handwritten: Ich kann nicht leugnen, mein Mißtrauen gegen den Geschmack unserer Zeit ist bei mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen. Täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kellerassel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht, daß ich keinem mehr ohne Prüfung glaube. / #

G. Chr. Lichtenberg

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

h. l. v.
sch. l. v. *angef.?*
*Wahrlich,
bitter wie
entzündl. S.*

Ich kann nicht leugnen, mein Mißtrauen gegen den Geschmack unserer Zeit ist bei mir vielleicht zu einer tadelnswürdigen Höhe gestiegen. Täglich zu sehen, wie Leute zum Namen Genie kommen, wie die Kellerassel zum Namen Tausendfuß, nicht weil sie so viel Füße haben, sondern weil die meisten nicht bis auf vierzehn zählen wollen, hat gemacht, daß ich keinem mehr ohne Prüfung glaube.

*

Von dem Ruhme der berühmtesten Menschen gehört immer etwas der Blödsichtigkeit der Bewunderer zu; und ich bin überzeugt, daß solchen Menschen das Bewußtsein, daß sie von einigen, die weniger Ruhm, aber mehr Geist haben, durchgesehen werden, ihren ganzen Ruhm vergällt.

G. Chr. Lichtenberg

Faint, illegible text, possibly bleed-through from the reverse side of the page.

Second block of faint, illegible text, also appearing to be bleed-through.

Small, faint text fragment at the bottom of the page.

nicht lesbar

Die Société des Etudes Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) erließ zu einem Vortrag des Professors Maximilian Rubel (4. Mai) die Einladung:

/e + Cam

Ordre du jour:

Communication de M. Maximilian Rubel:

/e

I Karl Kraus et la prose d'art allemande

II „Todesfurcht“ (poésie de Karl Kraus enregistrée sur disque par l'auteur).

1'

Le Président :

H. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannt Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der ‚Revue de l'Enseignement des langues vivantes‘ (juin 1935) zu übersenden, der hier nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Nennung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spiele zwischen den Nationen wie auch ~~zwischen~~ deren rechten und linken Bestrebungen — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verwaltet werden.

1'

1)

*H. Lichtenberger
H. Zschischke*

Die Société des Études Germaniques (Association des Amis
de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Capen) erlaube
zu einem Vortrag des Professors Maximilian Kober (L. M. K.) die
Einladung:

Oùs du jour:

Communication de M. Maximilian Kober:

I. Karl Kraus et la prose d'art allemande

II. "Todesdruck" (Prose de Karl Kraus comparée aux diques par la suite)

Le Président:

M. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannt Redner war so
freundliche ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem
folgenden Artikel aus der Revue de l'Institut Germanique
zu übersenden, der hier nicht nur die Beweis
wiedergeben, sondern auch die öffentliche Meinung die
öffentliche Meinung nicht ausschließlich, sondern auch die
doch noch — jenseits der üblichen Spiele zwischen den Nationen
wie auch zwischen deren Leuten und häufig Bestrebungen —
die Angelegenheiten der deutschen Sprache vorwärts werden.

Die Société des Etudes Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) erließ zu einem Vortrag des Professors Maximilien Rubel (am 4. Mai) die Einladung:

Ordre du jour :

Communication de M. Maximilien Rubel :

I Karl Kraus et la prose d'art allemande

II „Todesfurcht“ (poésie de Karl Kraus enregistrée sur disque par l'auteur).

Le Président :

H. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannt Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der ‚Revue de l'Enseignement des langues vivantes‘ (juin 1935) zu übersenden, der hier nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Nennung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spiele zwischen den Nationen wie auch deren rechten und linken Zeitvertreibs — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verwaltet werden.

Bulletin
de la

Société des Etudes Germaniques

Séance du 4 mai 1935

Communication de M. Maximilien Rubel sur : Karl Kraus et la prose
d'art allemande

/e
✓

The Société des Études Germaniques (Association des Amis de l'Étude Germanique et de la Bibliothèque M. Cohn) a été en un jour de l'Association des Amis de l'Étude Germanique et de la Bibliothèque M. Cohn (in 1933) in einem Vortrag des Professors Maximilian Rabel (am 1. Mai) die Einladung.

Comité de l'Association

Communication de M. Maximilian Rabel:

Le Comité de l'Association des Amis de l'Étude Germanique et de la Bibliothèque M. Cohn a été en un jour de l'Association des Amis de l'Étude Germanique et de la Bibliothèque M. Cohn (in 1933) in einem Vortrag des Professors Maximilian Rabel (am 1. Mai) die Einladung.

II. Totenfeier (hochzeitlich) des Karl Kraus (gestorben am 1. Mai 1933)

Le Président:
M. Maximilian Rabel

Der Herr Vorsitzende hat die Ehre, Sie zu dem Festmahl einzuladen, das am 1. Mai ein Examen der Vorträge mit dem Namen "Kraus" aus der Reihe der "Kraus" des Jahres 1933 zu übernehmen. Der Herr nicht am 1. Mai wieder gegeben wird, das in Paris eine öffentliche Sitzung der "Kraus" nicht ausreicht, sondern auch dazu, das dort noch - jenseits der öffentlichen Sitzung der "Kraus" wie auch diese richtig und haben "Kraus" die Angelegenheiten der deutschen Sprache werden

Einladung

de la

Société des Études Germaniques

Séance du 1. mai 1933

Communication de M. Maximilian Rabel au Comité de l'Association des Amis de l'Étude Germanique et de la Bibliothèque M. Cohn



Handwritten notes at the top of the page, including a signature and the number 123.

Die Société des Etudes Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) erließ zu einem Vortrag des Professors Maximilien Rubel (am 4. Mai) die Einladung:

Ordre du jour :

Communication de M. Maximilien Rubel :

I Karl Kraus et la prose d'art allemande

II „Todesfurcht“ (poésie de Karl Kraus enregistrée sur disque par l'auteur).

Le Président :

H. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannte Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der 'Revue de l'Enseignement des langues vivantes' (juin 1935) zu übersenden, der hier nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Nennung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spiele zwischen den Nationen wie auch deren rechten und linken Zeitvertreibs — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verwaltet werden.

Bulletin de la

Société des Etudes Germaniques

Séance du 4 mai 1935

Communication de M. Maximilien Rubel sur : Karl Kraus et la prose d'art allemande

M. Rubel donne d'abord un court aperçu sur la personnalité et l'œuvre du poète austro-allemand, dont la gloire naissante semble avoir définitivement aboli la conspiration du silence ourdie contre lui par la grande presse et la critique littéraire officielle des pays de langue allemande. En France, Kraus n'est pas tout à fait inconnu: plusieurs Français, dont Charles Andler, ont à maintes reprises proposé Karl Kraus pour le prix Nobel de littérature; ils signalaient son œuvre comme «un durable monument élevé aux morts par la pitié humaine et la plus courageuse indignation», ajoutant que «quand elle ne serait pas un grand acte de courage et la preuve d'une vigoureuse pensée, elle resterait debout par la puissance de la création verbale».

Polémiste, voire pamphlétaire, auteur dramatique, acteur, poète lyrique, Kraus représente, ainsi que l'affirme Knut Hamsun, «un grand nom de la riche culture autrichienne». Son œuvre se compose principalement d'articles, aphorismes et poésies publiés dans la revue 'Die Fackel' (le Flambeau), fondée par lui en 1899 et dont il est, depuis 1903, l'unique collaborateur. Cette œuvre se compose, à l'heure actuelle, de six volumes d'essais, trois volumes d'aphorismes, six pièces dramatiques, dont la plus remarquable est sans doute 'Die letzten Tage der Menschheit' vaste tableau des horreurs de la guerre, interrompu çà et là par les réflexions cinglantes du 'Nörgler', de l'ergoteur, qui n'est autre que Kraus lui-même, neuf opuscules contenant des poésies, épigrammes et satires en vers, des adaptations de plusieurs drames de Shakespeare, ainsi qu'une 'Nachdichtung' des sonnets de ce dernier, et des traductions de plusieurs textes d'opérettes de Jacques Offenbach. Cette œuvre s'impose non seulement par sa puissance et sa pureté morales, mais surtout par une virtuosité

On

V

T
T
T
T

10

Handwritten notes on the right side of the page, including numbers and symbols.

A

verbale qui n'a guère de rivale dans la prose artiste allemande, ancienne ou contemporaine.

I. Le style de Kraus rappelle d'une part les grands moralistes français et, d'autre part, les grands écrivains de l'antiquité grecque et latine.

La France est peut-être le seul pays où des considérations de pure forme, un souci de la *forme en soi*, aient persisté et dominé dans l'art moderne. Tout en faisant la part de l'exagération qui est contenue dans cette affirmation de Paul Valéry, nous pouvons déclarer, sans risque d'erreur, que les Allemands n'ont jamais eu pareille attitude à l'égard de la langue qu'ils parlaient et écrivaient. C'est Eduard Norden qui, dans son histoire de la prose artiste antique, déclare que seules les nations de langue romane ont gardé la sensibilité et le goût de l'harmonie de la langue, tels que les éprouvaient les antiques. Et ce savant allemand d'observer que parmi les peuples modernes ce sont les Allemands qui ressentent le moins cette passion de la perfection verbale qu'ont toujours manifestée les nations classiques. Les grands écrivains et même les savants philologues allemands, à commencer par Herder, Grimm, Lachmann, Humboldt et autres, fixent leur attention soit sur les origines du langage en général, soit sur celle de la langue allemande en particulier, mais ce pré-occupent fort peu de l'art d'écrire et des scrupules qu'il comporte. Certes, les circonstances politiques et sociales de l'Allemagne des classiques et des romantiques n'ont nullement été favorables à l'écllosion d'une école d'écrivains uniquement tournés vers les secrets et les possibilités d'expression de leur langue. Toutefois les Allemands excellent là où il s'agit de découvrir des rapports métaphysiques entre la pensée et la parole. Chez les frères Schlegel, chez Novalis et surtout chez Bernhardi nous trouvons les germes d'une linguistique foncièrement originale, une conception de la langue telle qu'elle semble avoir pour la première fois trouvé une vérification éclatante dans l'œuvre en prose de Karl Kraus. C'est en se rattachant à cette tradition celui-ci, dans un aphorisme profond, dit, de la pensée, qu'elle est dispersée, à travers le prisme des sentiments matériels, dans les éléments de la langue dont l'artiste construit la pensée. La pensée est une trouvaille, une chose retrouvée, et celui qui la trouve est un inventeur honnête; elle est à lui, quand bien même un autre l'aurait trouvée avant lui.

Sur la base de ce principe, Kraus réclame pour l'œuvre d'art de la langue la sollicitude, le respect — aussi bien de la part du créateur que du public — qu'on ne refuse pas à une œuvre de peinture ou de musique. Ce respect devient chez Kraus une sorte de soumission mystique au génie de la langue. « Je ne suis le maître que de la langue des autres », dit-il dans un aphorisme, « la mienne fait de moi ce qu'elle veut ». C'est de la langue qui lui viennent les pensées et cette gestation des idées lui rend sacré le devoir de donner tous les soins à la langue.

II. La prose de Kraus n'est ni épique, ni lyrique, elle ne peint pas plus qu'elle ne raconte, ne chante ni ne prêche. C'est une prose de satire et de haine, d'ironie et d'esprit, une prose qui polémise, frappe et détruit. C'est un style de pamphlétaire, qui accuse et juge notre civilisation, dont Kraus ne laisse subsister que ce qu'il a d'avance mis à part comme appartenant à une autre sphère de valeurs. En face des contradictions morales de notre temps, Kraus se met au service des valeurs spirituelles contre la corruption que celles-ci subissent dans une civilisation qui asservit les fins de l'existence, le »Lebenszweck« aux moyens de subsistance, aux »Lebensmitteln«.

La satire de Kraus correspond entièrement à la définition qu'a donnée Schiller de ce genre littéraire dans ses écrits esthétiques. La satire »vengeresse ou pathétique« est définie par Schiller comme

T
T

A

P
P

~~P~~
~~X~~

P
P

X

verbe qui se trouve dans la phrase suivante

1. Le style de la phrase est simple et direct.

2. La phrase est écrite dans un style simple et direct.

3. Le style de la phrase est simple et direct.

4. Le style de la phrase est simple et direct.

5. Le style de la phrase est simple et direct.

6. Le style de la phrase est simple et direct.

7. Le style de la phrase est simple et direct.

8. Le style de la phrase est simple et direct.

9. Le style de la phrase est simple et direct.

10. Le style de la phrase est simple et direct.

11. Le style de la phrase est simple et direct.

12. Le style de la phrase est simple et direct.

13. Le style de la phrase est simple et direct.

14. Le style de la phrase est simple et direct.

15. Le style de la phrase est simple et direct.

16. Le style de la phrase est simple et direct.

17. Le style de la phrase est simple et direct.

18. Le style de la phrase est simple et direct.

19. Le style de la phrase est simple et direct.

20. Le style de la phrase est simple et direct.

21. Le style de la phrase est simple et direct.

22. Le style de la phrase est simple et direct.

23. Le style de la phrase est simple et direct.

l'œuvre dans laquelle la réalité est opposée, en tant qu'imperfection, à l'idéal, considéré comme la réalité suprême. Parlant du fond et de la forme de l'œuvre poétique, ce même Schiller s'exprime en des termes qui peuvent s'appliquer parfaitement à l'œuvre poétique de Karl Kraus: «L'artiste recevra sa matière du temps présent, mais la forme, il l'empruntera à un temps plus noble, et même, en dehors de tout temps, à l'unité absolue, immuable de sa propre essence.»

Ainsi Kraus reçoit-il sa matière du temps présent, de l'actualité qui lui fournit l'occasion, mais rien de plus, pour ses créations littéraires. «L'artiste, dira-t-il, en créant, s'inspire du jour, de l'heure, de la minute. Le stimulant peut être, autant qu'on le veut, limité et conditionné dans le temps et dans l'espace, — la croissance de son œuvre sera d'autant plus illimitée et libre qu'elle se sera écartée du stimulant initial.»

III. Dans une lettre d'hommage adressée à Karl Kraus à l'occasion de son 60^e anniversaire, M. Marcel Ray signale les difficultés insurmontables qui se posent à celui qui voudrait transcrire en français un ouvrage entier du poète; c'est «le seul écrivain», dit M. Marcel Ray, «qui remue encore quelque chose de grand» tout en étant «le seul qui reste enfermé dans les frontières de sa propre langue, portant ainsi le châtement d'en avoir approfondi et multipliés les ressources et s'appauvrissant de l'avoir trop enrichie.»

Ces paroles de M. Ray sont d'autant plus significatives que cet auteur lui-même a, le premier, essayé de traduire en français des aphorismes de Kraus (en 1913).

M. Rubel cite plusieurs exemples des essais faits par M. Ray, essais qui peuvent être considérés comme réussis en tant qu'ils se bornent à des aphorismes traduisibles, c'est-à-dire, en qui l'harmonie du fond et de la forme réside uniquement dans la force expressive de la métaphore, et non dans la particularité de l'expression verbale. A ces exemples, M. Rubel en ajoute d'autres qui gardent même dans la traduction l'originalité de l'idée exprimée («Le miroir ne sert que la vanité de l'homme»; la femme en a besoin pour s'assurer de sa personnalité.) — «Lorsqu'une civilisation sent l'approche de sa fin, elle fait venir le prêtre» — «Ne pas avoir d'idées et savoir les exprimer, voilà ce qui caractérise le journaliste.» — «Le surhomme est un idéal prématuré qui suppose l'homme», etc....)

La prose de Kraus, excelle dans l'art de la concision que

l'œuvre dans laquelle la réalité est opposée, en tant de manifestation, à l'idéal, considéré comme la réalité supérieure. Parfait du tout et de la forme de l'œuvre positive, ce même schéma s'explique à l'œuvre positive de termes qui peuvent s'appliquer partiellement à l'œuvre positive de Karl Kraus : « L'idéal se trouve au milieu du temps présent, mais la forme, il l'embourbe à un temps plus noble, et même, en dehors de tout temps, à l'œuvre supérieure, immuable de sa propre essence ».

Ainsi Kraus reçoit-il la matière du temps présent de l'œuvre, qui lui fournit l'occasion, mais non de plus, pour ses créations littéraires. L'idéal, dit-il, en créant, s'élève au-dessus du temps, de l'espace, de la matière. Le stimulus peut être, au contraire, au sein de la vie, de la mort, de la vieillesse et dans l'espace. — La conscience de son œuvre sera d'autant plus limitée et libre qu'elle se sera déchargée du stimulus initial.

III. Dans une lettre d'hommage adressée à Karl Kraus à l'occasion de son 50^e anniversaire, M. Marcel Ray signale les difficultés insurmontables qui se posent à celui qui voudrait transcrire en français un ouvrage aussi important que celui de son maître. « Ce n'est pas, dit-il, un simple problème de traduction, mais un problème de compréhension. Kraus est un homme qui voit les choses de près, tout en étant à l'écart du monde, dans les profondeurs de sa propre langue. Il ne veut pas que l'on traduise ses œuvres, mais il veut qu'on les comprenne et qu'on les aime. »

Ces paroles de M. Ray sont d'autant plus significatives que cet auteur lui-même a le premier essayé de traduire en français des œuvres de Kraus (en 1913).

M. Rühl est le plus grand traducteur des œuvres de Kraus. M. Rühl est un homme qui considère comme son but principal de donner à des œuvres traduites, c'est-à-dire, en fait l'œuvre de son traducteur, et de la faire réviser dans la forme expressive de la langue. M. Rühl en outre a écrit dans la préface de son ouvrage de traduction l'importance de l'œuvre de Kraus. « L'œuvre de Kraus est une œuvre qui a besoin pour s'assurer de sa portée universelle. L'œuvre de Kraus est l'œuvre de son traducteur. Elle fait venir le lecteur. — Elle parvient à l'esprit et se voit la expression, celle qui caractérise le journaliste. — La traduction est un idéal préalable qui suppose l'œuvre de Kraus. »

La phrase de Kraus écrite dans l'un de ses ouvrages est :

Sp. A. Kraft mit der Sprache
nicht möglich
handl. ? Ja! Wände von E. König
vergl. d. d. d.

Nietzsche vante comme le fruit d'une longue méditation. Mais ce qui distingue essentiellement cette prose, et ce qui la rend intraduisible en une autre langue, c'est l'importance et la signification qui y sont attribuées au jeu de mots, au »Wortspiel«. Là encore, Kraus rejoint les grands romantiques allemands, en particulier Schlegel et Novalis, dont nous connaissons des réflexions vraiment surprenantes sur le »Wortwitz«, le mot d'esprit. Pour Bernhardt le »Witz« est même identique avec la vérité.

M. Rubel montre, en citant plusieurs aphorismes de Kraus, l'originalité du style de Kraus qui ne néglige aucune particularité de sa langue lorsqu'il peut en créer des sentences ou des pensées profondes, ce que montre la définition même qu'il donne de l'aphorisme : »Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß mit einem Satz über sie hinauskommen«. La pointe de cette pensée réside dans l'expression »mit einem Satz« qui veut dire « d'un bond » mais qui, dans cette phrase garde également son sens littéral, en indiquant que, dans l'aphorisme, il s'agit de surpasser la vérité littérale « par une seule phrase ».

- normal!

Dans de nombreux autres aphorismes ou saillies, Kraus joue sur ce que la stylistique (p. ex. dans les ouvrages de M. Bally) appelle les « clichés » d'une langue, ou bien sur l'ambiguïté, voire la pluralité sémantique d'un ou plusieurs termes allemands. Un des procédés les plus caractéristiques du style de Kraus est la mise en valeur de métaphores de l'allemand que le poète n'hésite pas à ramener souvent à l'image concrète (exemple : Kraus parlant du libéralisme, »der der Menschheit den Zinsfuß auf den Nacken setzt« emploie le terme »Zinsfuß« — taux d'intérêt — comme s'il s'agissait de l'expression »den Fuß auf den Nacken setzen«).

IV. M. Rubel termine sa causerie par la lecture d'un essai de traduction en français d'une satire de Kraus intitulée »Das Ehrenkreuz« écrite en 1909, dans laquelle le poète prend la défense d'une prostituée contre une justice qui soumet ses décisions aux normes d'une morale hypocrite.

La fin de la séance est consacrée à l'audition d'une poésie de Karl Kraus »Todesfurcht« enregistrée sur disque par l'auteur lui-même.

M. Robert meurt en deux phrases séparées de Klaus.
 L'originalité de style de Klaus qui ne négocie aucune particularité de
 ses langues lorsqu'il peut en citer des sentences ou les pensées profondes
 des poètes n'est pas en fait de déléguer même de la forme de l'expression.
 « Ein Apathisches Mensch nicht wahr zu sein, aber er soll die Welt
 sein. » (L'originalité de style de Klaus est dans le fait qu'il ne se contente
 pas de dire « Ich bin » mais qu'il ajoute « Ich bin » dans une phrase qui
 est une phrase complète, par exemple : « Ich bin ein Mensch ».
 Dans de nombreux autres passages on trouve, dans une
 ce que la stylistique (p. ex. dans les ouvrages de M. Robert) appelle
 les « clichés » d'une langue, ou bien son originalité, voire la pluralité
 sémantique d'un ou plusieurs termes allemands. Un des procédés les
 plus caractéristiques du style de Klaus est la mise en valeur de mots-
 propres de l'allemand que le poète n'hésite pas à ramener souvent à
 l'état concret : Klaus préfère au français, « der der
 Menschheit der Erde auf den Rücken tritt » emploie le terme « Fuß-
 auf-den-Rücken » — comme s'il s'agissait de l'expression « der
 Fuß auf den Rücken setzen »).

IV. M. Robert termine sa carrière par le sort d'un état de
 traduction en français d'une partie de Klaus jadis. Des fragments
 écrits en 1907, dans lesquels le poète prend la défense d'une problé-
 matique contre une partie qui semble les déléguer aux notions d'une
 morale hypothétique.

La fin de la scène est consacrée à l'indication d'une partie de
 Klaus « Todestritt » caractéristique au départ par l'ancien au monde.

M. Robert meurt en deux phrases séparées de Klaus.
 L'originalité de style de Klaus qui ne négocie aucune particularité de
 ses langues lorsqu'il peut en citer des sentences ou les pensées profondes
 des poètes n'est pas en fait de déléguer même de la forme de l'expression.
 « Ein Apathisches Mensch nicht wahr zu sein, aber er soll die Welt
 sein. » (L'originalité de style de Klaus est dans le fait qu'il ne se contente
 pas de dire « Ich bin » mais qu'il ajoute « Ich bin » dans une phrase qui
 est une phrase complète, par exemple : « Ich bin ein Mensch ».
 Dans de nombreux autres passages on trouve, dans une
 ce que la stylistique (p. ex. dans les ouvrages de M. Robert) appelle
 les « clichés » d'une langue, ou bien son originalité, voire la pluralité
 sémantique d'un ou plusieurs termes allemands. Un des procédés les
 plus caractéristiques du style de Klaus est la mise en valeur de mots-
 propres de l'allemand que le poète n'hésite pas à ramener souvent à
 l'état concret : Klaus préfère au français, « der der
 Menschheit der Erde auf den Rücken tritt » emploie le terme « Fuß-
 auf-den-Rücken » — comme s'il s'agissait de l'expression « der
 Fuß auf den Rücken setzen »).

Handwritten: Aufsatz in der Zeitschrift — (Wort vom der Artike: Jiming + Jiming)

9 107

Die deutsche Sprache in Paris

Die Société des Etudes Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) erließ zu einem Vortrag des Professors Maximilien Rubel (am 4. Mai) die Einladung:

Ordre du jour:

Communication de M. Maximilien Rubel :

I Karl Kraus et la prose d'art allemande

II »Todesfurcht« (poésie de Karl Kraus enregistrée sur disque par l'auteur).

Le Président :

H. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannte Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der 'Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes' (juin 1935) zu übersenden, der nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Nennung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spiele zwischen den Nationen wie auch deren rechten und linken Zeitvertreibern — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verwaltet werden.

Bulletin

de la

Société des Etudes Germaniques

Séance du 4 mai 1935

Communication de M. Maximilien Rubel sur : Karl Kraus et la prose d'art allemande

M. Rubel donne d'abord un court aperçu sur la personnalité et l'œuvre du poète austro-allemand, dont la gloire naissante semble avoir définitivement aboli la conspiration du silence ourdie contre lui par la grande presse et la critique littéraire officielle des pays de langue allemande. En France, Kraus n'est pas tout à fait inconnu: plusieurs Français, dont Charles Andler, ont à maintes reprises proposé Karl Kraus pour le prix Nobel de littérature; ils signalaient son œuvre comme «un durable monument élevé aux morts par la pitié humaine et la plus courageuse indignation», ajoutant que «quand elle ne serait pas un grand acte de courage et la preuve d'une vigoureuse pensée, elle resterait debout par la puissance de la création verbale».

Polémiste, voire pamphlétaire, auteur dramatique, acteur, poète lyrique, Kraus représente, ainsi que l'affirme Knut Hamsun, «un grand nom de la riche culture autrichienne». Son œuvre se compose principalement d'articles, aphorismes et poésies publiés dans la revue »Die Fackel« (le Flambeau), fondée par lui en 1899 et dont il est, depuis 1903, l'unique collaborateur. Cette œuvre se compose, à l'heure actuelle, de six volumes d'essais, trois volumes d'aphorismes, six pièces dramatiques, dont la plus remarquable est sans doute »Die letzten Tage der Menschheit« vaste tableau des horreurs de la guerre, interrompu çà et là par les réflexions cinglantes du »Nörgler«, de l'ergoteur, qui n'est autre que Kraus lui-même, neuf opuscules contenant des poésies, épigrammes et satires en vers, des adaptations de plusieurs drames de Shakespeare, ainsi qu'une »Nachdichtung« des sonnets de ce dernier, et des traductions de plusieurs textes d'opérettes de Jacques Offenbach. Cette œuvre s'impose non seulement par sa puissance et sa pureté morales, mais surtout par une virtuosité

*Handwritten: y hild
Craus
ne finit K.
moyen*

P

Die deutsche Sprache in Paris

Die Société des Études Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) effectue zu ihrem Vortrag des Professors Maximilian Kubel (am 4. Mai) die Einleitung:

Ordonnances de la séance:

Communication de M. Maximilien Kubel:

I. Karl Kraus et le prose d'art allemande

II. Todesnachricht (prose de Karl Kraus entzögelt zur séance par l'auteur)

Le Président:

M. Lichtensperger

Der dem Herausgeber der Fabel unbekannt Bescherer war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der Revue de l'Institut de la langue Vivante (Juli 1935) zu übersenden, der nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Meinung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spalte zwischen den Nationen — eine noch deren rechnen und hören festverwahrt — die Augen geblieben der deutschen Sprache verwalter werden.

Gallatin

zu la

Bureau des Études Germaniques

Séance du 4 mai 1935

Communication de M. Maximilien Kubel sur : Karl Kraus et la prose d'art allemande

M. Kubel donne l'abord un court aperçu sur la personnalité et l'œuvre du poète autrichien, dont la ligne narrative semble avoir été déterminée d'abord la conception de la prose écrite par la grande presse et la critique littéraires officielles des pays de langue allemande. La France Kraus n'est pas fait à lui-même: plusieurs Français, dont Charles Mauriac, ont à maintes reprises proposé Karl Kraus pour le prix Nobel de littérature; le signifiant son œuvre comme un modèle moderne de la prose contemporaine, dont il est l'un des plus correspondants investigations, dont il est l'un des plus importants. Il ne s'agit pas un grand acte de courage et la preuve d'une vigoureuse pensée, elle s'est fait l'abord par la présence de la volonté française.

Il est intéressant de remarquer que l'œuvre de Kraus est une œuvre de la prose écrite, dont la ligne narrative semble avoir été déterminée d'abord la conception de la prose écrite par la grande presse et la critique littéraires officielles des pays de langue allemande. La France Kraus n'est pas fait à lui-même: plusieurs Français, dont Charles Mauriac, ont à maintes reprises proposé Karl Kraus pour le prix Nobel de littérature; le signifiant son œuvre comme un modèle moderne de la prose contemporaine, dont il est l'un des plus correspondants investigations, dont il est l'un des plus importants. Il ne s'agit pas un grand acte de courage et la preuve d'une vigoureuse pensée, elle s'est fait l'abord par la présence de la volonté française.

8 A
2

verbale qui n'a guère de rivale dans la prose artiste allemande, ancienne ou contemporaine.

Umbert.

I. Le style de Kraus rappelle d'une part les grands moralistes français et, d'autre part, les grands écrivains de l'antiquité grecque et latine.

128

«La France est peut-être le seul pays où des considérations de pure forme, un souci de la *forme en soi*, aient persisté et dominé dans l'art moderne». Tout en faisant la part de l'exagération qui est contenue dans cette affirmation de Paul Valéry, nous pouvons déclarer, sans risque d'erreur, que les Allemands n'ont jamais eu pareille attitude à l'égard de la langue qu'ils parlaient et écrivaient. C'est Eduard Norden qui, dans son histoire de la prose artiste antique, déclare que seules les nations de langue romane ont gardé la sensibilité et le goût de l'harmonie de la langue, tels que les éprouvaient les antiques. Et ce savant allemand d'observer que parmi les peuples modernes ce sont les Allemands qui ressentent le moins cette passion de la perfection verbale qu'ont toujours manifestée les nations classiques. Les grands écrivains et même les savants philologues allemands, à commencer par Herder, Grimm, Lachmann, Humboldt et autres, fixent leur attention soit sur les origines du langage en général, soit sur celle de la langue allemande en particulier, mais ce pré-occupent fort peu de l'art d'écrire et des scrupules qu'il comporte. Certes, les circonstances politiques et sociales de l'Allemagne des classiques et des romantiques n'ont nullement été favorables à l'éclosion d'une école d'écrivains uniquement tournés vers les secrets et les possibilités d'expression de leur langue. Toutefois les Allemands excellent là où il s'agit de découvrir des rapports métaphysiques entre la pensée et la parole. Chez les frères Schlegel, chez Novalis et surtout chez Bernhardi nous trouvons les germes d'une linguistique foncièrement originale, une conception de la langue telle qu'elle semble avoir pour la première fois trouvé une vérification éclatante dans l'œuvre en prose de Karl Kraus. C'est en se rattachant à cette tradition celui-ci, dans un aphorisme profond, dit, de la pensée, qu'elle est «dispersée, à travers le prisme des sentiments matériels, dans les éléments de la langue dont l'artiste construit la pensée. La pensée est une trouvaille, une chose retrouvée, et celui qui la trouve est un inventeur honnête; elle est à lui, quand bien même un autre l'aurait trouvée avant lui.»

Sur la base de ce principe, Kraus réclame pour l'œuvre d'art de la langue la sollicitude, le respect — aussi bien de la part du créateur que du public — qu'on ne refuse pas à une œuvre de peinture ou de musique. Ce respect devient chez Kraus une sorte de soumission mystique au génie de la langue. «Je ne suis le maître que de la langue des autres», dit-il dans un aphorisme, «la mienne fait de moi ce qu'elle veut». C'est de la langue qui lui viennent les pensées et cette gestation des idées lui rend sacré le devoir de donner tous les soins à la langue.

II. La prose de Kraus n'est ni épique, ni lyrique, elle ne peint pas plus qu'elle ne raconte, ne chante ni ne prêche. C'est une prose de satire et de haine, d'ironie et d'esprit, une prose qui polémise, frappe et détruit. C'est un style de pamphlétaire, qui accuse et juge notre civilisation, dont Kraus ne laisse subsister que ce qu'il a d'avance mis à part comme appartenant à une autre sphère de valeurs. En face des contradictions morales de notre temps, Kraus se met au service des valeurs spirituelles contre la corruption que celles-ci subissent dans une civilisation qui asservit les fins de l'existence, le »Lebenszweck« aux moyens de subsistance, aux »Lebensmitteln«.

La satire de Kraus correspond entièrement à la définition qu'a donnée Schiller de ce genre littéraire dans ses écrits esthétiques. La satire «vengeresse ou pathétique» est définie par Schiller comme

l'œuvre dans laquelle la réalité est opposée, en tant qu'imperfection, à l'idéal, considéré comme la réalité suprême. Parlant du fond et de la forme de l'œuvre poétique, ce même Schiller s'exprime en des termes qui peuvent s'appliquer parfaitement à l'œuvre poétique de Karl Kraus: «L'artiste recevra sa matière du temps présent, mais la forme, il l'empruntera à un temps plus noble, et même, en dehors de tout temps, à l'unité absolue, immuable de sa propre essence.»

Ainsi Kraus reçoit-il sa matière du temps présent, de l'actualité qui lui fournit l'occasion, mais rien de plus, pour ses créations littéraires. «L'artiste, dira-t-il, en créant, s'inspire du jour, de l'heure, de la minute. Le stimulant peut être, autant qu'on le veut, limité et conditionné dans le temps et dans l'espace, — la croissance de son œuvre sera d'autant plus illimitée et libre qu'elle se sera écartée du stimulant initial.»

III. Dans une lettre d'hommage adressée à Karl Kraus à l'occasion de son 60^e anniversaire, M. Marcel Ray signale les difficultés insurmontables qui se posent à celui qui voudrait transcrire en français un ouvrage entier du poète; c'est «le seul écrivain», dit M. Marcel Ray, «qui remue encore quelque chose de grand» tout en étant «le seul qui reste enfermé dans les frontières de sa propre langue, portant ainsi le châtimement d'en avoir approfondi et multiplié les ressources et s'appauvrissant de l'avoir trop enrichie.»

Ces paroles de M. Ray sont d'autant plus significatives que cet auteur lui-même a, le premier, essayé de traduire en français des aphorismes de Kraus (en 1913).

M. Rubel cite plusieurs exemples des essais faits par M. Ray, essais qui peuvent être considérés comme réussis en tant qu'ils se bornent à des aphorismes traduisibles, c'est-à-dire, en qui l'harmonie du fond et de la forme réside uniquement dans la force expressive de la métaphore, et non dans la particularité de l'expression verbale. A ces exemples, M. Rubel en ajoute d'autres qui gardent même dans la traduction l'originalité de l'idée exprimée («Le miroir ne sert que la vanité de l'homme; la femme en a besoin pour s'assurer de sa personnalité.» — «Lorsqu'une civilisation sent l'approche de sa fin, elle fait venir le prêtre» — «Ne pas avoir d'idées et savoir les exprimer, voilà ce qui caractérise le journaliste.» — «Le surhomme est un idéal prématuré qui suppose l'homme», etc. . . .)

La prose de Kraus excelle dans l'art de la concision que

L'œuvre dans laquelle la réalité est opposée, en tant qu'individuelle, à l'idéal, considérée comme la réalité supérieure. Par son fond et sa forme de l'œuvre positive, ce même Schiller s'exprime en des termes qui peuvent s'appliquer également à l'œuvre positive de Kant. Kant : l'artiste recrée sa matière au temps présent, mais la forme, le temporel à un temps plus noble, et même, en dehors de tout temps, à l'état absolu, immuable de sa propre essence.

Ainsi Kant recrée sa matière au temps présent, de l'actuelle qui lui donne l'existence, mais non de plus pour ses créations futures. L'artiste, dit-il, en créant s'élève au-dessus du temps de l'œuvre, de la nature. Le temporel peut être, même si on le veut, limité et contenu dans le temps et dans l'espace. — La création de son œuvre est d'un autre plus limitée et plus élevée, se sera sentie de l'absolu.

III. Dans une lettre d'hommage adressée à Kant, Kant a l'occasion de dire que l'humanité, M. Schiller, est une difficulté insurmontable, qui se pose à celui qui veut transmettre au monde un message, car le monde est un chaos, et c'est là son caractère, dit M. Schiller. Mais, pour l'œuvre d'art, quelques choses de grand, tout en étant de son temps, sont créées dans les conditions de sa propre époque, et ainsi le créateur s'élève au-dessus de l'époque et multiplie les sources et s'appropriant de l'œuvre trop humaine.

Ces paroles de M. Schiller sont d'autant plus significatives que cet auteur lui-même, à la fin de son œuvre, essaye de traduire en langage des applications de Kant (en 1812).

M. Schiller cite plusieurs exemples de cas tels que M. Schiller, et ce qui peut être considéré comme l'œuvre en tant que telle se borne à des applications techniques, c'est-à-dire, en fait l'harmonie du fond et de la forme, et cela n'est pas l'expression expressive de l'artiste, et non dans la particularité de l'expression verbale. A ces exemples, M. Schiller en donne d'autres qui existent même dans la technique technique de l'œuvre, et cela même ne peut que la valeur de l'œuvre, la forme en a besoin pour s'élever de sa propre essence. — L'œuvre d'art est l'œuvre de l'homme, et c'est elle qui est le but. — Ne pas avoir d'idées et savoir les exprimer, voilà ce qui caractérise le journaliste. — Les journaux sont un idéal technique qui suppose l'homme, etc. (.)

La prose de Kant excelle dans l'art de la conclusion, dans

4

Nietzsche vante comme le fruit d'une longue méditation. Mais ce qui distingue essentiellement cette prose, et ce qui la rend intraduisible en une autre langue, c'est l'importance et la signification qui y sont attribuées au jeu de mots, au »Wortspiel«. Là encore, Kraus rejoint les grands romantiques allemands, en particulier Schlegel et Novalis, dont nous connaissons des réflexions vraiment surprenantes sur le »Wortwitz«, le mot d'esprit. Pour Bernhardt le »Witz« est même identique avec la vérité.

M. Rubel montre, en citant plusieurs aphorismes de Kraus, l'originalité du style de Kraus qui ne néglige aucune particularité de sa langue lorsqu'il peut en créer des sentences ou des pensées profondes, ce que montre la définition même qu'il donne de l'aphorisme : »Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß mit einem Satz über sie hinauskommen«. La pointe de cette pensée réside dans l'expression »mit einem Satz« qui veut dire « d'un bond » mais qui, dans cette phrase garde également son sens littéral, en indiquant que, dans l'aphorisme, il s'agit de surpasser la vérité littérale « par une seule phrase ».

Dans de nombreux autres aphorismes ou saillies, Kraus joue sur ce que la stylistique (p. ex. dans les ouvrages de M. Bally) appelle les « clichés » d'une langue, ou bien sur l'ambiguïté, voire la pluralité sémantique d'un ou plusieurs termes allemands. Un des procédés les plus caractéristiques du style de Kraus est la mise en valeur de métaphores de l'allemand que le poète n'hésite pas à ramener souvent à l'image concrète (exemple : Kraus parlant du libéralisme, »der der Menschheit den Zinsfuß auf den Nacken setzt« emploie le terme »Zinsfuß« — taux d'intérêt — comme s'il s'agissait de l'expression »den Fuß auf den Nacken setzen«).

IV. M. Rubel termine sa causerie par la lecture d'un essai de traduction en français d'une satire de Kraus intitulée »Das Ehrenkreuz« écrite en 1909, dans laquelle le poète prend la défense d'une prostituée contre une justice qui soumet ses décisions aux normes d'une morale hypocrite.

La fin de la séance est consacrée à l'audition d'une poésie de Karl Kraus »Todesfurcht« enregistrée sur disque par l'auteur lui-même.

Die deutsche Sprache in Paris) *gmm*

9 131

Die Société des Etudes Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) erließ zu einem Vortrag des Professors Maximilien Rubel (am 4. Mai) die Einladung:

Ordre du jour:

Communication de M. Maximilien Rubel:

I Karl Kraus et la prose d'art allemande

II »Todesfurcht« (poésie de Karl Kraus enregistrée sur disque par l'auteur).

Le Président:

H. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannte Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der »Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes« (juin 1935) zu übersenden, der nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Nennung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spiele zwischen den Nationen wie auch deren rechten und linken Zeitvertreibs — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verwaltet werden.

Bulletin
de la

Société des Etudes Germaniques

Séance du 4 mai 1935

Communication de M. Maximilien Rubel sur: Karl Kraus et la prose d'art allemande

M. Rubel donne d'abord un court aperçu sur la personnalité et l'œuvre du poète austro-allemand, dont la gloire naissante semble avoir définitivement aboli la conspiration du silence ourdie contre lui par la grande presse et la critique littéraire officielle des pays de langue allemande. En France, Kraus n'est pas tout à fait inconnu: plusieurs Français, dont Charles Andler, ont à maintes reprises proposé Karl Kraus pour le prix Nobel de littérature; ils signalaient son œuvre comme «un durable monument élevé aux morts par la pitié humaine et la plus courageuse indignation», ajoutant que «quand elle ne serait pas un grand acte de courage et la preuve d'une vigoureuse pensée, elle resterait debout par la puissance de la création verbale».

Polémiste, voire pamphlétaire, auteur dramatique, acteur, poète lyrique, Kraus représente, ainsi que l'affirme Knut Hamsun, «un grand nom de la riche culture autrichienne». Son œuvre se compose principalement d'articles, aphorismes et poésies publiés dans la revue »Die Fackel« (le Flambeau), fondée par lui en 1899 et dont il est, depuis 1903, l'unique collaborateur. Cette œuvre se compose, à l'heure actuelle, de six volumes d'essais, trois volumes d'aphorismes, six pièces dramatiques, dont la plus remarquable est sans doute »Die letzten Tage der Menschheit« vaste tableau des horreurs de la guerre, interrompu çà et là par les réflexions cinglantes du »Nörgler«, de l'ergoteur, qui n'est autre que Kraus lui-même, neuf opuscules contenant des poésies, épigrammes et satires en vers, des adaptations de plusieurs drames de Shakespeare, ainsi qu'une »Nachdichtung« des sonnets de ce dernier, et des traductions de plusieurs textes d'opérettes de Jacques Offenbach. Cette œuvre s'impose non seulement par sa puissance et sa pureté morales, mais surtout par une virtuosité

Die deutsche Sprache in Paris

Die Société des Études Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Capen) erließ zu einem Vortrag des Professors Martinien Ribet (am 4. Mai) die Einladung:

Ora de du jour:

Communication de M. Maximilien Ribet:

L'art Kraus et la prose d'art allemand

II. Föderation's (Société de l'Art Kraus organisée sur l'initiative de Parisien).

Le Président:

H. Lichtensperger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekanntes Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der Revue de l'Association des Amis de l'Institut Germanique (Juni 1932) zu übersenden, der nicht nur als Beweis wiederzugeben wird, dass in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Meinung nicht ausschließt, sondern auch dafür, dass dort noch — jenseits der föhlichen Spalte zwischen den Nationen wie auch deren rechten und linken Extremitäten — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verhandelt werden.

Parisien

de la

Société des Études Germaniques

Séances du 4 mai 1932

Communication de M. Maximilien Ribet sur: L'art Kraus et la prose d'art allemand

M. Ribet donne d'abord un court aperçu sur la personnalité et l'œuvre de ce poète austro-allemand, dont la forte personnalité semble avoir déterminé de fait la composition de sa œuvre poétique. Il parle de la grande prose et de la critique littéraire d'origine des pays de langue allemande. La langue Kraus n'est pas tout à fait nouvelle; plusieurs Français, dont Charles Andler, ont à diverses reprises proposé à Kraus pour le prix Nobel de littérature; il signale son œuvre comme un exemple momentané d'art poétique sur la plus haute échelle et la plus remarquable indigène, ajoutant que, quand elle ne serait pas un grand acte de courage et de bravoure, elle mériterait de plus hauts honneurs que la poésie de la création véritable.

Poésies, votre pamphlet, autour d'œuvres de Kraus, poète lyrique, Kraus représente ainsi que l'auteur du pamphlet, «un grand nom de la prose littéraire allemande». Son œuvre se compose principalement d'articles, éphémères et poésies publiés dans la revue «Die Fackel» de l'Institut Germanique, fondée par lui en 1929 et dont il est l'éditeur responsable. Cette œuvre se compose à l'heure actuelle de six volumes d'articles, trois volumes d'éphémères, six pièces dramatiques, dont la plus remarquable est sans doute «Le Jardin de la Mémoire» et les autres de la prose. L'auteur de ce pamphlet, qui a pu les réviser, constate que Kraus, en tant que poète, s'efforce de donner à sa prose une valeur poétique. L'auteur de ce pamphlet, qui a pu les réviser, constate que Kraus, en tant que poète, s'efforce de donner à sa prose une valeur poétique. L'auteur de ce pamphlet, qui a pu les réviser, constate que Kraus, en tant que poète, s'efforce de donner à sa prose une valeur poétique.

Die deutsche Sprache in Paris

Die Société des Etudes Germaniques (Association des Amis de l'Institut Germanique et de la Bibliothèque M. Cahen) erlaßt zu einem Vortrag des Professors Maximilien Rubel (am 4. Mai) die Einladung:

Ordre du jour :

Communication de M. Maximilien Rubel :

I Karl Kraus et la prose d'art allemande

II »Todesfurcht« (poésie de Karl Kraus enregistrée sur disque par l'auteur).

Le Président :

H. Lichtenberger

Der dem Herausgeber der Fackel unbekannte Redner war so freundlich, ihm am 4. Juli ein Exemplar des Vortrags mit dem folgenden Artikel aus der »Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes« (juin 1935) zu übersenden, der nicht nur als Beweis wiedergegeben wird, daß in Paris eine öffentliche Meinung die öffentliche Nennung nicht ausschließt, sondern auch dafür, daß dort noch — jenseits der tödlichen Spiele zwischen den Nationen wie auch deren rechten und linken Zeitvertreibern — die Angelegenheiten der deutschen Sprache verwaltet werden.

Bulletin

de la

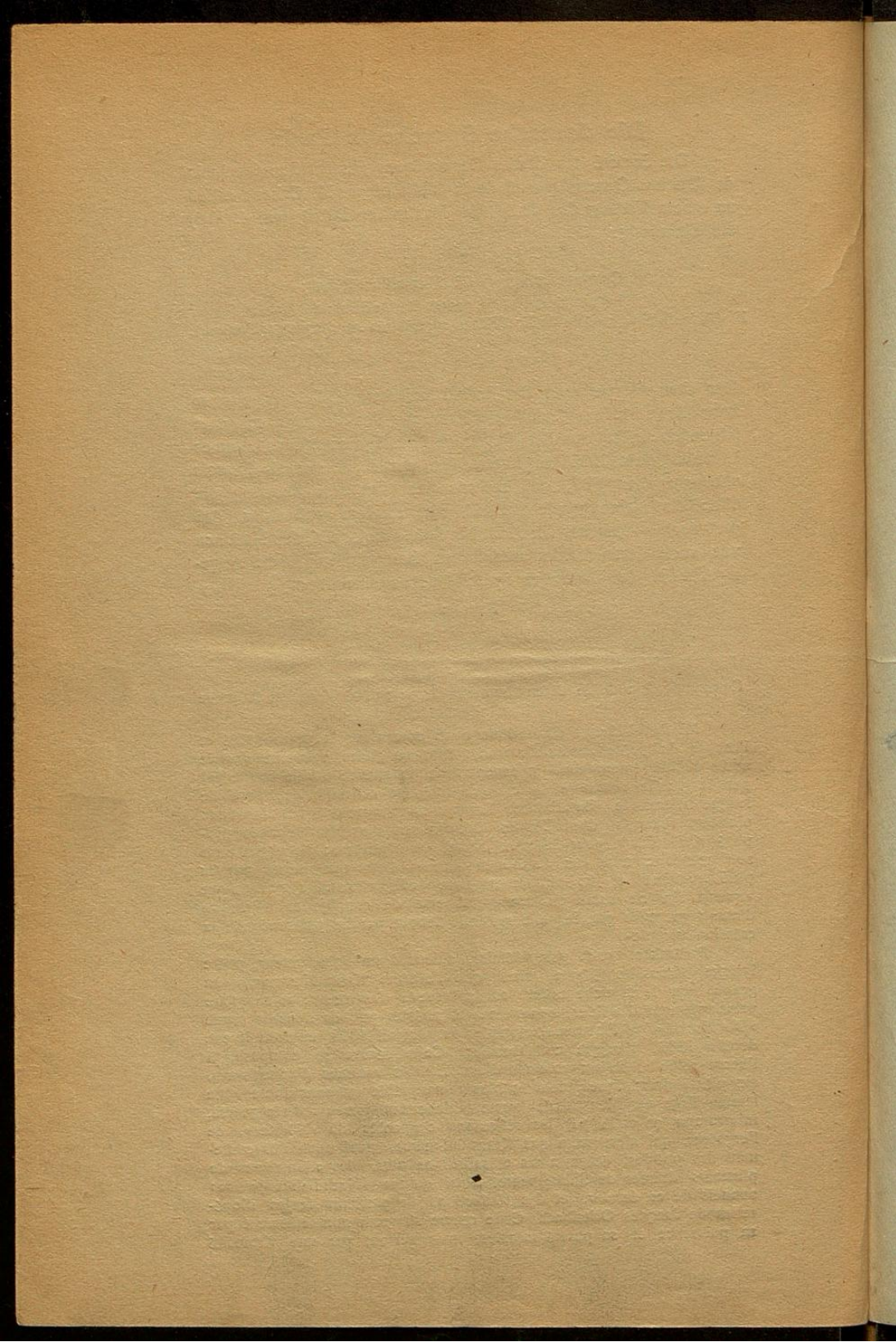
Société des Etudes Germaniques

Séance du 4 mai 1935

Communication de M. Maximilien Rubel sur : Karl Kraus et la prose d'art allemande

M. Rubel donne d'abord un court aperçu sur la personnalité et l'œuvre du poète austro-allemand, dont la gloire naissante semble avoir définitivement aboli la conspiration du silence ourdie contre lui par la grande presse et la critique littéraire officielle des pays de langue allemande. En France, Kraus n'est pas tout à fait inconnu: plusieurs Français, dont Charles Andler, ont à maintes reprises proposé Karl Kraus pour le prix Nobel de littérature; ils signalaient son œuvre comme «un durable monument élevé aux morts par la pitié humaine et la plus courageuse indignation», ajoutant que «quand elle ne serait pas un grand acte de courage et la preuve d'une vigoureuse pensée, elle resterait debout par la puissance de la création verbale».

Polémiste, voire pamphlétaire, auteur dramatique, acteur, poète lyrique, Kraus représente, ainsi que l'affirme Knut Hamsun, «un grand nom de la riche culture autrichienne». Son œuvre se compose principalement d'articles, aphorismes et poésies publiés dans la revue »Die Fackel« (le Flambeau), fondée par lui en 1899 et dont il est, depuis 1903, l'unique collaborateur. Cette œuvre se compose, à l'heure actuelle, de six volumes d'essais, trois volumes d'aphorismes, six pièces dramatiques, dont la plus remarquable est sans doute »Die letzten Tage der Menschheit« vaste tableau des horreurs de la guerre, interrompu ça et là par les réflexions cinglantes du »Nörgler«, de l'ergoteur, qui n'est autre que Kraus lui-même, neuf opuscules contenant des poésies, épigrammes et satires en vers, des adaptations de plusieurs drames de Shakespeare, ainsi qu'une »Nachdichtung« des sonnets de ce dernier, et des traductions de plusieurs textes d'opérettes de Jacques Offenbach. Cette œuvre s'impose non seulement par sa puissance et sa pureté morales, mais surtout par une virtuosité



~~125~~
4

Nietzsche vante comme le fruit d'une longue méditation. Mais ce qui distingue essentiellement cette prose, et ce qui la rend intraduisible en une autre langue, c'est l'importance et la signification qui y sont attribuées au jeu de mots, au »Wortspiel«. Là encore, Kraus rejoint les grands romantiques allemands, en particulier Schlegel et Novalis, dont nous connaissons des réflexions vraiment surprenantes sur le »Wortwitz«, le mot d'esprit. Pour Bernhardt le »Witz« est même identique avec la vérité.

M. Rubel montre, en citant plusieurs aphorismes de Kraus, l'originalité du style de Kraus qui ne néglige aucune particularité de sa langue lorsqu'il peut en créer des sentences ou des pensées profondes, ce que montre la définition même qu'il donne de l'aphorisme : »Ein Aphorismus braucht nicht wahr zu sein, aber er soll die Wahrheit überflügeln. Er muß mit einem Satz über sie hinauskommen«. La pointe de cette pensée réside dans l'expression »mit einem Satz« qui veut dire «d'un bond» mais qui, dans cette phrase garde également son sens littéral, en indiquant que, dans l'aphorisme, il s'agit de surpasser la vérité littérale «par une seule phrase».

Dans de nombreux autres aphorismes ou saillies, Kraus joue sur ce que la stylistique (p. ex. dans les ouvrages de M. Bally) appelle les «clichés» d'une langue, ou bien sur l'ambiguïté, voire la pluralité sémantique d'un ou plusieurs termes allemands. Un des procédés les plus caractéristiques du style de Kraus est la mise en valeur de métaphores de l'allemand que le poète n'hésite pas à ramener souvent à l'image concrète (exemple : Kraus parlant du libéralisme, »der der Menschheit den Zinsfuß auf den Nacken setzt« emploie le terme »Zinsfuß« — taux d'intérêt — comme s'il s'agissait de l'expression »den Fuß auf den Nacken setzen«).

IV. M. Rubel termine sa causerie par la lecture d'un essai de traduction en français d'une satire de Kraus intitulée »Das Ehrenkreuz« écrite en 1909, dans laquelle le poète prend la défense d'une prostituée contre une justice qui soumet ses décisions aux normes d'une morale hypocrite.

La fin de la séance est consacrée à l'audition d'une poésie de Karl Kraus »Todesfurcht« enregistrée sur disque par l'auteur lui-même.

